Ortssagen

und

geographische Bilder

aus allen Gegenden Deutschlands.

Für das mittlere Jugendalter erzählt

von

Heinrich Kühne.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag.

1854

The University of Chicago
Libraries

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG

THE NEWBERRY OF CHICAGO LIBRARIES

Ortssagen
und
geographische Bilder
aus allen Gegenden Deutschlands.

Für das mittlere Jugendalter erzählt

von

Heinrich Kühne.

Leipzig,
Georg Wigand's Verlag.
1884.

Digitized by Google

PT915
K92

„Sagen sind sprechende Zeichen und Zeugen des volkseigenen Sinnes, seiner geistigen Entwicklungsgeschichte, fortlebende Denkmäler, die denjenigen aus Stein und Erz, welche unsere Altertumsforscher in ihren Kabinetten aufstellen, ihrer Bedeutsamkeit wegen, gering gesprochen, ebenbürtig sind."

A. Stöber.

Digitized by Google

848095

Vorwort.

Ortssagen knüpfen sich an einen bestimmten Ort und bieten irgend eine Thatsache, welche daselbst geschehen ist oder geschehen sein soll. Nicht selten wird dadurch, wenngleich die Erzählung Einzelheiten bietet, die niemand verbürgen kann, dem Orte einige Beachtung gesichert. Jemehr eine den Ort betreffende Thatsache der Vorzeit in den Vordergrund tritt, um so größeres Interesse ist der Sage gesichert.

Die Anzahl solcher Sagen ist erstaunlich groß, doch ihr Wert ist sehr verschieden, sodaß für die Jugend, will man ihr lediglich Passendes bieten, nur eine verhältnismäßig kleine Auswahl getroffen werden kann.

Einige derselben reichen aus dem Heidentum in unsere Tage hinein, andere sind romantischen, wenige heiteren Inhalts, viele haben einen ethischen Charakter und liefern Beispiele dazu, wie das Gute belohnt, das Böse bestraft wird. Der Verfasser hat letzteres Moment beim Erzählen für sich selbst reden lassen, doch ist nicht versäumt worden, passende Sprichwörter einzuflechten, die ja denselben Dienst leisten, indem sie der Regel Worte verleihen.

Zu den Unterhaltungsschriften zählend, sind die Ortssagen trefflich zur Erweckung und Belebung des Unterrichts in der Geographie geeignet. Damit dies beim stillen Lesen um so sicherer erreicht werde, hat der Verfasser die vorliegenden Sagen nicht lose aneinandergereiht, sondern eine jede durch kurze geographische Mitteilungen eingeleitet, welche zur Orientierung nötig sind.

Da der Stoff meistens in einigen Bearbeitungen vorlag, so ist davon abgesehen worden, die Quellen anzugeben, worauf die Bearbeitungen gestützt sind.

Der Verfasser.

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Die große Grete zu Tecklenburg	1
Burg Windeck	4
Auerbach	8
Der Mönch am Drachenfels	11
Der Roland zu Stendal	13
Köpnick und der Krebs im Fischzuge von Stralau	15
Die Ebernburg bei Kreuznach	17
Der Kobold in der Mühle	19
Die letzte Saat des Junkers	22
Die Salzquelle zu Lüneburg	24
Die Quellen zu Aachen	26
Der Wolf am Dome zu Aachen	29
Die Gründung der Stadt Brilon	31
Die Gründung von Hildesheim	32
Lewenhagen an der Weser	34
Die Hahnenkrähe zu Breslau	36
Rolandseck	40
Die drei Citronen	45
Gmünd	49
Die schwarzen Steine	52
Die goldenen Eier	56
Die Linde zu Annaberg	59
Der Heidenkeller bei Volberg	60
Die Entstehung des Siebengebirges	62
Vineta	64
Erpho, der Zweifler	66
Der Spottvogel	70
Karlsruhe	72
Richmodis von der Aducht	74
Bürgermeister Gryn und der Löwe	76
Die Bäckerwippe zu Bonn	78
Die Lederhose mit dem Heckthaler	80
Der Glockenguß zu Attendorn	86
Der Rabe zu Brandenburg	89
Der Stock auf dem Rathause zu Stendal	90
Der schweidnitzer Ratsmann	93
Die schlimmen Brüder	95
Die Krebse zu Bonn	99
Der Müller Pumpfuß	101
Die Schnitterin	106
Die Warnerin zu Husum	107
Das verlorne Kind	112
Luise von Solms	114
Der Bogenschütze	116
Der Pfeil	122
Frau Holle und der lahme Jakob	125
Der Treuenfels	132
Der Rattenfänger von Hameln	136
Der Blumenstein zu Rotenburg	139
Das Dohlennest	144
Die wilde Jagd und der Hackelnberg	147
Der Mauerritt auf dem Kynast	150
Der Gefangene im Turm	157
Die Elben und Zwerge	158
Selbergedan	162
Die drei Nixen	164
Das Wichtelmännchen von Dierrath	165
Der Mummelsee	171
Der Bergmönch im Harz	173
Der Harzgeist	176
Altenahr	183
Das Uhrwerk zu Straßburg	187
Die Söhne des Burggrafen von Nürnberg	191
Die Roßtrappe	198
Rübezahl. Rübezahl im Umgange mit den Menschen	200
Rübezahl und der Doktor	204
Rübezahl und die Zschirnsteine	205
Rübezahl und der Glaser	206
Rübezahl als Schweineschlächter	209
Rübezahl und die zwei Handwerksburschen	211
Rübezahl als Holzspalter	212
Rübezahl und der ehrliche Veit	214

Die große Grete zu Tecklenburg.

Münster ist sehr alten Ursprungs, denn schon seit 780 predigte Bernhard im Auftrage Karls des Großen im Münsterlande das Christentum. Im Jahre 791 folgte dem Missionare der Friese Liudger, und „Mimigardevord" vergrößerte sich durch das ganze Mittelalter. An die Stelle dieses Namens ist später „Münster" getreten und hat den älteren Namen verdrängt. Zur Zeit seiner Blüte war das nach ihm benannte Hochstift Münster 99 qkm groß, und ein alter Chronist sagt: „Wenn dies Stift einen martialischen Bischof hat, so kann er eine ziemliche Armee auf die Beine bringen, deswegen die Holländer ihre Grenzen auf dieser Seite wohl bewachen."

An den nordwestlichen Ausläufern des Teutoburger Waldes liegt die Grafschaft „Tecklenburg", welche ehemals wohl von eigenen Grafen beherrscht war, die jedoch nur geringe Macht besaßen, wenngleich die Grafschaft früher eine größere Ausdehnung gehabt hat, als in unsern Tagen. Konnte hier die Grenze nicht so bewahrt werden, als dies von Seiten Hollands geschah, die Grafschaft stand trotzdem nicht so verlassen da, als mancher annehmen mag, denn zu Tecklenburg vor dem Schlosse stand eine Kanone, die hatte den Spruch auf dem Rohr:

Grote Greite heit ik,
Sewen Meilen scheit ik,
Den ik treff, den greut ik.

Dabei ist noch besonders der Umstand zu beachten, daß zur Zeit, von welcher wir reden, Kanonen überhaupt noch nicht in großer Zahl vorhanden waren, am allerwenigsten solche mit dergleichen Inschriften. Die Sage, welche wir mitzuteilen haben, datiert nämlich weit zurück. Im Jahre 1555 starben die Grafen von Tecklenburg aus, und da war's bereits längst geschehen, was wir erzählen wollen. Doch Verfeindungen gab es früher schon, und mochte auch immerhin der drohenden Rüstung des Schlosses zu Tecklenburg die Absicht zu Grunde liegen, jede fremde Macht durch die gefährliche Kanone vom Kriege mit der Grafschaft zurückzuschrecken, es konnte dennoch geschehen, daß ein Bischof von Münster mit dem Grafen von Tecklenburg in Fehde geriet, eine Thatsache, die nicht leicht zu nehmen war, und womit unsere Sage beginnt.

Einst begab sich's, daß Münster dem Grafen von Tecklenburg Fehde ansagen ließ. Da kam der Kriegsoberste des Bischofs auf ernste Gedanken, denen sich erhebliche Sorgen zugesellten. Der Mann mochte Ursache dazu haben, denn er wußte von der Inschrift der großen Kanone und weder er selbst, noch seine Leute hatten je Pulver gerochen. Doch fand er nicht für gut, dies seinem Herrn merken zu lassen. Statt dessen bekam Hochwürden viel von Diensteifer zu hören, auch die Bemerkung: „Eine Musterung des Kriegsvolkes abzuhalten, kann immerhin nicht schaden. Die Vorsicht ist," fügte er hinzu, „wie das holländische Sprichwort sagt, die Mutter vom Porzellanschrank."

Der Bischof lächelte ein wenig, willigte aber ein, und die Musterung wurde beschlossen. Da ließ der Kriegsoberste auf der Heide bei St. Mauritius ein großes Lager aufschlagen, regelmäßig und fein, zur Freude aller Münsterländer. Das Lager wurde sofort vom Kriegsvolke bezogen, und gleich am folgenden Morgen wurde exerziert und inspiziert, aber auch alles in bester Ordnung gefunden. Weil nun gerade schöner Sonnenschein und — wie der Kriegsoberste nicht anders wußte — vom Feinde nichts zu besorgen war, so ließ er im Freien eine lange Tafel aufstellen

Digitized by Google

und lud die Offiziere ein, mit ihm zu speisen. Zwar hielt er dafür, der Feind warte ihren Angriff ab und sei noch in Tecklenburg, acht Stunden entfernt, er meinte aber doch, das niederländische Sprichwort von der Vorsicht dürfe niemals außer acht gelassen werden, denn wenn eins wahr sei, so sei es dies. Deshalb befahl er: „Vorposten- und auch Patrouillendienst soll noch geübt werden, denn das ist eine Hauptsache, wenn man nicht überrumpelt werden will." Nach der Erteilung dieses Befehles rieb er sich vergnügt die Hände und dachte bei sich selbst: „Wenn wir einmal in die Lage kämen, daß der Feind eiligst nahen sollte, woran einstweilen allerdings nicht zu denken ist, so müssen die Vorposten es rechtzeitig zu melden wissen; das will aber geübt sein, bevor wir in die Lage kommen!" setzte er in Gedanken hinzu.

Als nun seine Gäste zur Tafel kamen, war der Vorpostendienst bereits im Zuge, und der Kriegsoberste setzte sich ruhig mit den Herren zu Tische. Wohl mußte es auffallen, daß man an der Tafel bald links, bald rechts, bald vor, bald hinter sich rufen hörte: „Werda?" und antworten: „Gut Freund!" und daß sich diese Rufe unaufhörlich in nächster Nähe wiederholten. Doch der Gastgeber erklärte: „Dies geht mit rechten Dingen zu, man übt der Sicherheit wegen den Vorpostendienst." Daß den Soldaten gar nicht befohlen worden war, sich in die Ferne zu begeben, um den Feind aufzuspüren, verschwieg er; dagegen war wohl zu merken, daß die Posten laut rufen mußten, damit ihre Vorgesetzten den Diensteifer der Leute wahrnehmen könnten. Die Tischgenossen sahen sich mitten ins Kriegslager versetzt, waren aber damit wohl zufrieden und guter Dinge, um so mehr, als die Tafel reichlich mit guten Speisen besetzt war und mitten auf derselben ein wohlverzierter Schweinskopf prangte mit einer Citrone im Maul, ein wahres Prachtstück. Eins nur hatten die Speisenden offenbar vergessen: die große Grete.

Allerdings befand sich diese in einiger Entfernung auf einer Schanze, doch ein Kanonier mit guten Augen stand neben ihr. Der Scharfsichtige sah sogar von der Höhe herab, daß unten in der Ferne eine große Anzahl Leute beisammensaßen und erkannte sie auch. „Jedenfalls kann es nicht schaden," dachte er, „wenn ich ein

Digitized by Google

Lebenszeichen von mir gebe und ihnen eine Kugel zuſchicke.“ Er zielte gut und hatte ſich für die einſchlagende Kugel ein beſtimmtes Ziel erſehen, ein dunkles Centrum in weißem Kreiſe, denn der Schweinskopf mitſamt ſeiner Citrone war plötzlich wie weggeblaſen, nur die leere Schüſſel war ſtehen geblieben. Beim Knalle, der faſt gleichzeitig kam, mit Entſetzen von ihren Sitzen in die Höhe fahrend, wußten die Gäſte bei dem Schreckſchuſſe nicht, wie ihnen geſchah. Auch dem Feldoberſten entfiel plötzlich der Mut. Er hielt die Meinung feſt, der Schuß ſei von Tecklenburg gekommen, eilte ſofort zum Biſchof, ſeinem Herrn, verkündete demſelben den Vorfall und fügte hinzu: „Es würde unverantwortlich ſein, wenn man Krieger, die ſo vorzüglich exerzieren können, wie die unſrigen, einem ſo gefährlichen Geſchütze preisgeben wollte! Die Grete ſchießt offenbar weiter als ſich gehört!“ fügte er hinzu. „Unſererſeits anzugreifen ſcheint deshalb gewagt!“

Dem geiſtlichen Herrn, der ſehr friedlich geſinnt war, leuchtete dies ein. Er fertigte ohne Säumen einen Boten nach Tecklenburg ab, der mit dem Grafen Frieden ſchließen ſollte, und der Tecklenburger, der freilich mit ſeinen Leuten Münſter bereits nahe gekommen, war wohl damit zufrieden, daß dieſer mit Hülfe der großen Grete ohne Blutvergießen zu ſeinen Gunſten zuſtande kam.

Burg Windeck.

Nördlich von Heidelberg am ſchönſten Punkte der Bergſtraße liegt Weinheim (über 6000 E.) mit dicken Mauern und Türmen auf weinreichen Hügeln. Hier hatten einſt die Tempelherren ihren ſtattlichen Sitz (jetzt iſt's Amtshaus). Nicht Wein allein durchgrünt die Alt- und Neuſtadt, auch der Kaſtanienbau ſteht in Flor und liefert die edelſten Früchte, ja ſogar der Mandelbaum fehlt nicht. Über der Stadt erheben ſich auf einer Höhe, von welcher

man eine weite Umsicht ins Rheinthal hat, die malerischen Trümmer eines Denkmals der Vorzeit, die bedeutenden Ruinen der Burg Windeck, die unstreitig vor ihrer Zerstörung für eine tüchtige Feste gelten konnte. Sie hatte nur einen Zugang und war durch einen sehr starken Turm geschützt. Sowohl dieser Turm, als auch der wohlverwahrte Keller und der mit steinernen Säulen versehene Marstall werden noch lange die Bewunderung der Zuschauer erregen und Zeugnis vom Reichtum des dort wohnenden adeligen Geschlechtes ablegen. Und doch erinnern die letzten Sprossen des edlen Geschlechtes an das Sprichwort: „Der Geizige ist ärger als ein Dieb; der Dieb stiehlt andern das Geld aus der Tasche, der Geizige sich selber das Mark aus den Beinen." Die Sage erzählt:

Als die letzten Bewohner der Burg werden zwei Brüder genannt, die so geizig waren, daß sie das herrliche Schloß ihrer Väter schon bei ihren Lebzeiten verfallen ließen und sogar ihrem eigenen Leibe keine Erfrischung gönnten. Der geräumige Keller lag voll Wein, doch, wie köstlich dieser auch sein mochte, sie tranken nicht davon, auch keinen Tropfen. Wenn aber einer von ihnen beim Wassertrinken sagte: „Wie erfrischend!" so fügte der andere bei: „Und wie stärkend und labend!"

Aus Sparsamkeit verheirateten sich beide nie; sie waren darin einig, das bringe Unkosten. Aus demselben Grunde nahmen sie auch keinen Besuch an und gingen nicht in Gesellschaften. „Was man besitzt, muß man erhalten," sagten beide und gedachten nicht des Sprichwortes: „Der Geiz ist die größte Armut." Je älter sie wurden, um so mehr sah man ihren Geiz überhand nehmen. Sie verkauften nicht nur all' ihre Pferde und Hunde, sie schafften auch ihre Stallknechte, ja endlich die ganze Dienerschaft ab, um nur nicht Lohn geben zu müssen und Speise, denn sie sagten: „Selber essen macht fett!" Eines Tages jagten sie sogar die Katzen fort, so daß der lebenden Wesen im Schlosse, wenn Ratten und Mäuse nicht mitgezählt werden, immer weniger wurden.

Digitized by Google

Man ſollte meinen, die Vereinſamung ſei ihnen auf die Dauer doch läſtig geworden. Das war jedoch nicht der Fall. Denn als der eine eines Tages rühmte: „Wie ſchön ſtille iſt es doch bei uns!“ ſetzte der andere hinzu: „Und wie lange ſchon ſind wir von keinem Störenfried beläſtigt worden! Das iſt wahrlich viel wert!“

Doch der Satz: „Der Menſch kann nicht beſtändig ohne etwas ſein, womit er ſich in müßigen Stunden die Zeit vertreibt,“ bewahrheitete ſich auch hier. Die beiden Brüder, welche auf jegliche unſchuldige Freude des Lebens verzichteten, hielten ſpäter eine ſchöne blaue Meiſe, welche der eine von ihnen eines Tages im Walde gefangen und heimgebracht hatte. Das muntere Tierchen hing in einem hölzernen Käfig, und ſie ergötzten ſich an ſeinem mannigfaltigen Geſange und an ſeinen lebhaften Bewegungen. Ihr Geld hielten die Herren in eiſernen Truhen verſchloſſen und die wurden möglichſt wenig geöffnet. Aber aus ihrem kargen Vorrat an Lebensmitteln erhielt das niedliche Vöglein außer friſchem Waſſer jeden Tag eine Nuß zu ſeiner Nahrung, was denn auch hinreichte, ſein Leben zu friſten.

Einſt hatte einer der Brüder eine ſchlafloſe Nacht, denn er grübelte darüber, wie ſie noch beſſer zu ſparen vermöchten, und da fiel ihm ein, daß die Blaumeiſe doch viel zu viel brauche. „Sie iſt fürwahr ein teurer Koſtgänger,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „recht wohl könnten die Nüſſe erſpart bleiben.“ Und bei dieſer ſtillen Betrachtung blieb es nicht. Als er am nächſten Morgen kaum mit dem Bruder zuſammengetroffen war, rechnete er dieſem vor, daß das Meislein in jedem Jahre über ſechs Schock Nüſſe verſpeiſe, ihnen alſo ſehr teuer zu ſtehen komme. „Du haſt Recht; es iſt zu viel!“ rief der Bruder erſchrocken aus. „Schon in einem Jahre koſtet das Vöglein mehr, als es wert iſt. Solchen Miteſſer zu halten iſt ein zu teures Vergnügen! Es liegt Grund genug vor, die Meiſe abzuſchaffen. Durch unſere Güte und Mildthätigkeit haben wir uns zu einer unverantwortlichen Verſchwendung hinreißen laſſen.“ Noch einige Tage führten ſie ſolche Reden, dann faßten ſie den Entſchluß, dem frevelhaften Thun ein Ziel zu ſetzen. Der eine öffnete das Fenſter, der andere ſchob die Gitterthür am

Gefängniſſe des niedlichen Vogels in die Höhe, und dieſer beſann ſich auch nicht lange, er entwiſchte mit ſtaunenswerter Behendigkeit, ja, er ſagte nicht einmal Dank für die großen Opfer, welche ihm gebracht worden waren. Als ihm die Brüder nachſahen, ſaß er ſchon im nächſten Baume und ließ ein Freiheitsliedchen erſchallen, ſo luſtig, wie er im Käfig keins gezwitſchert hatte, dann wechſelte er in der Freudenſtimmung und rief: „Wip, wip!“ was der eine Bruder für Hohn hielt und zum andern herüberblickend ſagte: „Undank iſt der Welt Lohn!“

„Wie freu' ich mich,“ fing am folgenden Morgen der eine Bruder an, „daß ich in dieſer Nacht gut geſchlafen habe, und daß wir den Vielfraß los ſind! Er hätte uns noch arm gemacht!“

Sein Bruder aber ſagte: „Bei mir kann eine reine Freude nicht recht aufkommen. Ich blicke in die Vergangenheit zurück und gedenke der vielen nutzlos verſchwendeten Nüſſe. Vor den Kopf möcht' ich mich ſchlagen, dafür, daß wir der Dummheit ſoviel Spielraum gelaſſen haben.“ So klagte er, und wieder ſtimmte der Bruder bei.

In dieſem Tone redeten ſie fortan alle Tage, und der Kummer um die grenzenloſe Verſchwendung fraß ſich tiefer und tiefer in ihr Herz ein. Und wenn das Sprichwort ſagt: „Der Geiz iſt grundlos und nicht zu ſättigen,“ in Bezug auf die Brüder iſt's zum Wahrwort geworden. Anſtatt ſich ihres Beſitztums zu freuen, blickten ſie unaufhörlich die Verſchwendung, welche ſie ſich nach ihrem Dafürhalten hatten zu Schulden kommen laſſen, an, und ihr Verdruß wurde immer größer, ſodaß ſie einander ſeufzend zuriefen: „Hätten wir doch die vielen Nüſſe geſpart!“ An eins nur dachten ſie nicht. Beide haben von ihren erſparten Schätzen nichts mitnehmen können; ſie haben ihren Mammon lachenden Erben hinterlaſſen müſſen.

Digitized by Google

Auerbach.

Im Großherzogtum Heſſen, zwiſchen Bensheim und Gernsheim, liegt das uralte Dorf Auerbach und nahe dabei mitten zwiſchen Weingärten die Ruine des Schloſſes Auerburg, welches Turenne 1674 zerſtört hat. — In Burgen, die als Ruinen in der Nähe von Weinbergen liegen, vermutet man leichthin einen verſchütteten Weinkeller, der in irgend einem verſteckten Winkel ſeinen verborgenen Eingang haben ſoll. Auf dieſem Gedanken fußt folgende Sage von Auerburg.

Ein Bauer, welcher in einſamer Stunde zwiſchen den Rebengeländen von Auerbach hinwandelte und die Trümmer der alten Burg vor Augen ſah, hatte mancherlei lebhafte Gedanken. Er war nämlich einer von denen, von welchen das Sprichwort gilt: „Er iſt nicht begehrlich, aber er will alles haben.“

„Wer das hätte,“ ſagte er vor ſich hin, „was in alter Zeit mutwillig bei der Zertrümmerung ſolcher Burg unter dem Boden vergraben worden iſt!“ Der geheime Wunſch: „Hätt' ich!“ kam ihm leichthin und dann beſchlich ihn auch in dieſem Augenblicke ein ſchmerzliches Gefühl des Bedauerns, daß es dabei blieb und nicht ein „Hab ich!“ daraus wurde. „Der Begehrgeiſt iſt ein Störgeiſt,“ dies Sprichwort bewahrheitete ſich auch hier, denn er konnte den Gedanken an ſolchen Weinkeller nicht loswerden und richtete ſeine Augen immer wieder nach der Ruine hin. So weindurſtig wie diesmal war er nie geweſen. Ihm ſelbſt fiel es auf und mit Ärger erinnerte er ſich des Sprichwortes: „Wer viel begehrt, dem mangelt viel!“

Als er ſich's nun mit Gewalt aus dem Sinne ſchlagen wollte, ſtand, ehe er ſich's verſah, ein Mann vor ihm, der mit einer Küferſchürze bekleidet war und ihn mit freundlichen Augen anlachte. Wie er's nehmen ſollte, wußte er im erſten Augenblicke nicht. Da hörte er den Küfermeiſter ſagen: „Du möchteſt dich wohl gern einmal am Wein der hohen Herren laben, die vor Zeiten

Digitized by Google

droben hauſeten? Der Wunſch iſt nicht übel und kann erfüllt werden. Komm, folge mir! Wir wollen ein Stündchen froh verplaudern."

Gern ließ ſich das Bäuerlein bereit finden, und es war ihm, als ſteige ihm ſchon der lieblichſte Weinduft entgegen, ſo überraſchend wurde ihm durch die Vorfreude Erquickung geſpendet.

Der Küfermeiſter ſchritt bergauf durch Dornhecken, Rebenſpaliere und verſchüttetes Mauerwerk. Dabei wurde dem Bäuerlein durch das Berganſteigen heiß, ſodaß es ſeufzend ſagte: „Der Weg iſt nicht der beſte!" worauf der Wegweiſer antwortete: „Der Weg zu einem hohen Ziele iſt niemals ohne Beſchwerde, aber das Sprichwort ſagt: Auf Beſchwer folgt Ehr." — „Auf Beſchwer folgt Begehr," dachte das Bäuerlein, hielt ſich aber ſtill, ließ ſich auch die Beſchwerde gefallen, und ſie gelangten bald an eine etwas verfallene niedrige Kellerthür und ſtiegen auf der morſchen Kellertreppe hinab in den dunkeln Raum. Unten blieb der Küfer ſtehen, nahm aus der Mauerblende einen Kerzenleuchter und machte Licht an. Dies trug er in ſeiner Linken. Mit der Rechten ergriff er einen Heber und einen bereitſtehenden Humpen und ſchritt nun dem begehrlichen Bauersmann vorauf durch einen gewölbten Gang vorwärts, bis ſie zu dem eigentlichen Kellerraume gelangten und vor einem rieſigen Faſſe ſtanden.

„Endlich ſind wir in meinem Reiche angekommen," ſagte der Küfermeiſter. „Hier liegen meine Unterthanen friedlich beiſammen und harren ihrer Erlöſung aus dem engen Raume." Er hob das Licht empor und hielt es ſo, daß ſein Gaſt in die Tiefe des Kellers blicken konnte und die Fäſſer in langer Reihe liegen ſah. Die letzten verſchwammen im Halbdunkel.

„Grundgütiger Gott!" rief das Bäuerlein aus und ſchlug ſeine Hände zuſammen, „ſolche Fülle der lieblichen Gottesgabe leibhaftig vor mir zu ſehen, iſt mir noch nicht vergönnt geweſen. Und man erblickt ja den blanken, glitzernden Wein vor Augen, der wie eitel Gold und Karfunkel ſchimmert!"

„Wohl! Laß Dich's nicht wundern. Der Wein hat im Laufe der Jahre ſeine eigenen Fäſſer angeſetzt, die von Menſchenhänden gefertigten hölzernen ſind längſt verfallen. Doch mit dem Sehen

Digitized by Google

iſt's nicht genug, Du mußt eine Probe haben, damit Du vergleichen kannſt."

Bei dieſen Worten ſetzte er den Heber ein, füllte den Humpen und trank dem Bauer zu. Mit Behagen und in langen Zügen ſchlürfte dieſer, und als das Gefäß bis auf den Grund geleert war, leckte er die Lippen und ſagte ſchmunzelnd: „Solch köſtlichen Labetrunk hab' ich noch nie über meine Lippen gebracht. Habt Dank!"

Durch dieſen Ausſpruch befriedigt, ſagte der Meiſter: „Ich habe mit dem niedrigſten begonnen. Wir kommen jetzt zum beſſeren!" Der Humpen wurde wieder gefüllt und mundete noch beſſer. So gingen ſie von Faß zu Faß, und allemal erwies ſich der folgende Schluck beſſer als der vorhergehende.

Unterdes wurde der Beglückte aufgeräumter und redſeliger. Schon nach dem vierten Humpen ſagte er lachend: „Kluck, kluck! Das gleitet ab und thut wohl!" Bevor ſie noch in die Mitte des Kellers gekommen waren, küßte er ſchon die Fäſſer und machte erſtaunliche Lobeserhebungen. Der Küfer aber ſagte allemal, ſo oft ein Humpen geleert war: „Wir kommen jetzt zum beſſern!"

Dies traf wirklich zu, denn als ſie am letzten waren, liefen dem Bäuerlein vor Entzücken die Thränen über die Backen, ja, voller Jubel ließ er ſich den Humpen noch einmal füllen und trank bis auf die Nagelprobe.

Doch der letzte Schluck überwältigte ihn. Er taumelte, mußte zu Boden ſinken und fiel alsbald in einen tiefen Schlaf.

Erſt am folgenden Morgen erwachte er wieder und lag in der Nähe der Ruine in einer Pfütze. Schlaftrunken erhob er ſich und fragte: „Wohin bin ich denn gekommen?" konnte ſich aber erſt nach langer Zeit beſinnen, was geſchehen war. Dann ſuchte er den Eingang in den Keller, denn es zog ihn wieder hin, fand ihn aber nicht und zog ſeine Straße mit neuer Begehrlichkeit.

Digitized by Google

Der Mönch am Drachenfels.

Der Drachenfels im Siebengebirge (1055 Fuß hoch) steigt faſt ſenkrecht empor, liegt unmittelbar am Rheine und bietet eine wunderherrliche Ausſicht in die Nähe und in die Ferne.* Bald folgt des Beſchauers Blick dem Strome aufwärts, wo ihm die Abhänge des Rheinthals in die Augen fallen, bald nach der andern Seite hin in die weite Ebene, dann auf den glänzenden Spiegel des Rheines unter ihm, woraus ſich die beiden Inſeln hervorheben. Beſonders aber wird ſeine Aufmerkſamkeit gefeſſelt vom bunten Teppich der auf jenem Ufer liegenden Felder, die von lieblichen Höhen umkränzt ſind.

Unterhalb der hoch oben auf dem Berggipfel thronenden Ruine ſteht auf der Plattform ein Denkmal zur Erinnerung an die Freiheitskriege. Etwas abwärts am Berge ſelbſt befindet ſich die Domkaule, ein Steinbruch, aus welchem der Trachyt zum Dombau von Köln entnommen worden iſt. Die Burg droben ſoll ſchon im Anfang des 16. Jahrhunderts zerſtört worden ſein.

In der Richtung rheinaufwärts befindet ſich über einem verlaſſenen Steinbruch ein vorſpringender Fels, der die Geſtalt eines Mönches hat, welcher den Berg hinaufzuklimmen ſcheint. Von ihm geht folgende Sage:

Es gab eine Zeit, in welcher ein Rieſe und ein Zwerg um den Beſitz des Drachenfels ſtritten. Da der Rieſe ſtark und träge, der Zwerg aber gewandt und klug, auch entſchieden thätig war, ſo ließ die Entſcheidung darüber, wer die Herrſchaft erringen werde, lange auf ſich warten, indem, was ſie auch unternehmen mochten, der Ausgang den Streit nicht zu Ende brachte.

---

* Seit 1883 kann mit der Zahnradbahn hinaufgefahren werden.

Digitized by Google

Endlich waren beide des neckenden Streitens müde und wurden einig, nunmehr die Sache mit einem Schlage zum Abschluß zu bringen. Beim Anbruch der Dämmerung am folgenden Tage wollten sie bergan steigen. „Der," so lautete ihre Verabredung, „welcher zuerst oben die Sonne aufgehen sieht, soll Herr und Meister des Berges sein."

Der Zwerg that dem Sprichwort Ehre an: „Dem, der früh aufsteht, hilft Gott und leitet ihm die Hand." Er machte sich beim ersten Morgenstrahle auf den Weg, als der Riese noch in guter Ruhe auf seinem Lager lag, sich streckte und uns an das Sprichwort erinnert: „Aufstehen früh, hat Müh." Er dachte, sich auf die andere Seite legend: „Ich kann noch geraume Zeit schnarchen und werde den Kleinen, auch wenn er bereits unterwegs sein sollte, schon einholen und überflügeln, denn ich habe lange Beine." Zum Aufstehen mußte er sich, wollte er nicht verlieren, endlich doch entschließen, streckte noch einmal seine Glieder, rieb sich den Schlaf aus den Augen und erhob sich dann. Sobald er auf die Beine gekommen war, achtete er keiner weiteren Beschwerden und Hindernisse und lief im Sturmschritt den steilen Berg hinan.

Als er jedoch der Spitze desselben nahe kam, rief ihm der Zwerg schon lustig „guten Morgen" entgegen und sagte lachend: „Ich bin bereits hier! Und siehe, in diesem Augenblicke geht auch gerade die Sonne auf." Sie wurde in der That von dem Kleinen, der schon oben stand, zuerst gesehen; er hatte also auch den Berg gewonnen.

Vor Zorn darüber verfluchte sich der Riese so greuelhaft, daß er augenblicklich in Stein verwandelt wurde und bis auf den heutigen Tag da stehen und sich schämen muß.

Der Roland zu Stendal.

Wie in vielen Städten befindet ſich auf dem Markte zu Stendal ein ſogenannter Roland, der einen großen und kräftigen Ritter mit einem langen Schnurrbart darſtellt und weit und breit berühmt iſt. In ſeiner rechten Hand hält er ein zwölf Ellen langes Schwert und in ſeiner Linken das in zwei Hälften geteilte Wappenſchild der Stadt, auf deſſen einer Hälfte ein halber roter Adler auf ſilbernem Grunde zu erblicken iſt, wogegen auf der andern Hälfte vier goldene Gerſtenkörner auf ſilbernem Grunde glänzen. Schwert und Wappen deuten offenbar auf die hohe Gerichtsbarkeit der Stadt hin, wofür auch ſpricht, daß ehemals vor der Rolandsſäule das geſprochene Todesurteil vollzogen wurde.*

Rings um die Beine Rolands finden ſich noch mehrere kleine Figuren, die ſich ebenfalls recht wohl deuten laſſen. Offenbar ſoll der ſich an Roland lehnende Mann, welcher einen Strick in den Händen hält, den Henker darſtellen. Auf einem Steine unter demſelben ſitzt ein grinſender Affe mit einem Tambourin, als gälte es, einen verurteilten Miſſethäter noch durch luſtige Muſik zu verhöhnen. An der andern Seite befindet ſich eine Eule, ein Spiegel und darunter ein Mann mit einer Narrenkappe, wahrſcheinlich eine Anſpielung darauf, daß Eulenſpiegel auch in Stendal ſein Weſen gehabt habe. Hören wir nun die Volksſage!

Nach der Sage dreht ſich der Roland während der Nachtzeit zuweilen herum, ja dabei bleibt's nicht: er ſteigt in einzelnen Fällen ſogar von ſeinem Fußgeſtelle herab und durchwandelt langſam die Straßen. Hieraus erklärt es ſich, daß er für viele Leute

* Es iſt wirklich nachgewieſen worden, daß die Rolandsſäulen urſprünglich Rechtsſäulen waren, an welchen Gericht gehalten wurde.

Digitized by Google

etwas Unheimliches an sich hat, so daß sie ihm nachts lieber durch einen Umweg ausweichen, als ihm vors Gesicht kommen.

Einmal hat freilich ein etwas angeheiterter Bürger eine Ausnahme gemacht und sich durch Übermut verleiten lassen, den Roland zu verhöhnen. Der Angetrunkene blieb nämlich nachts vor dem Steinbilde stehen, schnitt Gesichter und sagte bedauerlich: „Ach Du armer Kerl, der niemals ein Gläschen trinken darf!" Dann lud er ihn spottend ein, doch herunter zu kommen.

Lange hatte sich Roland in aller Gelassenheit Spott und Hohn gefallen lassen, bei diesem Worte aber drehte er sich plötzlich auf seinem Fußgestelle herum und kehrte dem Betrunkenen den Rücken zu.

Darüber erschrak der Trunkenbold dermaßen, daß er sofort nüchtern wurde. Aber seine Beine versagten ihm den Dienst, so daß er, wie gerne er gewollt hätte, nicht von der Stelle konnte.

Ihm blieb nichts übrig, als einen Schrei zu thun, um sich Luft zu machen. Er zitterte heftig und rief: „He deit mi wat! He deit mi wat!" (Er thut mir was!) Die Wächter in der Nähe hörten das Rufen, flöteten einander ein Zeichen zu und kamen von allen Seiten herbei und umringten ihn. Da wich dem Angsterfüllten der Schreck vom Herzen, weil er in der Nähe der Wächter sich sicherer glaubte. Doch auch der Beine fühlte er sich wieder mächtig. Er lief davon, was er laufen konnte.

Am folgenden Morgen fand man den Roland freilich wieder in gewohnter Weise und ohne eine Miene zu verziehen an seiner Stelle stehen, wie wenn gar nichts vorgefallen wäre. Der Mann aber entsagte dem Glase vollständig; die Lection war derb genug gewesen.

Digitized by Google

Köpnick und der Krebs im Fiſchzuge von Stralau.

Stralau liegt eine halbe Meile öſtlich von Berlin an der Spree. Köpnick auf einer Spreeinſel hat gegen 4000 E.

Wenn die Stralauer ihren Fiſchzug, ein Volksfeſt, halten, bei welchem von Fiſchen nicht die Rede iſt und was alljährlich am 24. Auguſt geſchieht, ſo wird dabei ein großer Krebs mit beſonderem Schaugepränge umhergetragen, und jung und alt freut ſich des Krebſes nicht wenig. Da fragt denn manches Kind, was für eine Bewandtnis es mit dem großen Krebſe haben möge, der doch nimmermehr zu den Fiſchen gezählt werden könne. Den Reichtum an Fiſchen erklären ſie ſich ſchon; ſie ſehen ſolche jahraus, jahrein in der Spree und am nahen Müggelſee fangen, aber ſolch einen übergroßen Krebs haben ſie niemals aus dem Waſſer ziehen ſehen, und der Krebs grade wird ausgezeichnet. „Das muß wohl etwas zu bedeuten haben!“ denken ſie mit Recht. Wird alsdann auf das linke Spreeufer hingewieſen, und dabei das Wort „Köpnick“ ausgeſprochen, ſo ſind ſie gleichwohl nicht beſſer über die Sache unterrichtet, als vorher, denn ſo einfach läßt's ſich eben nicht durch dies Wort aufklären. Ja, wer von ihnen in der Schule gut aufgepaßt hat, könnte auf eine falſche Fährte kommen und ſagen: „Der Name Köpnick ſoll aus der Wendenzeit herrühren und bedeutet Schanze, Wall, will alſo ſagen, daß ſchon die früheſten Bewohner des Ortes ſich durch Wälle und Schanzen gegen feindliche Überfälle zu ſchützen gewußt haben.“

Wohl iſt dies korrekt geantwortet, denn die Gelehrten ſagen ſo, und das könnte allenfalls auf den Krebs-Panzer als Schutz gedeutet werden. Alte Leute erzählen jedoch folgende Sage:

Vor uralter Zeit fiſchte einmal ein Fiſcher im Müggelſee

und ſah zu ſeiner Überraſchung einen großen Krebs näher ſchwimmen. Der ſprach zu ihm: „Wenn Du mich aus dem Waſſer nimmſt und nach dem erſten Orte jenſeit der Spree bringſt und dort feilbieteſt, ſo will ich Dich zu einem reichen Manne machen.“

Da griff der Fiſcher zu, denn reich werden wollte er ſchon lange. Er benahm ſich jedoch in ſeiner Gier ſo, als ſei ihm gar keine Bedingung geſtellt worden. Indem er nun den großen Krebs in ſeinen Händen hielt, vergaß er vor übergroßer Freude viel von dem, was derſelbe zu ihm geſagt hatte, fuhr gar nicht über, ſondern bot ihn auf der Seite der Spree, wo er war, nämlich an dem Flecke, wo jetzt Köpnick liegt, auf dem Markte feil und träumte derweil ſchon von ungeheurem Reichtum. Dabei erlebte er jedoch eine üble Überraſchung, denn trat ein Käufer heran, ſo rief der Krebs allemal: „Köp nich! Köp nich!“ und dies faßten die Käufer als Warnung auf. Es hatte zur Folge, daß niemand den Krebs kaufte.

Als nun der Fiſcher ſeinen Wunſch nicht in Erfüllung gehen ſah, gedachte er des Sprichwortes: „Vorgethan und nachbedacht, hätt manchen in groß Leid gebracht,“ beſann ſich dann auf die Worte, welche der Krebs geſprochen hatte, und fuhr nach Stralau hinüber, woſelbſt er den Krebs zwar zu gutem Preiſe verkaufte, jedoch keineswegs großen Reichtum erlangte, weil er die Bedingung nicht gleich erfüllt hatte. Das war kein Unglück, wenn's auch nicht erfreulich genannt werden kann.

Wie erging's aber dem Krebſe, der doch nichts verſchuldet hatte?

Der Krebs war ein verzauberter Prinz. Wäre er ohne Verzögerung jenſeits der Spree zum Verkauf gelangt, ſo würde er erlöſt geweſen ſein. Durch des Fiſchers Saumſeligkeit iſt es ihm nicht geglückt und er wird deswegen noch immer im Stralauer Fiſchzuge als großer Krebs gezeigt und als verzauberter Prinz bedauert. Der Ort aber, woſelbſt er zuerſt feilgeboten wurde, hat, weil der Krebs immer „Köp nich“ rief, den Namen Köpnick erhalten.

Digitized by Google

Die Ebernburg bei Kreuznach.

Wer von Kreuznach an der Nahe aufwärts wandert, gelangt nach Münster am Stein, einem freundlichen Dorfe mit einem königlichen Salzwerk. Das Thal, welches vorher sehr enge war, öffnet sich hier wieder und bildet einen weiten Kessel, der rings von steilen Abhängen eingeschlossen ist und einen herrlichen Anblick bietet. Außer dem Rothenfels hat man den Rheingrafenstein und die Ebernburg, einst die „Herberge der Gerechtigkeit" genannt, vor sich. Im elften Jahrhundert war die Ebernburg Eigenthum der salischen Kaiser; 1448 wurde sie von Reinhard von Sickingen erobert. Hier wurde 1481 Franz von Sickingen geboren, der bei der Belagernng der Feste Landstuhl in der Rheinpfalz durch eine Kugel tödlich verwundet am 7. Mai 1523 starb. 1689, in den Raubkriegen Ludwigs XIV. gegen die Pfalz, wurde die Ebernburg von den Franzosen zerstört, doch sind deren Trümmer teilweise erhalten geblieben. Über dem Thore des Eingangs gewahrt man noch heutigestages einen ausgehauenen Eberkopf, der mit ihrem Namen in Verbindung gebracht wird. Hören wir, was die Sage von der Burg erzählt!

Im fünfzehnten Jahrhundert waren bei einer Belagerung der Burg die Lebensmittel droben beinahe alle verzehrt. Da ließ der Burgherr, damit die umherliegenden Feinde nichts merkten, den letzten Eber, welcher noch übrig war, jeden Morgen niederwerfen, als wenn er geschlachtet werden solle. Geschah dem Tiere auch nichts zu Leide, es that doch seine Schuldigkeit und schrie aus Leibeskräften, wurde aber allemal wieder wohlbehalten zum Stalle geführt, als sei es begnadigt worden. Nachdem dies etlichemal geschehen war, schrie das Tier, welches nicht niedergeworfen sein wollte, schon wie besessen, sobald die Knechte die Hände nach ihm ausstreckten. Die Feinde draußen, welche die Burg nicht zu brechen

Digitized by Google

vermochten, hatten ſich vorgenommen, ſie aushungern zu laſſen, ſagten aber ſchon nach wenigen Tagen: „Wenn die droben ſo viel Schweine haben, ſo wird's noch lange dauern, bis ſie verhungert ſind.“ Wie hätten ſie Freudigkeit haben ſollen, bei ihrem Vorhaben zu beharren! Dazu verging ihnen völlig die Luſt; ſie zogen ab. Die gerettete Burg aber erhielt den Namen Ebernburg.

Neben dieſer Sage hat ſich auch folgende erhalten:

Raugraf Rupert, der Beſitzer der Burg, warb um die Hand einer edlen Jungfrau, ward aber abgewieſen, weil dieſelbe bereits in aller Stille mit dem Rheingrafen Heinrich, einem ſeiner Jugendfreunde, verlobt war. Dies einfach hinzunehmen, vermochte der Raugraf nicht, er erblickte darin eine Zurückſetzung, mied fortan ſeinen Freund Heinrich gänzlich, brütete Rache und ſuchte ſich dadurch zu zerſtreuen, daß er fleißig dem Waidwerke oblag.

Da geſchah es eines Tages, daß er in der Nähe vom Rheingrafenſtein einen ſtarken Eber antraf und es erlebte, daß all ſeine Wurfgeſchoſſe an dem wütenden Tiere abprallten oder zerſplitterten. Schließlich ſtand er waffenlos dem Untier gegenüber, und dies nahm mit den drohend vorgeſtreckten Hauern den Anlauf gegen ihn, als es plötzlich niederſtürzte. Rheingraf Heinrich war nämlich im rechten Augenblicke zur Stelle gekommen und hatte der Beſtie durch einen glücklichen Stoß den Garaus gemacht.

„Wie gerufen, grade zur rechten Zeit!“ ſo redete er den Freund ſeiner Jugend an, der, Beſchämung im Blicke, vor ihm ſtand, ſich jedoch nach kurzem Beſinnen ermannte.

„Edler Freund,“ ſagte er dann und reichte ihm die Hand, „ich danke Dir von Herzen!“ All ſein Groll war geſchwunden. Er ſöhnte ſich mit dem Jugendfreunde aus, der auch bald nachher ſeine Verlobte zum Altare führte.

Zum Andenken an ſeine Lebensrettung und des Freundes Edelthat ließ Rupert den Eber über dem Schloßthore anbringen.

Der Kobold in der Mühle.

Die Sage erzählt von unsichtbaren und sichtbaren Kobolden und führt die letztern unter verschiedenen Namen und Gestalten vor. Alle sind heiteren Sinnes, necken gern, erweisen sich aber auch in manchen Fällen als boshaft, wenngleich einzelne von ihnen den Menschen gerne helfen, wie wir dies von den geschäftigen Heinzelmännchen gehört haben. Meistenteils sind die Kobolde an einen bestimmten Ort gebunden, und können alsdann lästige Gäste sein. Hören wir ein solches Beispiel aus dem Havellande *:

Auf einer einsam gelegenen Wassermühle im Havellande befand sich ein Kobold, den der Müller allerdings nie gesehen hatte, dessen Vorhandensein sich jedoch durch mancherlei Unzuträglichkeiten bemerkbar machte.

Eines Abends war der Müller allein zu Hause. Draußen strömte und regnete es heftig, so daß man es trotz allem Geklapper der Fensterläden rieseln und klatschen hörte. Der vereinsamte Müller dachte: „Das ist ein Wetter, zu schlecht, um einen Hund vor die Thür zu lassen!“ Da hörte er draußen Fußtritte der Mühle nahen und gleich darnach an die Thüre klopfen. Auf seine Frage: „Wer ist da?“ wurde geantwortet: „Laßt mich um Gotteswillen unter Dach! Ich komme sonst um in dem furchtbaren Wetter: ich habe mich verirrt und kann den Weg nicht wiederfinden.“

Der Müller fühlte Mitleid, nahm das Öllämpchen vom Tische und schritt dem Flur und der Hausthüre zu, öffnete dieselbe, fuhr aber schnell zurück, denn neben dem ihn nochmals um Einlaß bittenden Fremdlinge stand vor ihm ein braunes Ungetüm, ein Bär, welcher, sobald er ihn mit der hochgehobenen Lampe erblickte, sich auf die Hinterbeine stellte und zum Eintreten Miene machte.

* Der größte Teil der Mittelmark gehört zum Regierungsbezirk Potsdam. Sie umfaßte ehemals acht Kreise, deren einer Havelland hieß.

„Erbarmt Euch meiner!“ flehte der durchnäßte Mann, welcher befürchtete, abgewiesen zu werden, nochmals. „Ich bin ein Bärenführer und weiß mit meinem Petz nicht zu bleiben. Ja, ich weiß nicht, wo aus noch ein.“

Des Müllers Verlegenheit war so groß, daß er sie nicht zu verbergen vermochte. „Für Euch selbst hätte ich wohl ein Nachtquartier!“ sagte er. Ich könnte Euch auf der Ofenbank in meinem Stübchen betten, wenn Ihr damit zufrieden sein wollt. Für den Bären aber hab' ich kein Gelaß. In die Stube können wir ihn nicht nehmen und ein Stall ist nicht vorhanden.“

„Laßt ihn in die Mühle!“ bat der Mann. „An Korn und Mehl kann er Euch keinen Schaden thun, denn seine Kette werde ich wohl befestigen.“

„Mir könnte das schon recht sein,“ entgegnete der Müller. Doch darf ich Euch nicht verschweigen, daß es in der Mühle nicht ganz richtig ist. Drinnen treibt ein Kobold sein Unwesen und macht mir durch sein Rumoren und durch mancherlei Unfug, den er anrichtet, Herzeleid genug. Darin geht er so weit, daß er manchmal die Kornsäcke ausschüttet, auch Mehl umherstreut. Es ist ein nichtsnutziger Geselle!“

„Wenn's weiter nichts ist,“ erläuterte der Bärenführer in bittendem Tone, „so laßt den Petz nur herein. Der Kobold wird ihm nichts anhaben können: der Bär wird sich seiner Haut wehren, dafür stehe ich ein. Ja, vielleicht werdet Ihr dadurch Euren Plagegeist los.“

Da lächelte der Müller mit schelmischem Gesicht und erklärte sich einverstanden. Er ließ beide in den Hausflur eintreten, öffnete die Thür des Mühlenraumes und leuchtete dem Bärenführer, damit dessen Tier an den rechten Platz gebracht und wohlbefestigt wurde. Dann nahm er den Mann mit in die Stube, worin sein eigenes Bett stand, und bereitete ihm ein Lager auf der Ofenbank. Beide schliefen ein, wachten jedoch — es mochte gegen Mitternacht sein — durch ein heftiges Getöse, welches aus der Mühle an ihre Ohren klang, auf. Dort ging es wüst durcheinander. Bald hörten sie den Bären brummen und um sich beißen, bald ein jämmerliches Aufschreien, Quiken und Grunzen.

Hört Ihr," ſagte der Müller und richtete ſich im Bette auf, „da hat ſich der Kobold an den Bären gemacht, und der ſcheint ſich allerdings ſeiner Haut zu wehren und nach ihm zu beißen."

„Freilich wehrt er ſich," entgegnete der Führer lachend, „und ich vermute, Eurem Koboldchen wird es dabei übel ergehen!"

„Wenn der Petz dem Plagegeiſt den Garaus macht, will ich mich freuen." ſagte der Müller, indem er ſich wieder niederlegte. In dieſem Augenblick erſcholl ein gellendes Aufſchreien, und dann trat völlige Stille ein. „Petz hat ihn, wenn nicht tot-, ſo doch abgebiſſen!" jubelte der Bärenführer. „Nun werden wir Ruhe haben," ſetzte er hinzu und legte ſich auf die andere Seite.

Es blieb wirklich ſtill, und ſie ſchliefen wieder ein, ſchliefen ungeſtört bis an den Morgen. Ihr erſter Gang war in die Mühle. Den Petz fanden ſie wohlbehalten auf der Bärenhaut liegen, vom Kobold dagegen war nicht die geringſte Spur zu gewahren.

Die Beherbergten wurden nun aufs freundlichſte mit Speiſe und Trank erquickt, der Führer dankte herzlich und zog dann mit ſeinem Bären ab, nachdem derſelbe vor der Thür dem Müller noch all ſeine Kunſtſtücke zumbeſten gegeben hatte.

Zur Freude des Müllers ging auch in Erfüllung, was der Bärenführer angedeutet hatte. Von Stund an ließ ſich im Mühlenraume kein Kobold mehr verſpüren. Der Mann ſprach gern davon und wurde vergnügt, ſo oft er daran dachte. Wenn er darauf zu ſprechen kam, ſagte er allemal: „Der Bär hat ihn bemeiſtert, aber Mühe hat es ihm gemacht, davon bin ich Ohrenzeuge geweſen."

Auch ſeine Nachbarn waren mit dem Ausgange wohl zufrieden, weil die Mühle ihnen durch den Kobold einigermaßen unheimlich geweſen war. Keiner war jedoch froher darüber, als der Müller ſelbſt. Er verlebte nun ein Jahr in erwünſchter Ruhe und ohne die geringſte nächtliche Störung.

Da geſchah es an einem dunkeln Abende, während er in aller Stille allein in ſeinem Stübchen ſaß, daß ſich nochmals etwas Unheimliches an der Thüre regte. Es war der Kobold, der zwar draußen ſtehen blieb, jedoch die Thüre etwas öffnete und ſo nahe kam, daß er den Kopf in die Stube ſtecken konnte. Den Müller

erblickend, richtete er die Frage an ihn: „Müller, lebt Eure große braune Katze noch?"

Weil das fragende Köbölchen eine unverkennbare Beſorgnis verriet, ſo erwies ſich der Müller beherzt und ihm überlegen. Er antwortete raſch: „Ja, die große Katze lebt noch und hat ſieben Junge!"

Da erſchrak der Kobold heftig. Sein Geſicht zeigte Entſetzen. Er warf die Thüre zu, machte ſich aus dem Staube und iſt ſeitdem fortgeblieben.

Die letzte Saat des Junkers.

Wer von Mülheim a. Rhein auf der Wermelskirchener Landſtraße vorwärts ſchreitet, gelangt zunächſt nach Dünwald, dann über die Schlebuſcher Heide nach Schlebuſch an der Dün.

Vom längſt aufgehobenen Kloſter zu Dünwald iſt außer der Kirche, die jetzt als Dorfkirche benutzt wird, nur einiges Gemäuer übrig geblieben. An die früheren Zuſtände knüpft ſich folgende Sage:

Einſt hatte das Kloſter einen Rechtsſtreit mit dem Junker Hall von Schlebuſch über ein Stück fruchtbares Ackerland, welches an hundert Morgen groß war. Lange zog der Prozeß ſich hin, die Unkoſten liefen auf, aber es kam nicht zu einer Entſcheidung, denn weder dem Kloſter, noch dem Junker wurde der Acker vom Gericht zugeſprochen und, weil man auf beiden Seiten rechthaberiſch war, kam auch kein Vergleich zu ſtande. Das hielt jedoch nicht an. Eines Tages ſtellte ſich der Edelmann unerwartet im Kloſter ein, um den Mönchen einen Vergleich anzubieten. „Ehrwürdige Väter!" redete er ſie an, „der Streit koſtet unnöthiges Geld und bringt uns doch nicht weiter. Warum ſollen wir den Hader nicht unter uns allein zu Ende bringen! Ich bin hergekommen, Euch in Güte einen Vorſchlag zu machen, der jedenfalls an-

Digitized by Google

nehmbar ist. Laßt mich, um mein Recht darzuthun, nur noch ein einzigmal aussäen. Ist die Saat gereift und eingebracht, so trete ich die hundert Morgen für alle künftigen Zeiten an das Kloster ab."

Da freuten sich die Mönche nicht wenig, ja sie lobten ihn wegen des frommen Entschlusses; er aber erbat sich von ihnen eine schriftliche Urkunde, damit — wie er sich ausdrückte — für die Zukunft weiterem Hader vorgebeugt werde.

Wie hätten die Mönche dagegen etwas einwenden können! Sie fanden's in der Ordnung. So wurde das Schriftstück in Duplo (doppelt) angefertigt, von beiden Seiten unterzeichnet und mit den erforderlichen Siegeln versehen.

Der Junker ließ sich seine Urkunde einhändigen und ritt wohlgemuth von dannen. Sein großes Feld ließ er schon nach wenigen Tagen beackern und die letzte Aussaat in die Furchen säen.

Die Saat keimte auch und wuchs heran, aber langsam, sehr langsam. Anfangs wunderten sich die Mönche, denn sie sahen keine Spur aufgehen und fragten, welcher Art die Saat sein möge. Und als es ihnen gar zu lange dauerte und sie näher zusahen, fand sich's, daß der schlaue Junker Eicheln gesät hatte, die nach Jahr und Tag kaum eine handbreit in die Höhe wuchsen.

Da ging ihnen ein Licht auf; sie waren überlistet worden, und des Junkers Saat hatte nun im Kloster viel Gerede, was aus einem andern Tone klang als bisher, zur Folge.

Der eine Mönch sagte: „Wir werden lange warten, bis die Saat gereift und eingeheimst worden ist," und ein anderer vervollständigte diesen Ausspruch dahin: „Freilich keimen Eicheln erst nach sieben bis fünfzehn Monaten, und die Bäumchen wachsen äußerst langsam. Noch im Alter von neun bis fünfzehn Jahren ist die dünne Rinde glatt, wird Spiegelrinde genannt und beim Gerben des feinsten Leders verwendet. Eichen von fünfundzwanzig Jahren sind noch Bäumchen, sogar nach hundert Jahren sind die Stämme nicht einmal zwei Fuß dick. Eine Eiche kann tausend bis fünfzehnhundert Jahre alt werden, ja die große Eiche zu Pleinitz bei Breslau, welche einen Durchmesser von vierzehn und einen halben Fuß hat, wird als letzter Rest der deutschen Urwälder angesehen."

Dieſe Mitteilungen entlockten einem dritten Mönche unliebſame, ja bittere Worte. Er redete von Klage führen. „Wir müſſen," ſagte er mit Unwillen, „unſer gutes Recht wahren!"

Der Abt aber holte den abgeſchloſſenen Vertrag herbei, und da fand ſich's in der Urkunde klar und deutlich ausgeſprochen, daß ſie nicht eher einen Rechtsanſpruch auf den Grund und Boden geltend machen konnten, bis die Saat gereift und geerntet ſein werde. „Von Einſprache kann demnach, ſo leid mir's thut, nicht die Rede ſein!" entſchied er, und dabei blieb es.

Der Eichwald wuchs auf dem guten Boden langſam, aber kräftig heran. Der Abt und die Mönche ſtarben ſchon, als die Bäumchen noch nicht hoch gewachſen waren, auch den Junker trug man zu Grabe. Die Ernte für die Saat blieb jedoch der Zukunft vorbehalten. Sogar die Urkunde im Kloſterarchiv vergilbte, die Kloſtergebäude verfielen, die Erntezeit für die Eichen aber ließ immer noch auf ſich warten.*

Die Salzquelle zu Lüneburg.

An der Ilmenau, die oberhalb Harburg in die Elbe fließt, liegt neben einem 65 m hohen Kalkberge die Stadt Lüneburg. Der nördlich davon gelegene Flecken Bardowiek war vor 900 Jahren neben Mainz und Köln der wichtigſte Handelsplatz von Deutſchland, hat aber gegenwärtig nur 1800 Einwohner. Lüneburg dagegen zählt 19 000 E. Auf dem Berggipfel ſtand ehemals die von Suitbert (ſtarb 713) erbaute Kapelle. Im Jahre 940 erbaute hier Hermann Billung ein Schloß und neben jener Kapelle ein Kloſter. Auch die Stadt iſt alten Urſprungs und hat jetzt eine Stunde im Umfange. Nach der Stadt zu ſenkt ſich der Kalk-

* Eine ähnliche Sage wird vom Reinhardswald in Heſſen erzählt.

berg ſanft ab und zeigt nicht nur zahlreiche und wertvolle Steinbrüche, es befinden ſich auch an ſeinem Fuße die reichen Salzquellen (die Suhle oder Sülze), welche eine ſo ſalzhaltige Sole (25 % Salz) liefern, daß ſie der Gradierung gar nicht bedarf. Abgeſehen von der Menge, die zu Solbädern verwendet wird, ſiedet man dieſelbe in 216 Pfannen. Die Sülze iſt die reichſte Salzquelle Deutſchlands, und es knüpft ſich an ihre Auffindung folgende Sage:

Vor ungefähr 700 Jahren hielt ſich eine alte Sau in einer Pfütze neben dem Kalkberge auf und wühlte darin herum. Über und über naß geworden, verließ ſie den Sumpf. Als nun ihre Borſten im Sonnenſchein wieder trocken geworden waren, fand ſich's, daß ſie weiß glänzten, wie wenn ſie überzuckert wären. Jede derſelben war rings mit Salz überzogen, wie die Zweiglein der Bäume beim Rauchfroſt mit Reif, nur daß das Salz nicht in den Sonnenſtrahlen abtaute, vielmehr herrlich glitzerte, als Salz erkannt wurde und zur Auffindung des Salzreichtums führte.

Zum Andenken an dieſe Entdeckung hat man das Abbild dieſer Sau in der ſogenannten Ratsküche bis auf dieſen Tag in einem gläſernen Kaſten aufbewahrt, und die Leute, welche durch ihre Thätigkeit das Salz aus der Sülze gewinnen und Sülzer genannt werden, halten alle Jahre am Donnerſtag nach Septuageſima einen Umzug und ſingen dabei folgenden alten Geſang:

„Woll hier, woll her,
Hier geiht de rechte Weg her,
Hier iſt dat grote Herrenhus,
Da dat grote Goth geiht ut.
Geft uns uſe Rechte,
Wy ſind de Sülter Knechte,
Wy könt woll vor de Pannen ſtahn,
Solt in Kahnen ſchlahn,
Solt dragen,
Da mot wy uns oft und veel mit plagen."

Die Quellen zu Aachen.

Zur Zeit der Römer war Aachen (Aquae) ein kleiner Badeort, an welchem zuweilen römische Offiziere weilten, um sich von ihren Kriegsstrapazen zu erholen. Später kamen die Heilquellen in Vergessenheit. Die fränkischen Könige hatten es auf etwas ganz anderes abgesehen; sie bauten sich in der Nähe eine Villa, um sich an der Anmut der Umgebung und an Jagden in den benachbarten Wäldern zu ergötzen.

Kaiser Karl, welcher ganz besonders die Jagd liebte, pflegte zu sagen: „Die Bewegung im Freien erquickt den Leib und verscheucht die Unlust der Seele. Auch muß das Land vor Wildschaden geschützt werden, denn das Wild zernagt die Saaten und lechzt nach den Knospen und nach der Rinde der jungen Bäume."

Eines Tages kamen aus der Gegend des Niederlandes, wo Granus, der Bruder des Nero, einen Palast gehabt hatte, Boten zu ihm und luden ihn ein dahin zu kommen, weil des Wildes soviel wäre, daß es rings umher des Landmanns Saat verheere. Sofort faßte der Kaiser denn auch den Entschluß dazu und bereitete sich zur Jagd vor, griff nach Geschoß und Speer und begab sich auf den Weg. Gleich nach seiner Ankunft begann ein rüstiges Jägerleben, und weil er nicht des Ebers Zahn und nicht des Wolfes Rachen scheute, drang er tief in den Wald hinein, verfolgte sogar mit großer Hast manchen wilden Ur, und was er zu erreichen vermochte, mußte ihm erliegen.

So konnt' es geschehen, daß er eines Tages bei der Verfolgung eines Wildes ungewöhnlich weit im Walde vordrang.

Als er nun an ein Bächlein kam und merkte, daß sein erhitztes durstiges Roß daraus trinken wollte, wehrte er mit dem Zügel ab und sagte, den treuen Gaul streichelnd: „Trinke jetzt noch nicht, du bist zu heiß!"

Da wendete das Tier den Kopf nach seinem Herrn, ihm ins Auge zu sehen und setzte dabei den Fuß vorwärts in den Bach.

Doch schnell zog es ihn zuckend zurück und sank sogar in die Knie, so daß Karl sich genötigt sah, abzusteigen und nicht wußte, wie er des Lieblings Verhalten deuten sollte. Er neigte sich und streckte die Hand zum Bächlein, damit er gewahre, was dem Pferde geschehen sein möge. Und siehe, der Bach trieb ihm heiß entgegen, und ein starker Geruch stieg auf dem Wasser auf, so daß ihm gleich der Gedanke kam, es sei dies ein edler Fund zu gutem Brauch.

Karl lenkte nun seinen Fuß bachaufwärts, die Quelle zu finden, führte dabei das edle Pferd hinter sich links in den Wald hinein und nahte einer niedern Klippe, an deren Fuß die Quelle hervorsprudelte, wovon der Schwefelduft ihn so mächtig überraschte. Weiter sich umsehend, stieß er auf altes Gemäuer, in welchem er Spuren römischer Ruinen erkannte, ja unweit davon gewahrte er in dunkler Kluft den Ursprung einer zweiten Quelle, deren Abfluß ebenfalls durchs Thal sich schlängelte. Moosbedeckte Steine lagen wohlgeordnet rings umher und ließen die Überreste einer Halle erkennen.

Überrascht hob der Kaiser seinen Blick dankend zum Himmel empor und gelobte, diese Stelle zum Wohnsitz zu erwählen, in der Nähe eine Königsburg und ein Münster zu erbauen, die Quellen mit behauenen Steinen einfassen zu lassen und mit Säulenhallen zu umgeben, ja alle nötigen Vorrichtungen zu treffen, damit Kranke sich ihrer bedienen und durch die Heilkraft von ihrem Siegtum genesen möchten. Diesem Vornehmen gemäß ließ er alsbald Pläne anfertigen und alles zur Ausführung bringen. Die Folge davon war, daß sich rings umher Bürger anbauten und kurze Zeit nachher schon Haus an Haus sich reihete, so daß der junge Ort zur Stadt (Aachen) erwuchs und als Lieblingsort Karls mehr und mehr an Bedeutung gewann.

Hier starb Karl (814) und wurde im Münster begraben. Die dankbare Stadt aber hat ihres Gründers nicht vergessen; sie begeht jährlich seinen Todestag (28. Januar) als Feiertag und gedenkt dabei seiner in allen Ehren.

Das Münster wurde in den Jahren 796—804 von Karl d. G. erbaut. Der damals errichtete Teil ist ein Achteck mit zwei

übereinander liegenden Gallerien, welche rings umher angebracht ſind. Mitten in dieſem Achteck deckt ein großer Gedächtnisſtein mit einfacher Namensinſchrift den Boden; über demſelben hängt ein von Friedrich Barbaroſſa geſchenkter Kronleuchter von vergoldetem Kupfer. Die Gruft Karls d. G., die ſich wohl im Münſter, aber nicht unter dieſem Steine befindet, iſt wiederholt geöffnet worden. Zum erſtenmal geſchah dies von Otto III. im Jahre 1000. Im vollen Ornat ſaß die Kaiſerleiche in aufrechter Stellung auf einem marmornen Stuhl. Das Haupt war durch ein goldnes Kettchen aufrecht gehalten und auf demſelben lag ein Stück vom Holze des Kreuzes Chriſti. Als Mitgabe für ſeine letzte Pilgerfahrt trug er eine goldene Pilgertaſche um ſeine Hüfte wie auch ſein Schwert. Zu ſeinen Füßen ſtanden Szepter und Schild, die ihm Papſt Leo III. einſt geſchenkt hatte. Das goldene Kreuz, welches er um den Hals trug, nahm der junge Kaiſer von ſeiner Bruſt und hing es ſich ſelber um. Den Leichnam legte er in einen marmornen Sarg und ließ den Stuhl, auf welchem der Kaiſer im Grabe geruht, in der oberen Gallerie (dem ſogenannten Hochmünſter) aufſtellen. Er wurde der Krönungsſtuhl der deutſchen Könige, von dem herab ſie die Fürſten mit ihren Landen belehnten. Nachdem Karl heilig geſprochen worden war, ließ Friedrich Barbaroſſa (1165) die Gebeine in einen Sarg von Gold und Silber legen, der vor dem Hochaltar aufgeſtellt wurde. Kaiſer Friedrich II. endlich ließ ſie bei ſeiner Krönung (1215) in den koſtbaren mit Edelſteinen beſetzten Schrein legen, in welchem ſie noch jetzt ruhen. Im Münſter ſind bis 1530 die deutſchen Kaiſer, 37 an der Zahl, gekrönt worden.

Der Wolf am Dome zu Aachen.

Vor der westlichen Hauptthüre des Domes zu Aachen steht ein aus Erz gegossener Wolf. An diesen knüpft sich folgende Sage:

Kaiser Karl machte die Vollendung des Domes viele Sorge, denn der Bau kostete nicht nur sehr viel Geld, es hatte auch die kühnste Ausführung desselben für die ungenügenden Bauvorrichtungen jener Zeit große Schwierigkeiten. Doch mochte auch immerhin manche Stockung eintreten, der prachtvolle, himmelanstrebende, achteckige Bau mit seiner hohen Kuppel wurde dennoch meisterhaft ausgeführt und vollendet.

Das letzte Stück Arbeit, die große Eingangsthür, wurde von Erz gegossen und war viele tausend Pfund schwer. Fertig und wohlgelungen lag das Meisterwerk im Gießhause, und nun fragte es sich, auf welche Weise dasselbe zur Stelle gebracht werden solle. Man wußte sich nicht recht zu helfen, und der Kaiser fand keinen Ratgeber, der einen vernünftigen, Erfolg versprechenden Vorschlag gemacht hätte.

Längst aber stand der böse Feind auf der Lauer, um im rechten Augenblicke seine Dienste anzubieten. Er nahte dem frommen Kaiser und redete ihn also an: „Hoher Herr, seid gutes Muts, ich will Euch die Thür einhängen und verlange dafür nur ein kleines; hab' ich das Werk vollführt, so schenkt mir die Seele des ersten, der durch die Thüre zum Dome eingeht. Sie sei mein!"

Sich so aus der Verlegenheit bringen zu lassen, sagte dem frommen Kaiser nicht zu; dennoch erklärte er sich einverstanden, weil er darauf baute, noch rechtzeitig einen Ausweg zu finden, wodurch der drohende Schaden verhütet werde.

Als aber der Dom nun fertig war und man die Thür öffnete, da fand sich niemand, der zuerst hineingehen wollte. Man wußte von dem Pakt und wie hätte einer Verlangen haben sollen, dem Teufel anzugehören! Dem Kaiser war's nämlich bis dahin noch nicht gelungen, ein anderes Übereinkommen mit dem Fürsten der Finsternis zu treffen; der gewünschte Ausweg war nicht gefunden.

Das verdroß ihn sehr, und er ritt mißmutig auf die Jagd, darauf vertrauend, bei der Bewegung in frischer Luft seine Unlust zu bewältigen, was ihm schon so oft gelungen war. Ja er hoffte sogar, dabei auf einen guten Gedanken zu kommen, der ihn aus der Verlegenheit reißen werde. Aber diese Hoffnung wurde leider zu Schanden. Zerstreut, wie er war, traf er nicht einmal ein Wild an, noch viel weniger kam er auf einen glücklichen Einfall, wodurch eine Wendung zum Besseren in Aussicht gestanden hätte. Nach Hause reitend, gestand er sich, daß seine Unlust, anstatt zu weichen, nunmehr das Herz beschwerte und sich in Sorge umzuwandeln drohte.

Mit der Jägerschar, die er im Walde verlassen hatte, verhielt es sich anders. Ihr war es wenigstens schließlich mit der Jagd besser ergangen. Die Männer hatten zu ihrer Überraschung die Freude gehabt, in einer Wolfsgrube einen lebendigen Wolf einzufangen, der jedem, der sich ihm zeigte, grimmig seine Zähne wies.

Sobald dies dem Kaiser zu Ohren kam, sah er, daß ihm damit das erwünschte Mittel geboten war und wurde heiter gestimmt.

Er hieß den Wolf willkommen und sprach; „Du sollst auf dem Wege durchs Thor am Dome der vorderste sein! So komme ich dem unleidlichen Vertrage nach und spare meine frommen Leute."

Es half denn auch kein Heulen und keine Widerspenstigkeit, der Wolf wurde durch die Thür in den Dom geschoben. Sofort stellte sich der Satan am Eingange ein, beklagte sich und redete von Betrug. Doch Karl sprach: „Es halte ein jeder sein Versprechen. Mit ihm, dem ersten, der hineingegangen ist, wirst Du Dir genügen lassen müssen."

Der Teufel vermochte keinen Rechtsgrund vorzubringen, klagte, er sei überlistet worden, packte den Wolf mit glühenden Klauen und riß ihn in Stücke.

Den Wolf aber ließ der Kaiser zum Andenken in Erz gießen und dies Kunstwerk neben der Domthür aufstellen.

Man sieht dem Standbilde ein hohes Alter an, und das erklärt die Sage durch das viele Wandern. Vor Jahren hat es näm-

lich mit vielen anderen Kunstgegenständen nach Paris gemußt, und erst, nachdem die Fremdherrschaft abgeschüttelt war und man dort nach langem Suchen den Wolf wiederfand, ist er nach Aachen zurückgebracht worden, wo man ihm an der alten Stelle seinen Platz angewiesen hat.

Die Gründung der Stadt Brilon.

Brilon, Stadt mit 4500 E., an der Möhne, die bei Neheim in die Ruhr fließt, und an der alten Köln-Casseler Landstraße, war zur Zeit die Hauptstadt des Herzogtums Westfalen und gehörte zum Hansabunde. Über die Gründung dieser alten Stadt berichtet die Sage folgendes:

Als noch der größte Teil unseres Vaterlandes mit dichten Wäldern bedeckt war, ging Kaiser Karl einmal auf die Jagd, kam bei der Verfolgung eines Wildes seinen Leuten aus dem Gesicht und irrte bis zum dunkeln Abend umher. Schon verzichtete er darauf, einen Ausgang aus dem Walde zu finden, als er in der Ferne ein Licht durch die Zweige blinken sah. Er schritt freudig auf den Schimmer zu und traf in einem einfachen ländlichen Hause einen Bauersmann an, der da wohnte und auf seine Frage, ob er ihn, einen Verirrten, beherbergen wolle, antwortete: „Von Herzen gern, Herr, doch müßt Ihr vorlieb nehmen mit dem, was ich bieten kann!"

Daß der Herr vornehm sein müsse, sah der Bauer an seinem Wams, welches fein war, und beschloß deshalb, das beste aufzutischen, was er nur vorzusetzen vermochte. Was dies sein könnte, überlegte er mit seiner Frau, und sie kochte einen dicken Roggenbrei und sagte: „Der wird dem Herrn gut thun!"

Bei der langen Anstrengung war der Kaiser denn auch so hungrig geworden, daß ihm der Brei vortrefflich mundete. Nachdem er gesättigt, suchte er sein Lager, welches ihm der gastfreie Wirt oben im Hause bereitet hatte.

Digitized by Google

Auch für einen festen Schlaf brauchte der ermüdete Kaiser nicht zu sorgen. Er schlief bald ein, und als der hohe Herr am Morgen spät erwachte, hörte er, daß unten im Hause seine Ritter und Knappen nach ihm fragten, und es dauerte nicht lange, da sah er seinen Hauswirt mit Hast ins Gemach treten.

„Herr," fragte das Bäuerlein voller Bestürzung, „seid Ihr der Kaiser, oder seid Ihr's nicht?"

„Getroffen!" sagte der Kaiser und ergriff mit lachender Miene seine Hand, ging dann mit ihm hinunter zu den Suchenden, die ihn jubelnd begrüßten, und sagte in Gegenwart derselben zu seinem Wirte: „Ich bin Dir Dank schuldig für die gute Aufnahme, die Du mir hast zu teil werden lassen. Zum Lohne für den Brei, der mir so gut geschmeckt hat, nimm hin soviel Land, als Du an einem Tage umreiten kannst!"

Der beglückte Bauersmann bedankte sich herzlich, sattelte alsdann seinen Braunen, und während der Kaiser mit dem Gefolge wieder der Jagd oblag, ritt er in einem weiten Kreise um sein Haus herum, schlug im Vorbeireiten mit seiner Axt in jeden dicken Baum einen Kerb und nannte den eingeschlossenen Platz „Breilohn."

Nach der Zeit bauten sich an diesem Orte auch andere Leute an, denen er Teile seines Eigentums abtrat, und so entstand nach und nach eine Stadt, welcher der Name Breilohn (Brilon) beigelegt worden ist.

Die Gründung von Hildesheim.

Hildesheim (ursprünglich Hiltinesheim) liegt in anmutiger Gegend auf dem rechten Ufer der Innerste, ist unregelmäßig gebaut und hat viele altertümliche Häuser. Die Altstadt, mit welcher wir es hier zu thun haben, bildet den tieferliegenden Stadtteil, die oberhalb liegende Neustadt ist im 12. Jahrhundert gegründet worden. Der von außen unansehnliche Dom wurde schon 1062

eingeweiht, hat aber mancherlei Veränderungen erfahren und enthält interessante Sehenswürdigkeiten. Sowohl die ehernen Thorflügel desselben mit ihren geschichtlichen Darstellungen, als auch zwei kunstvolle Kronleuchter bekunden die Kunstfertigkeit des Bischofs Bernward (932—1022). Er war im Metallguß der erste deutsche Künstler seiner Zeit. Seine 4 m hohe Christussäule auf dem Domhofe stellt die Geschichte Christi von der Taufe bis zum Einzuge in Jerusalem in 28 Gruppen erhaben dar und ist aus dem Jahre 1022. Der Rosenstock am Dome, der älteste aller bekannten Rosenstöcke, bedeckt in einer Höhe von 8 m und einer Breite von 9 m eine halbmondförmige Mauer der Gruftkapelle desselben und ist über der Erde 5 cm dick. Schon Bischof Hezilo (1054—1079) ließ dies merkwürdige Denkmal der Vergangenheit besonders pflegen. Als dasselbe bei einem Brande des Domes im Jahre 1061 an der Mauer der verschonten Grabkapelle unversehrt geblieben war, ließ er den Rosenstock daran hinaufleiten. — Über die Gründung der Altstadt hat sich folgende Sage erhalten, die auf Ludwig den Frommen (814—840) zurückführt:

Ludwig der Fromme verfolgte einst im Spätherbst auf der Jagd einen weißen Hirsch, der ihm trotz der größten Anstrengung entkam. Als der ermüdete Mann sich nun umsah, fand er sich in wildfremder Gegend, stieß ins Jagdhorn, um sein zurückgebliebenes Gefolge herbeizurufen und wurde übel überrascht, weil er gar keine Antwort erhielt. Da ließ er seinen lauten Ruf erschallen, doch auch das war ein vergebliches Bemühen. Verirrt und mutterseelenallein, das war zuviel für ihn. Er seufzte und ihm war um so übler zu Mute, als der Himmel sich zu trüben begann. Auch war er totmüde und sah sich deshalb zunächst nach einem zum Ausruhen geeigneten Platze um. Ihn erfreuten frische Rosen, die er in der Nähe an einem Strauche erblickte, welcher zum zweitenmale Blüten trieb. Hinter dem Strauche gewahrte er sogar zu seiner Genugthuung, was er suchte, da lag ein Baumstamm am Boden,

eine schickliche Ruhestätte war also gefunden. Er nahm das goldene Kreuz, welches er auf seiner Brust trug, und hing es an den wilden Rosenstrauch, indem er mit dem Hinblicke darauf Gott bat, daß er ihn doch wieder aus dieser Wildnis führen möchte. Dann ließ er sich auf den Baumstamm nieder und fiel in einen tiefen Schlaf.

Beim Erwachen sah er zu seiner Verwunderung sich selbst und den Platz rings umher mit Schnee bedeckt, und das Heiligtum, welches er an den Rosenstock gehängt hatte, fand er festgefroren, und dennoch blühten die Rosen am Strauche weiter.

Da gelobte der Kaiser, an der Stelle eine Kirche bauen und den Altar neben dem Rosenstock anbringen zu lassen. Noch dachte er über die Ausführung dieses seines Vorhabens nach, als Hundegebell und Waldhornklänge durch den Wald erschallten. Sein Jagdgefolge war also nahe und eilte, sobald er in sein Horn blies, herbei. Alle waren hocherfreut, den Herrn gesund und frohen Mutes wiederzufinden.

Seines Gelübdes eingedenk traf der Kaiser ohne Säumen Anordnungen, auf der Stelle eine Kapelle zu bauen und vergaß dabei auch nicht, für die Erhaltung des Rosenstocks zu sorgen. „Der Rosenstock, welcher das Heiligtum so fest gehalten hat, soll nicht ausgereutet werden!“ befahl er, und siehe, der Rosenstock grünt und blüht noch heute. — Auf solche Weise wurde der Rosenstock die erste Veranlassung zur Gründung von Hildesheim.

Lewenhagen an der Weser.

Unterhalb Münden in der Nähe von Beckerhagen liegt auf dem rechten Ufer der Weser die Brauburg. Zur Zeit war sie ein Schlupfwinkel des berüchtigten Raubritters von Stockhausen, und an diese Zeit knüpft sich folgende Sage:

Der weit und breit gefürchtete Ritter von Stockhausen ließ neben seiner Burg unter dem Wasserspiegel des Weserstromes her

eine Kette legen und so stramm spannen, daß sie von dem Boden eines jeden vorüberfahrenden Schiffes berührt und niedergedrückt werden mußte. Wer vom linken Ufer des Flusses aus die Burg betrachtete und vorüberging, ahnte nicht, daß an dem nahen Pfahle im Wasser das Ende einer Kette befestigt war; wie auch ein Wanderer am jenseitigen Ufer nicht auf den Gedanken kam, daß unter dem von ihm betretenen Wege her eine Kette auf künstliche Weise zur hoch oben liegenden Burg hinauf geleitet und an einer Glocke befestigt sei. Jeder Schiffer aber, welcher auf dem Weserstrom auf- oder abwärts fuhr, hörte, mochte es am hellen Tage oder in finstrer Nacht geschehen, allemal, sowie er neben die Bramburg kam, droben eine Glocke läuten und merkte doch nicht, daß der Boden seines Schiffes die Kette niederdrückte, wodurch die Glocke in Schwingung gebracht wurde. Eins aber war ihm sofort klar, der Ton der Glocke gab nur zur rechten Zeit das Zeichen, denn alsbald eilten bewaffnete Männer von der Burg herzu, und der Schiffer hatte alle Ursache, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, wenn er nicht überfallen und beraubt werden wollte.

Nun geschah es eines Tages, daß von Münden aus, woselbst damals ein Herzog im alten Schloß seinen Sitz hatte, ein Schifflein mit einer Prinzessin, die nach Corvei ins Kloster gebracht werden sollte, abwärts fuhr. Wie jedesmal ertönte auch jetzt die Glocke, und die Raubritter waren schnell genug bei der Hand, so daß es ihnen gelang, die Prinzessin all ihrer Kostbarkeiten zu berauben.

Aber das nahm ihr Vater, der Herzog, sehr übel. Er machte kurzen Prozeß, sammelte seine Kriegsleute um sich und belagerte die Burg, obwohl diese tapfer verteidigt wurde, sodaß er viele Krieger verlor. Er ließ dennoch nicht nach, wurde aber so erbittert, daß er infolgedessen schwur: „Es soll kein männlich Wesen lebendig aus der Burg kommen!“ Als sich nun endlich die Besatzung nicht länger halten konnte und die Ergebung beschlossen wurde, sandte der Ritter die Burgfrau hinab, und sie trat vor den Herzog hin und flehete ihn um Gnade an. Ihr selbst gewährte er denn auch freien Abzug und fügte bei: „Die Raubburg wird niedergerissen werden. Was Ihr in Eurer Schürze tragen könnt, dürft

Ihr mitnehmen, ſollt auch nicht ohne Obdach bleiben. Am Fuße des Berges dürft Ihr Euch ein Haus bauen, um darin zu wohnen; dieſe Wohnung darf jedoch nicht von einer Mauer umgeben werden, ſondern nur von einem Hagen, einer Hecke, denn von Raubburgen will ich auch in Zukunft nichts wiſſen.

Beglückt dankte die Frau in gebührender Weiſe und ging, dies droben zu vermelden. Nachdem ſie mitgeteilt, was ſie durch ihr Bitten erreicht hatte, verabſchiedete ſie ſich von ihrem Manne, den ſie in Gottes gnädigen Schutz befahl. Dann nahm ſie ihr einziges Kind, ein Söhnlein war's, in die Schürze und kam damit den Burgberg herab.

Der Herzog war an derſelben Stelle geblieben, und als nun die Frau beim Vorübergehen neben ihn gelangte, trat er herzu und ſchlug die Schürze zurück, um zu ſehen, was ſie zum Mitnehmen ausgewählt habe.

Da erblickte er den kleinen Knaben, der ihn anlächelte. Vor Rührung wurden dem Manne die Augen feucht. Außer der heranwachſenden Tochter hatte er ſelbſt noch liebe kleine Kinder, und das ſtimmte ſein Herz zur Milde. Deshalb blieb's dabei nicht. Er ſchenkte auch dem Ritter das Leben, hielt ihn aber in Münden hinter Schloß und Riegel gefangen.

Die Burgfrau ſäumte nicht, den Hof bauen und mit einem Hagen umgeben zu laſſen. Und als der Bau vollendet war und ſie mit ihrem Söhnlein einzog, ſagte ſie: „Dat ſall mei en lewen Hagen ſien!" Dieſer Ausſpruch hat dem ſich nach und nach anſiedelnden Dorfe den Namen Lewenhagen gegeben.

Die Hahnenkräh zu Breslau.

Breslau liegt in der Mitte Schleſiens an der Oder, welche hier die Ohlau aufnimmt und von Ratibor ab (20 Meil. oberhalb der Stadt) ſchiffbar iſt. In Breslau kreuzen ſich Eiſenbahnen

Digitized by Google

nach allen Hauptrichtungen. Bereits 978 ſoll die Stadt gegründet worden ſein und wird 1018 zuerſt geſchichtlich erwähnt. Sie liegt auf beiden Ufern des Stromes und war ehemals ein Glied der Hanſa. Auf dem Ringe derſelben (dem Marktplatz, ringsum das Rathaus gelegen) ſah man zur Zeit bärtige Ruſſen und ſtumpfnaſige Tataren ihre Ladungen von Häuten, Talg und Wachs gegen ſchleſiſche Linnen und Tuche austauſchen. Die Blüte und Größe der Stadt hat ſich unter der preußiſchen Herrſchaft (ſeit 1742) bedeutend gehoben, und ſie zählte 1871 bereits 208000 Einwohner. Breslau iſt eine der bedeutendſten deutſchen Fabrik- und Handelsſtädte und beſitzt außer der 1702 gegründeten Univerſität eine Reihe höherer und niederer Unterrichtsanſtalten und 37 Kirchen (die Eliſabethkirche, deren Turm, 112 m hoch, der höchſte Turm Schleſiens iſt, der Dom, die Maria-Magdalenenkirche u. a.). Von der Liebichshöhe aus hat man eine ſchöne Ausſicht auf die Stadt, den Zobten und bei klarem Wetter bis zum Rieſengebirge.

Zu den Wahrzeichen von Breslau gehört der Hahnenſtein, eine Säule vor dem Nicolaithor, alſo im Weichbilde der Stadt. Zweifelsohne iſt die Benennung dem Hahne zuzuſchreiben, der mit erhobenen Flügeln an der Abendſeite oberhalb der Säule ſo ausgehauen iſt, daß er hervorſteht. Eine andere Seite der Säule zeigt die Kreuzigung, die dritte einen geflügelten Ritter und die Morgenſeite noch ſchwache Spuren einer Dreieinigkeitsdarſtellung. — Vom Hahnenſteine erzählt die Volksſage folgendes:

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts lebte ein tapferer Ritter, Henzko, der hatte ſeine ſchöne und tugendhafte Gemahlin ſo lieb, daß ſie ſein ganzes Lebensglück ausmachte.

Als nun Henzkos Herr, Herzog Heinrich, einen Kreuzzug mitmachte, mußte der Ritter demſelben Lehnsfolge leiſten und mit ihm nach Paläſtina ziehen, obſchon ihm dies höchſt ungelegen war.

Digitized by Google

Am schwersten wurde es ihm, sich von seiner Gemahlin zu trennen. Seine Brust durchzuckten dabei bange Ahnungen, und beim Abschied empfahl er ihr besondere Vorsicht und schwur ihr, wie sie ihm, ewige Treue. Auch traf er mit ihr das Übereinkommen, sie solle nur dann von seinem Tod sich überzeugt halten, wenn ihr das silberne Crucifix, welches er, an einer Kette um seinen Hals geschlungen, auf seiner Brust zu tragen pflegte, überreicht werde.

Henzko hatte ungewöhnliche Strapazen durchzumachen und war noch nicht am Ziele seiner eigentlichen Thaten angelangt, als er von einer schweren Krankheit befallen wurde. Einigermaßen tröstlich für ihn war es, daß er seine Gemahlin benachrichtigen und übertriebene Gerüchte von derselben abhalten konnte.

Unterdes hatte Leutko, ein mächtiger Günstling des Herzogs, Henzkos Gemahlin gesehen und war in Liebe zu ihr entbrannt. Des Ritters Mißgeschick, wovon er hörte, glaubte er zu seinen Gunsten benutzen zu können und redete der Frau vor, ihr Gemahl sei gestorben. Zugleich rückte er mit einem Heiratsantrage heraus, wurde jedoch mit Würde von ihr zurückgewiesen.

Völlig wieder genesen hatte Henzko seine Pflicht erfüllt und war bereits mit leichtem Herzen auf dem Heimwege, als er in einem dichten Walde von einer Räuberbande überfallen, beraubt und dann in einer Hafenstadt als Sclave verkauft wurde.

Nur seinem Diener gelang es den Räubern zu entkommen. Nach Hause gelangt, wollte derselbe nicht als treulos gelten und erzählte, von falschem Ehrgeiz getrieben, der Ritter sei bei dem Raubanfalle im Walde erschlagen worden.

Für Leutko wurde dies ein willkommener Anlaß dazu, bei der Witwe seine Bewerbung zu erneuern, doch diese wies ihn standhaft zurück und ließ sich den Glauben nicht nehmen, daß ihr Gemahl noch lebe. Vorigmal war dies gewiß der Fall gewesen, warum sollt' es nicht auch diesmal so sein, fehlte doch noch das silberne Crucifix, aber auch für den Fall, daß er ins Grab gesunken sein sollte, wollte sie das ihm gegebene Versprechen halten.

Nachdem der Vermißte schon drei Jahre das Sclavenjoch getragen und tausendmal, das Crucifix auf seiner Brust fühlend, in Treue der Gemahlin gedacht hatte, träumte ihm in einer Nacht,

Digitized by Google

ſie folge einem Andern zum Traualtar. Im Traume ſah er den Trauungszug vor Augen und vermochte nur zu ſeufzen, weil er's nicht zu verhindern wußte. In Angſtſchweiß gebadet erwachte er und fuhr auf ſeinem Lager empor. „Schon graut der Morgen!" ſeufzte er. „O könnt' ich vor Sonnenaufgang an einem der Thore Breslaus ſein, dafür wollt' ich gern das Heil meiner Seele hingeben!"

Das war gefehlt. Denn bei dieſem in Übereilung geſprochenen Worte krähte neben ſeinem Bette ein Hahn und ſchlug mit ſeinen Flügeln. Hinter demſelben aber ſtand Herr Urian, der Böſe, und ließ ſich alſo vernehmen: „Wohlan, wir wollen den Pakt ſchließen! Noch vor Tagesanbruch bring' ich Dich, ſchlafend auf dieſem ſchwarzen Hahne reitend, zur Stelle und verlange dafür nichts, als daß, falls Du ſchlafend ankommſt, Deine Seele dereinſt mein ſei." Wohl erſchrak Henzko, wohl hatte er einen heftigen Kampf darüber zu beſtehen, ob er den Böſen von ſich weiſen, oder bei ſeinem Thun ſich einzig von ſeiner Liebe leiten laſſen ſolle. „Immerhin," ſo meinte er, „kann etwas gewagt werden. Schlafend will er mich an eins der Thore Breslaus bringen," dachte er weiter. „Möglicherweiſe werden wir nicht vor Sonnenaufgang zur Stelle ſein und dann hat er verloren. Jedenfalls aber wird der Hahn wie alle andern vor Tagesanbruch krähen, ich werde dadurch vor unſerer Ankunft erwachen und gerettet ſein. Auf alle Fälle," ſo redete er ſich vor, „werde ich durchkommen."

Daraufhin ſchloß er denn auch den Pakt ab. Mit Behendigkeit beſtieg er nun den Hahn, der in Windeseile mit ihm von dannen flog, jedoch bei den erſten Morgenſtrahlen laut krähte, als ſie noch vor Breslau waren. Davon erwachte Henzko und ſtieß den Freudenruf aus: „Es iſt keine Freude meiner Herzensfreude gleich!" Sein Erwachen, was der Satan nicht erwartet hatte, ſchützte ihn vor deſſen Gewalt, und der Hahn, welcher vor dem Nicolaithore niederging, verwandelte ſich plötzlich in einen prächtigen Rappen, auf welchem Henzko in die Stadt ritt und bald nachher vor ſeiner Wohnung abſtieg.

Von einer bevorſtehenden Hochzeit ſeiner Gemahlin war gar

Digitized by Google

nicht die Rede, und ihre Freude über seine glückliche Wiederkehr war grenzenlos.

Seine wunderbare Rettung aber fand ringsumher Teilnahme, und er ließ zum Andenken daran die Säule aufrichten.

Rolandseck.

Die hervorragendsten Ruinen des Siebengebirges finden sich auf den Höhen des Drachenfels und der Löwenburg. Um letztere zu erreichen hat der Reisende von Königswinter aus rheinaufwärts bis Rhöndorf zu gehen, dann links im Thale $^3/_4$ Stunden aufwärts bis zum Hofe am Fuße der Löwenburg, die auf einem mit Hochwald bewachsenen Gipfel 1400 Fuß über dem Meere liegt. Nur der Rest eines Turmes überragt den Wald. Von der Burg Rolandseck, auf der linken Rheinseite, dem Drachenfels gegenüber, ist nur ein Bogen erhalten, welcher den Blick auf die beiden Rheininseln Nonnenwerth und Grafenwerth und das ganze Siebengebirge bietet. Über den Ursprung des ehemaligen Frauenklosters auf dem Nonnenwerthe läßt sich aus Urkunden nichts erweisen. Desto beredter ist die Sage über diese Gegend des Rheinlandes.

Zur Zeit des Rittertums lebte auf der Burg des Drachenfels ein Ritter mit Hildegunde, seinem einzigen Kinde. Sie, sein Stolz, war die Verlobte Rolands, eines Ritters der Umgegend. Vor der Vereinigung der Liebenden mußte der Tapfere, seiner Ritterpflicht folgend, noch in der Ferne das Schwert ziehen. Er nahm mit den Worten Abschied von Hildegunde: „Gott mit Dir! Wir sehen uns wieder! Glaube und vertraue!" Doch nach seinem Scheiden war und blieb Hildegunde traurig, sie fürchtete Gefahr für ihn und vermochte ihr banges Herz nicht zu erheben.

Von anderer Seite aber drohte Gefahr. Schon bald nach der Trennung wurde Hildegundes Vater in eine schwere Fehde mit

dem benachbarten Ritter von der Löwenburg verwickelt, infolge deren ſich feindliche Scharen in der Nähe des Drachenfels umhertrieben, ganz nahe kamen und ſchließlich die Burg völlig umzingelten, um ſie aushungern zu laſſen.

Als es nun dahin kam, daß die Belagerten an allem Mangel litten, auch ihr Mut zu ſinken begann, ſeufzte Hildegunde: „Wüßte doch Roland von unſerer Not! Guter Gott, ſchicke ihn uns als Erretter!“

Doch ihr hochherziger Vater ſagte: „Roland weilt fern von der Heimat und hat keine Ahnung von unſerer Bedrängnis; wer aber Mut im Herzen und einen kräftigen Mannesarm hat, der hilft ſich ſelbſt und weiß zu ſiegen oder zu ſterben!“ Dann verſammelte der entſchloſſene Mann ſeine Ritter und Knappen um ſich und ſprach zu ihnen: „Wir ſind in ſolcher Lage, daß hier alles auf die Neige geht. Ich werde Euch heute den letzten Wein vorſetzen. So Gott will, brauchen wir ihn morgen nicht mehr zu ſparen, weil er uns dann im Thale von Freunden reichlich geboten wird, oder wir trinken keinen mehr. Notgedrungen beabſichtige ich, noch vor Anbruch der Nacht einen Ausfall zu machen. Haltet Euch dazu bereit, denn ſchon neigt ſich die Sonne zum Untergange!“

Er gab den Knappen einen Wink, und ſie verließen den Saal, um die Roſſe ſatteln zu laſſen und andere Vorbereitungen zum Kampfe zu treffen.

Alsdann füllte die Tochter den Becher mit funkelndem Weine und reichte ihn dem Vater, und der trank ſeinen Waffengefährten zu mit dem Worte: „Auf einen glücklichen Ausgang unſeres Unternehmens!“

Mit Jubel ſtimmten ſie alle ein.

Demnächſt trank er, ſeiner vielgeliebten Tochter ſich zuwendend, auf das Wohl ihres Bräutigams, des braven Roland. Eine Thräne benetzte ihre Wange und die trüben Augen erblickend, ſagte der Vater: „Iſt es Gottes Wille, ſo werdet Ihr glückliche Tage erleben! Allerdings ſiegen auf Erden manchmal die Böſen über die Guten, aber droben, wo Deine ſelige Mutter weilt, iſt's beſſer. Da wird keine Thräne mehr geweint, da werdet Ihr gewiß glücklich ſein!“

Dann befahl er ſie dem Schutze Gottes und gab ihr den Abſchiedskuß, und dabei perlte auch unter ſeinen grauen Wimpern eine unterdrückte Thräne. Tiefergriffen verließ er den Saal, und ihm folgte die kleine Schar der rüſtigen Genoſſen.

Schon ſtanden im Burghofe zur Seite geſchäftiger Knappen die mutigen Roſſe bereit, die eben beſtiegen werden ſollten, als vom Thale herauf Waffengeklirr erſcholl und auch wildes, dumpfes Geſchrei von kämpfenden Männern heraufſchallte. Gleich darnach folgte aus weiterer Ferne das Wiehern heranſprengender Roſſe.

Der ſtaunende Burgherr erhob deshalb noch nicht den Fuß zum Bügel, er lauſchte und beachtete genau, was unten vorging. Da erkannte er denn, daß anſtürmende Krieger ſchon in wütendem Kampfe mit den ihn belagernden Feinden waren und er rief den Seinigen zu: „Das iſt Hilfe in der Not! Laßt uns eilen, ſo können wir den Feind im Rücken faſſen!“

Nach wenigen Augenblicken ſaßen alle feſt im Sattel. Mit friſchem Mute ging's den Berg hinab zum Kampfe der Notwehr.

„Wer iſt es, der uns im rechten Augenblick die Hilfe bringt?“ fragten die Krieger, ahnten aber nicht, daß es der getreue Roland war. Vor ſeiner Abreiſe hatte er ſorglich Anordnungen getroffen, um von allem benachrichtigt zu werden, was ringsum die Wohnſtätte ſeiner Braut vorging.

Kaum hatte er vernommen, in welcher Gefahr Hildegunde und ihr Vater ſchwebten, als er eilig zurückgekehrt und eben mit befreundeten Rittern und Knappen zur Stelle gelangt war.

Wie ein Hagelwetter über die knickenden Halme, ſo kam das Schwert vernichtend über die Feinde. Mochten ſie immerhin mit Geſchick ihre Waffen gebrauchen, ſie mußten bei den kräftigen Hieben Rolands und ſeiner Freunde erliegen, ſodaß ſchon die untergehende Sonne ein mit Leichen bedecktes blutiges Schlachtfeld beleuchtete. Doch erſt der düſtere Schleier der Dämmerung brachte die Feinde zum Weichen. Durch feige Flucht ſuchten ſie zu entrinnen, wurden aber von Hildegundes Vater, der in dieſem Augenblicke mit ſeinen Getreuen herzukam, daran verhindert. Aufs neue begann der Kampf, und im Zwielichte ſuchte ein jeder ſein Leben zum höchſten Preiſe zu verkaufen. Die hereinbrechende Nacht

aber brachte Verwirrung in die Scharen, denn es kam dahin, daß man in der Dunkelheit nicht Freund von Feind zu unterscheiden vermochte.

Schon war des Feindes Niederlage allgemein, als Roland in einiger Entfernung einen Ritter, der nur von wenigen Getreuen gestützt wurde, mit Löwenmut kämpfen sah. „Soll der, den Kampf erneuernd, mir den Sieg entreißen?“ fragte er voll Besorgnis und stürmte mit Ungestüm auf den Verwegenen ein. Indem er sich den Weg zu ihm bahnte, fielen unter seinen kräftigen Hieben noch manche Ritter und Reisige, bis er den Helden erreichte, der mit festem Mute sich verteidigte, jedoch Rolands überlegener Jugendkraft erliegen mußte. Ächzend sank der Tapfere vom Rosse, als eben einige Reisige mit Fackeln herzukamen. Eine mit unbeschreiblicher Gewalt in Rolands Seele eindringende Stimme rief: „Haltet ein!“ Hildegunde war's, die er sofort erkannte. Vom Streitrosse springend, trat er ihr näher und breitete sehnsuchtsvoll seine Arme nach ihr aus. Mit gleichem Verlangen kam sie ihm entgegen und begrüßte ihn aufs herzlichste. Dann fiel ihr Blick auf die vom Fackelschimmer beleuchtete wohlbekannte Rüstung des am Boden liegenden Ritters. „Mein Vater!“ rief sie mit einem Schrei des Entsetzens aus und kniete händeringend bei der teuern Leiche nieder.

Roland erblaßte und stöhnte mit zusammengepreßter Brust: „Was hab' ich gethan? Ich Unglücklicher!“ Besinnungslos wär' er niedergesunken, hätten nicht die Umstehenden ihn mit ihren Armen aufgefangen.

Als er wieder zu sich kam und Hildegunde und den teuern Leichnam ihres Vaters erblickte, durchwühlte ein tiefer, schneidender Schmerz seine Seele. Da schlug Hildegunde ihre Augen auf, erhob sich und fragte mit gebrochener Stimme: „Wer hat die tötende Waffe geführt?“

Eine Antwort erfolgte nicht, doch blickten alle Roland an, so daß sie mit Schrecken ausrief: „Du, mein Geliebter?“ und nochmals von Jammer überwältigt bei der Leiche niedersank.

Roland, der aus einem Traume erwacht schien, kniete zitternd ihr zur Seite und sprach mit Wehmut: „Ja, ich habe den Teuern

nicht erkannt und erſchlagen! Wie gerne gäb' ich mein Leben hin, könnte damit das ſeinige zurückgerufen werden! Beklage mich, liebe Hildegunde! Haſſe mich nur nicht!"

Mit Blicken des Mitleids und der Liebe ſah ſie ihn an. Dann entgegnete ſie: „Haſſen kann ich Dich nicht! Die ſchaudervolle That iſt im Dunkel geſchehen. Aber als Braut darf ich die Hand nicht empfangen, die meinem Vater das Leben genommen hat. Willſt Du mir Deine Liebe bis zum Grabe bewahren, ſo wird mich das in meinem Herzeleid tröſten und ſtärken."

Sein Händedruck als Antwort wurde verſtanden.

Die ſchmerzvolle Trennung der Liebenden rührte alle Umſtehenden tief.

Bald nachher trat Hildegunde in das Kloſter auf Nonnenwerth ein, wo ſie ihr Leben in frommen Andachtsübungen beſchließen wollte. Roland aber entſagte dem Waffendienſte gänzlich, verließ ſein väterliches Schloß und baute ſich auf dem linken Rheinufer, Nonnenwerth gegenüber, am Berge ein einfaches Schloß, von welchem aus er das friedliche Eiland überſehen konnte.

Frühmorgens, wenn das Glöcklein vom Kloſter heraufklang, erhob er ſich von ſeinem Lager, um den Chorgeſang der Jungfrauen zu hören und glaubte allemal, Hildegundes Stimme zu vernehmen. Und ſah er ſpät in der Nacht noch ein einſames Licht in einer Zelle ſchimmern, ſo dachte er: „Hildegunde betet für mich!"

Ihrer gedenkend hatte er oftmals hinabgeſchaut, als eines Tages ein Trauergeläute aus dem Kloſter heraufhallte und er auf dem Friedhofe ein Grab aufwerfen ſah. „Es iſt für Hildegunde!" flüſterte eine Stimme in ſeinem Herzen. Ihr nahe zu ſein und ſich ihrer zu erinnern, war ihm bisher tröſtlich geweſen. Nun fühlte der vereinſamte Dulder ſich verlaſſen und empfand um ſo mehr Sehnſucht nach der ewigen Heimat. Eines Morgens fand ihn ſein Diener am Fenſter ſitzend als Leiche. Sein bleiches Antlitz war nach dem Friedhofe des Kloſters gerichtet.

Die drei Citronen.

Würzburg hat über 50000 Einwohner und liegt überaus anmutig in einem Keſſel des Mainthales, welches ſich weiter unterhalb wieder verengt. Hier im Thale herrſcht das mildeſte Klima in Deutſchland, ſodaß an den günſtig gelegenen Berggeländen die edelſten Mainweine gedeihen. Am Südabhange des Marienberges wächſt der Leiſtenwein und am rechten Mainufer unterhalb der Stadt, am Steinberge, der Steinwein. Deshalb auch der Vers: „Zu Hochheim am Rhein und zu Würzburg am Stein, da wächſt der beſte Wein.“ Die Stadt liegt ſo tief zwiſchen die Weinhügel eingeſenkt, daß man ſie von den meiſten Seiten her erſt gewahrt, wenn man ihr ganz nahe gekommen iſt. In der Nähe der Stadt iſt der Marienberg derjenige Höhenpunkt (125 m hoch), welcher am bedeutendſten heraustritt und ſchroff aufſteigt. Hier reſidierten dereinſt die Frankenherzoge, hier auch gründete Kilian die erſte chriſtliche Kirche im Mainthale. Die Stadt lehnt ſich an dieſen Berg und liegt größtenteils auf dem rechten Mainufer, welches mit Klein-Würzburg durch eine 190 m lange Brücke von acht Bogen verbunden iſt. Folgt man der Richtung der Brücke in die Stadt hinein, ſo befindet man ſich in der Domſtraße, welche den nördlichen und ſüdlichen Teil ſcheidet, und erreicht den Dom, der 1189 eingeweiht und 1240 erweitert und mit 4 ſchlanken Türmen verziert iſt. Die mit ihm zuſammenhängende Neumünſterkirche wurde ſchon im elften Jahrhundert an der Stelle erbaut, wo nach der Legende Kilian und ſeine Gefährten den Märtyrertod erlitten haben. Ihre Gebeine ruhen in einer unterirdiſchen Gruft. Der Grabſtein Walters von der Vogelweide, welcher das Grab dieſes Sängers deckte, iſt verſchüttet oder zertrümmert worden, doch hat

Digitized by Google

König Ludwig von Baiern an der Außenseite des Chores einen neuen Denkstein errichten und oben mit einer Schale versehen lassen, in welcher, wie es im Vermächtnis Walters heißt, die Vögel Weide finden sollen. Nahe dem Dome befindet sich der Hofplatz mit dem schönen 85 m langen Schlosse, hinter welchem sich ein herrlicher Park befindet. Es ist der Bischofssitz.

Von Würzburg aus ist die Kultur in den Mainlanden ausgebreitet worden. Der schönste Kirchenbau der Stadt ist die im nördlichen Teile derselben liegende gothische Marienkapelle aus dem Jahre 1377.

Das großartigste städtische Gebäude liegt am Nordende der Stadt und besteht aus zwei 300 Schritt langen Hauptflügeln, welche durch Nebengebäude zu einem Viereck verbunden werden. Jeder Fremde würde es für ein fürstliches Schloß halten, wenn ihm die Aufschrift über dem Haupteingange nicht die eigentliche Bestimmung verkündete. Es ist das Juliusspital, ein Institut, welches zu den ersten Krankenanstalten unseres Vaterlandes gehört und 500 Kranken Aufnahme bietet.

Die Sage berichtet von dieser schönen Stiftung folgendes:

Einst hielt der Kurfürst von Mainz im Spessart mit seinem zahlreichen Gefolge an einem Brunnen, um welchen rings Mispelbäume standen, Rast, erquickte sich am frischen Wasser und schenkte, als er wieder aufbrach, den schön gelegenen Platz einem seiner Edlen, den er wegen seiner großen Verdienste belohnen wollte. Bald nachher baute sich dieser neben dem Brunnen ein prächtiges Schloß, in welchem der Kurfürst bei nächster Gelegenheit aufs beste bewirtet wurde. Da verlieh ihm der wohlwollende Fürst auch noch den Namen „Echter von Mispelbrunn“.“ Und dabei blieb es nicht. Der edle Mann blieb zur Freude des Kurfürsten unablässig bemüht, sich um anderer Wohl mit Aufopferung verdient zu machen und schwang sich zu noch höherem Ansehen empor, wie denn auch sein Geschlecht lange blühete. Der letzte seines Stam-

nes, Julius Echter von Mispelbrunn, Herzog in Franken, wurde ſogar Biſchof von Würzburg.

Seiner Schweſter Tochter war eine Gräfin von Ingelheim und hatte einen Sohn. Als nun der Biſchof ſein Teſtament aufzuſetzen gedachte, verſchrieb er dieſem Großneffen, deſſen Pate er war, ſeine großen Reichtümer.

Biſchof Julius hatte von jeher etwas Schalkhaftes und bereitete gerne eine harmloſe Überraſchung. Auch in dem vorliegenden Falle verleugnete er den Sonderling nicht, brachte das Teſtament in eine Schachtel, deckte es mit Papier zu und dachte, indem er noch drei Citronen darauf legte: „Beim Suchen werden zunächſt die Früchte gefunden und belacht, dann erſt wird die genauere Unterſuchung das Vermächtnis mit großer Überraſchung ans Licht bringen.“

So verſteckt ſchickte der Schalk das höchſt wertvolle Geſchenk nach Mispelbrunn, woſelbſt zu der Zeit die Gräfin mit ihrem Sohne weilte und ließ es ihr durch einen treuen Diener überreichen.

Sein heiterer Gedanke ging jedoch nicht in Erfüllung. Denn als die edle Dame die Schachtel öffnete und die drei ſauren Früchte erblickte, verdroß ſie das erbärmliche Geſchenk von einem ſo reichen Oheim höchlich. Sie nahm den Scherz ſehr übel, lehnte die Annahme des Geſchenkes ab und ſandte die Schachtel durch den Überbringer in derſelben Verpackung wieder nach Würzburg an den Geber zurück.

Der überraſchte Biſchof wunderte ſich nicht wenig, hielt jedoch dafür, es liege ein Mißverſtändnis vor. Deshalb ſandte er den Boten nochmals mit der Schachtel nach Mispelbrunn und trug ihm gefliſſentlich auf, bei der Überreichung ſeinen freundlichen Gruß auszurichten.

Diesmal nahm die Gräfin das Gebotene freundlicher auf, weil ihr der Gedanke kam: „Der Onkel hat etwas dabei; im Innern der Früchte werden geheime Geſchenke verborgen ſein.“ Sie zerſchnitt und durchſuchte die Citronen mit Geduld und großer Sorgfalt, fand jedoch nichts als herben Saft und harte Kerne. Da warf ſie die Stücke wieder mit Ärger in die Schachtel hinein,

ſchloß den Deckel und wies den Boten nochmals mit nicht freundlichen Worten zurück.

Die Doſe in der Hand verließ derſelbe äußerſt verlegen das Zimmer, denn es wurde ihm ſchwer, ſie ſeinem Herrn zum zweitenmal zurückzubringen.

Glücklicherweiſe war Biſchof Julius wohl ein Schalk, aber auch ein langmütiger Mann. Er blieb ruhig und beſchloß, nochmals den Verſuch zu wiederholen, ob die Verwandte ſeine Gaben annehmen werde, oder nicht. Er legte friſche Citronen in die Schachtel und ſchickte ſie der Gräfin mit freundlichem Gruß und in der Erwartung, ſie werde nunmehr ſicher ihr Benehmen ändern. Vorſichtigerweiſe ſchärfte er dem Boten noch ein, alſo ſich zu verhalten, als wäre ihm ihrerſeits keine Unfreundlichkeit geboten worden.

Doch wie hatte der langmütige Herr ſich verrechnet! Diesmal loderte beim Anblick der ſauren Früchte der Zorn der hohen Frau hell auf. Sie warf dieſelben ſamt der Schachtel und dem verborgenen Teſtament dem Diener vor die Füße und ließ dabei ſo bittere Worte über ihre Lippen kommen, daß der Bote eiligſt alles aufraffte, erſchrocken davoneilte und ſeine Faſſung noch nicht wiedergefunden hatte, als er nach Würzburg zurückkam und wieder vor ſeinen Herrn trat.

„Gnädiger Herr," ſo redete er ihn an, „zum vierten Male wage ich mich nicht wieder nach Miſpelbrunn vor die Gräfin. Die Ungnädige warf mir die Gaben meines Herrn nicht nur vor die Füße, ſie drohte auch, wenn ich mich noch einmal damit blicken laſſe, ſo würde ich zum Schloſſe hinausgepeitſcht werden." So hatte ſie ſich allerdings ausgelaſſen. Doch ſo empörend und bitter dies auch ſein mochte, der langmütige Biſchof ließ ſich nicht aus der Faſſung bringen, er hörte es ruhig an und lächelte nur ein wenig. „Gewiß," ſo dachte er dann, „hat der liebe Gott es nicht gewollt, daß die Gräfin das Teſtament unter den Citronen finden ſollte; er wird nach ſeiner unerforſchlichen Weisheit mein Vermögen zu anderen Zwecken beſtimmt haben." Durch einen Wink gab er dem Diener zu verſtehen, daß er ihm die Schachtel reichen möge, öffnete ſie, nahm das Teſtament heraus und warf es in das Kaminfeuer,

Digitized by Google

wo es alsbald von den Flammen verzehrt wurde. Dann trat er an seinen Schreibtisch, griff zur Feder, vermachte sein bedeutendes Vermögen der Stadt Würzburg und gründete durch dasselbe das große, nach ihm benannte Juliusspital, welches noch heute besteht und neuerdings mit der ehernen Bildsäule des Wohlthäters geziert worden ist.

Julius hat sich auch in noch mancher andern Beziehung Verdienste um die Stadt erworben, sodaß deren Bewohner es niemals bereut haben werden, des Bischofs Gabe mit dem gebührenden Danke aufgenommen zu haben.

Gmünd.

Schwäbisch-Gmünd an der Rems ist eine gewerbsame, industrielle und blühende Stadt mit gegen 14 000 E. Die schöne Kreuzkirche wurde von H. Arler erbaut, dem Stammvater einer berühmten Baumeisterfamilie. In der Ferne, $1^1/_2$ Meile davon, sieht man den Hohenstaufen und den Rechberg.

Zur Zeit war der Raum, den gegenwärtig die Stadt Gmünd im Schwabenlande einnimmt, mit wilder, dichter Waldung bedeckt. Nur eine kleine Lichtung tauchte hervor, auf welcher ein Forsthaus stand. Dies wurde vom alten Jäger Eckart, seiner Frau Irmengard und seinem Sohne Horsa bewohnt. Seine Jünglings- und auch ein gut Teil seiner Mannesjahre hatte der alte Waidmann auf den Kriegszügen seines Herrn zugebracht und dann vom Herzoge die Weisung erhalten, sich hier anzusiedeln. In dem großen Forste ringsum das Jägerhaus barg sich Wild in reicher Fülle und verschaffte Eckart den nötigen Lebensunterhalt. Frisch und kräftig wuchs ihr Sohn heran und fand Wohlgefallen am Waidwerk.

Nach vollendetem achtzehnten Lebensjahre wurde er von seinem Vater dem Herzoge zugeführt, damit er denselben auf

Digitized by Google

einem beſchloſſenen Kriegszuge begleite, und zeichnete ſich durch Klugheit und Tapferkeit aus, ſodaß er das Vertrauen und die Liebe ſeines Herrn in vollem Maße gewann.

Als der Friede geſchloſſen worden, kehrte Horſa zu ſeinen Eltern in die einſame Waldgegend zurück. Zum ſtattlichen Manne herangereift war er nunmehr ihre Freude, doch hatte er einen ſtillen Kummer, was ſich den Eltern bald verriet. Auf ihre Nachfrage erzählte er, daß er des fürſtlichen Kanzlers Tochter kennen gelernt habe, jedoch nicht hoffen dürfe, ſie als Gemahlin heimzuführen, weil er nichts beſitze als ſeine mühſam errungene Ehre.

Der Vater riet ihm, von vornherein offen zu Werke zu gehen und beim Kanzler um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten. Vom jungen Manne geſchah dies mit einiger Hoffnung, weil der Kanzler kurz vorher bei ſeinem fürſtlichen Herrn in Ungnade gefallen war. Als jedoch Horſa ſeine Bewerbung vorbrachte, würdigte der Edelmann ihn nicht einmal einer Antwort, bedeutete ihm vielmehr mit barſchen Worten, ſein Haus zu verlaſſen.

Mit dieſem bittern Beſcheide kehrte der junge Mann heim, und ſeine Eltern tröſteten ihn, ſo gut ſie konnten. „Treue findet ihren Lohn," ſagte die Mutter, und der Vater ſetzte hinzu: „Du wirſt Dein Geſchick männlich tragen und zunächſt ruhig abwarten müſſen. Geh' fleißig auf die Jagd, das wird Deinen Gram verſcheuchen."

Da geſchah es eines Tages, daß der Herzog von Schwaben, als er mit hellen Haufen von Gefolge dem Jagdvergnügen nachging, das Revier wählte, in welchem Eckarts Jägerhaus ſtand.

Dieſer und Horſa mußten dem Herzoge, ſeiner Gemahlin und dem Gefolge als Wegweiſer dienen und hatten ihnen auch die Stelle anzuweiſen, wo das Wild am zahlreichſten anzutreffen war. Im einſamen Waldhauſe war den hohen Gäſten vor ihrer Heimkehr eine Mahlzeit aufzutragen, und ſie überboten einander in allen Stücken zu genügen, um Ehre einzulegen.

Wohl gelang's nach Wunſch. Während des Jagens ereignete ſich jedoch ein Unfall, welcher die Herzogin und ihren hohen Gemahl in große Verlegenheit brachte. Die jagdluſtige Herrin verlor nämlich bei der Haſt des Jagens ihren Trauring, was in jenen

Digitized by Google

Zeiten allgemein als ein Unheil verkündendes Zeichen genommen wurde. Der liebenden Gattin fiel es denn auch schwer aufs Herz und ihrem Gatten nicht minder, sodaß ihnen auf dem Heimwege das unliebsame Ereignis gar nicht mehr aus dem Sinne kam. Der Herzog that schließlich das Gelübde, da eine Stadt zu gründen, wo der verlorene Ehering wiedergefunden werde; die fromme Herzogin aber, welche wegen des verlorenen Kleinodes sehr in Ängsten war, gelobte in ihrem Herzen, an dem Fundorte eine Kirche zu erbauen. Über den Vorfall selbst wurden weiter keine Worte gewechselt, nur im Jägerhause wußte man davon.

Am folgenden Morgen hatten die Bewohner desselben wegen des vielen Abräumens alle Hände voll zu thun, und es dauerte eine Weile, bis sie wieder ihren gewohnten Geschäften nachzugehen vermochten.

Nun nahm Horsa sein Jagdzeug zur Hand, um im Walde umherzustreifen, und noch nicht lange war er gegangen, als er an der Stelle, wo jetzt die Johanneskirche steht, einen stattlichen Hirsch erblickte. Er legte an, der Pfeil schwirrte, und das Tier stürzte zu Boden. Sobald der Schütze näher herzutrat, erblickte er an einem der Enden des Hirschgeweihes, neben Spuren von Erde, die bewiesen, daß das Tier unzweifelhaft im Boden gewühlt hatte, den kostbaren Trauring der Herzogin. Ihn sofort erkennend, eilte Horsa mit demselben nach Hohenstaufen, wo der Herzog Hof hielt, um diesem seinen Fund abzuliefern.

Die hocherfreute Herzogin hätte laut aufjubeln mögen und forderte den glücklichen Finder auf, sich eine Gnade zu erbitten.

Einige Augenblicke besann er sich, dann deckte er ihr sein Verhältnis zu der Tochter des Kanzlers, der in Ungnade gefallen sei, auf und fand in ihr eine freundliche Fürsprecherin beim Herzog.

Zum Vermitteln bereit, begnadigte dieser den Kanzler unter der Bedingung, daß er seine Tochter dem wackern jungen Manne zur Frau gebe.

Der Edelmann, welcher an seinem Mißgeschicke schwer getragen hatte, wurde dadurch umgestimmt und willigte mit Freuden ein.

Ihrem Gelöbnisse entsprechend erbaute die edle Herzogin an

Digitized by Google

der Stelle, wo das Kleinod gefunden worden war, die Kirche, und ringsumher wurde nach und nach die Stadt angelegt, welche zur Zeit ihrer höchsten Blüte 18 000 Einwohner zählte.

Horsas Ehe war eine glückliche und wurde mit zahlreicher Nachkommenschaft gesegnet.*

Die schwarzen Steine.

Im Königreich Sachsen ist der Bergbau sehr bedeutend. Im Erzgebirge liefert derselbe viel Silber, Kupfer, Zinn, Blei, Eisen, Kobalt, Nickel, Arsenik, Stein- und Braunkohlen. Am ergiebigsten an Erzen ist das Bergrevier Freiberg. Silberbergwerke sind hier schon seit dem 12. Jahrhundert im Betrieb. Berichtet doch eine alte Chronik der Stadt Freiberg, die Stadt selbst verdanke einem Bergwerk ihren Ursprung. Ein Fuhrmann von Halle habe Salz nach Böhmen gefahren und in einem Hohlwege hinter seinem Fuhrwerk hergehend im Wagengleise schönglänzendes Bleierz gefunden. Dies habe er in Goslar, woselbst im Rammelsberge die Silbergruben schon seit Otto dem Großen (936—973) im Betrieb waren, probieren lassen, und weil es reicher gewesen als das dortige Bleierz, hätten die Sachsen Lust bekommen, den Bergbau auch zu beginnen. Von Zellerfeld am Harz seien Bergknappen herzugekommen, hätten sich dort angebaut und so sei die Stadt Freiberg gegründet worden. Gegenwärtig finden in Sachsen auf

* Die Wände der Johanneskirche zeigen auf ihren Quadersteinen Bildwerke in erhabener Arbeit, darunter einen Mann, der in ein Jagdhorn bläst, 2 gekuppelte Hunde, sowie andere zahme und wilde Tiere, meist sehr rauh ausgearbeitet. Sie sollen auf diese Sage Bezug haben, und die Herzogin Agnes, soll die Gemahlin Friedrichs von Staufen gewesen sein.

mehr als 500 Werken gegen 27 000 Arbeiter Beschäftigung und fördern jährlich 63 Mill. Ctr. (einschläglich der Steinkohlen), die einen Wert von 30 Mill. Mark haben. 53 Hüttenwerke liefern Produkte im Werte von 22 Mill. Mark. Das Braunkohlengebiet befindet sich in der Nähe von Grimma, wogegen 2 umfangreiche Steinkohlenbecken zu unterscheiden sind, das bedeutende Zwickau-Chemnitzer und das etwas östlicher liegende im Plauenschen Grund. Dieser erstreckt sich über eine Meile lang von Tharand bis Plauen bei Dresden und wird von der Weisseritz durchströmt.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts geschah es, daß an einem rauhen und unfreundlichen Herbsttage in der Nähe des Dorfes Pesterwitz im Plauenschen Grunde ein Hirte seine Herde hütete. Es war eine sonderliche Herde, denn außer mehreren Kühen war auch ein junges Pferd dabei, welches feurig umhersprang und allerlei zierliche Bewegungen machte. Wechselte das unruhige Tier eine zeitlang seine Stellung nicht, so stampfte es fast unaufhörlich mit den Füßen und scharrte am Abhange eines Hügels eine Menge schwarzer Steine mit seinen Hufen los. Der Kühe ruhiges Thun zog des Hirten Aufmerksamkeit viel weniger auf sich, wogegen er in den Bewegungen des Pferdes ein lustiges Spiel erkannte und unwillkürlich sich fragte: „Warum treibt es doch gerade an dieser Stelle sein Spiel?"

Weil er sich selbst gewöhnlich nahe dabei aufhielt, indem er hier den ganzen Weideplatz zu überblicken vermochte, so schrieb er's einer gewissen Anhänglichkeit des Tieres zu, das er zuweilen streichelte, leider aber nach dem Verbote des Bauers nicht besteigen durfte.

Als nun gegen Mittag sich der Wind erhob, immer heftiger blies und dem Hirten scharf durch die dünnen Kleider fuhr, kam derselbe auf den Gedanken, sich ein Reisigfeuer anzuzünden, um sich etwas daran zu erwärmen. Diesen Vorsatz führte er sogleich aus, doch im Winde flackerte das Feuer mehr als ihm lieb war, und er dachte: „Wäre hier Überfluß an Reisern, so möchte das wohl angehen, aber das wenige Holz, welches ich zur Stelle brin-

gen kann, wird in kurzer Zeit von den Flammen verzehrt sein. Die Glut muß deshalb vor dem zu starken Geblase geschützt werden."

Nach passendem Material dafür sich umsehend, fielen ihm die vom Pferde losgewühlten schwarzen Steine ins Auge. Er trug sie herzu und machte davon einen Wall ringsum die glühenden Kohlen her, sodaß diese in einer schützenden Vertiefung lagen und dem Winde weniger ausgesetzt waren. „Nun wird das kleine Feuer länger vorhalten!" dachte er und wärmte sich vergnügt die erstarrten Hände.

Schon nach einiger Zeit kam es ihm vor, als verbreite das Feuer beiweitem mehr Glut und Hitze, als er erwartet hatte. Indem er sich nun etwas davon zurückzog und seinen kleinen Herd genauer anschaute, sah er zu seiner Verwunderung, daß auch die steinerne Einfassung lustig am Brennen war. Weitere Beobachtungen überzeugten ihn davon; des Flackerns und Loderns um das Holzfeuerchen herum war kein Ende und das Feuer breitete sich immer weiter aus, bis auch der letzte Brocken der schwarzen Steine von heftiger Glut ergriffen war.

Am nächsten Tage zündete er wieder ein Feuer an und warf sofort einige der schwarzen Steine hinein, die sich auch alsbald entzündeten und auf wundersame Weise die Hitze vermehrten, sogar während eines kleinen Regenschauers in voller Glut blieben. „Zu frieren brauch' ich hinfort nicht mehr!" sagte er vergnügt zu sich selbst. Auch war er nun seiner Sache gewiß, hielt nicht länger zurück und erzählte abends seinem Bauer davon. Dabei hob er rühmend hervor, daß die brennenden Steine eine heftige Glut ausströmten und gänzlich verzehrt würden.

Des lachte der Bauer und sagte: „Steine sollen sich entzünden und verbrennen wie Holzscheite? Bist Du nicht gescheidt?" Dabei warf er dem Knechte einen verächtlichen Blick zu, als wolle er sagen: „Ich lasse mir nichts weißmachen!"

Den Hirten verdroß die schonungslose Abweisung, doch mußte er schweigen, weil er begriff, daß seine Worte den Herrn doch nicht überzeugen würden.

Zu seiner Rechtfertigung brachte er am nächsten Abend einige

der ſchwarzen Steine mit nach Hauſe, warf ſie vor den Augen der Hausfrau ins Feuer auf dem Herd und verſchaffte ſeinem Brotherrn und allen Hausgenoſſen die Gelegenheit, das Wunder mit eigenen Augen anzuſchauen.

Wer hätte nun noch zweifeln können!

Der Bauer ſtimmte gleich einen anderen Ton an. „Die ſchwarzen Steine," rief er aus, „ſind wie Holzkohlen, nur glänzen ſie ſchöner," und alle Knechte und Mägde ſtimmten ihm bei.

Die praktiſche Hausfrau dagegen war darauf aus, ſich's zu nutze zu machen. „Durch die Verhüttung der vielen Erze im Lande," klagte ſie, „iſt das Holz immer rarer und teurer geworden. Sorge beſtändig für Kohlenvorrat zur Feuerung," ſagte ſie zum Hirten und wies ihm ein Gefäß an, in welchem die Brocken aufbewahrt werden ſollten. „Zum Unterſchied von den Holzkohlen, die auf unſerm Herdfeuer übrig bleiben, wollen wir ſie Steinkohlen nennen," fügte ſie hinzu.

Da ging dem Bauer ein Licht auf. „Man findet ſie glücklicherweiſe auf meinem Acker," ſagte er, „es läßt ſich Geld daraus löſen. Andere Leute werden ſie auch zu ſchätzen wiſſen! Ich werde ſie zu verwerten ſuchen!"

Schon am folgenden Morgen wurden Hacke und Schaufel zur Hand genommen, um einen Vorrat von Brennmaterial zu gewinnen und zugleich die Ausdehnung des Fundortes kennen zu lernen und zu ermitteln, welche Maſſen vorhanden wären. Da fand ſich, daß die Kohlenbank ſich endlos unter dem Boden fortzog.

Die Kunde von dem ſchon nach kurzer Zeit ſich mehrenden Haufen Steinkohlen verbreitete ſich ſchnell, und die Leute kamen von allen Seiten herzu, um die Sache näher anzuſehen. Dabei gewahrten auch andere Hauswirte, daß es vorteilhaft ſei, ſich dieſes Brennmaterials zu bedienen. Etliche kauften bei ihm, andere ſpürten in Hohlwegen und an Thalabhängen ſolche Stellen auf, wo Steinkohlenflötze zu Tage traten. Man grub und ſammelte und freute ſich des prächtigen Heizmaterials mehr und mehr. Nach einer Weile wurden die Steinkohlen ſchon in der Umgegend allgemein für Geld verlangt. So entſtanden im Plauenſchen Grunde

Digitized by Google

die erſten Steinkohlengruben, denen in anderen Gegenden, wo der Boden ebenfalls den reichen Segen barg, ſchon bald nachher ähnliche folgten.

Die goldenen Eier.

Annaberg, eine der 27 Amtshauptmannſchaften des Königreichs Sachſen liegt im höchſten Teile des Erzgebirges, nahe den Quellen der Zſchopau und ihrer Nebenbäche. Die Stadt, nach welcher ſie den Namen hat, liegt am Abhange des Pöhlberges, doch immerhin noch 600 m hoch. Sie zählt jetzt gegen 14 000 E., iſt eine wohlgebaute Bergſtadt und bildet mit Buchholz, welches gegen 7000 E. hat und im Thale liegt, faſt einen Ort. Nicht jeder, der nach Annaberg kommt, weiß es, daß die Stadt ehemals den Namen „Neuſtadt am Schreckenberge" geführt hat, und doch trifft dies zu, denn erſt im Jahre 1501 wurde derſelben vom Kaiſer Maximilian der neue Name beigelegt. An die Gründung dieſer Bergſtadt knüpft ſich eine eigentümliche Volksſage.

In dem nahegelegenen Dorfe Frohnau lebte einſt ein blutarmer Bergmann, der Daniel Knappe hieß und eine kranke Frau und ſieben Kinder hatte. Sein Verdienſt war gering und deshalb die Not der armen Leute groß. Nur ihr feſtes Gottvertrauen hielt ſie aufrecht, ſonſt würden ſie vor Sorge und Leid in Verzweiflung haben kommen können. Es kam ſoweit, daß ſie eines Abends alle hungrig zu Bette gehen mußten. Vater Knappe flehte den lieben Gott herzinnig um Hilfe an und ſchlief ein. Da erfreute er ſich eines ſeltſamen Traumes. Er ſah träumend einen Boten von ſchöner Geſtalt vor ſich ſtehen und hörte von demſelben ſagen: „Gehe in den Wald, der den Fuß des Schreckenberges bedeckt, und ſuche die höchſte und dickſte Tanne auf. Sie ragt weit über alle Bäume hervor, und in ihren Zweigen wirſt Du ein Neſt mit gol-

denen Eiern finden. Für Dich sind sie bestimmt, gebrauche sie wohl!"

Er erwachte, und der Traum trat ihm so lebhaft vor die Seele, daß er sich im Bette aufrichtete und mit einem Seufzer leise sprach: „Träume sind Schäume!"

„Was hast Du, Mann?" fragte die Frau, welche wach geworden war.

Als er's ihr nun erzählte, sagte sie: „Wer weiß, Gott mag Dir's in den Sinn gegeben haben. Gehe morgen früh hin, Du versäumst ja nichts!"

„Freilich kann, weil es mir an Arbeit fehlt, von Versäumnis nicht die Rede sein," entgegnete er, ging am folgenden Morgen in den Wald hinaus, suchte und fand auch den Baum, der alle anderen mit seinem Gipfel überragte. Nur wenige Augenblicke blieb er sinnend vor ihm stehen, denn er war darauf aus, den Baum zu ersteigen, um das Nest mit den goldenen Eiern zu suchen. Doch alle Mühe war vergebens. Bis zur höchsten Spitze steigend und links und rechts suchend, fand er kein Nest; ebensowenig erspähten seine Blicke eins beim Hinuntersteigen. Entmutigt erreichte er wieder den Erdboden und ließ sich voll tiefer Betrübnis auf eine der dicken Wurzeln des Baumes nieder. Seine frische Hoffnung war erblaßt und drohte gänzlich zu schwinden, das Herz wurde ihm schwer.

Als er jedoch die knorrigen Wurzeln zu seinen Füßen mit ihren weiten Verzweigungen aufmerksam anschaute, fiel ihm ein, daß von einem „Vogelneste" doch nicht geredet worden war, sondern von einem Neste, und dabei kam ihm plötzlich der Gedanke: „Unter den Zweigen des Baumes könnten recht wohl auch die Wurzeln desselben gemeint sein, denn das sind gleichsam Zweige in der Erde."

Bei näherem Nachdenken gewann die Vermutung, daß er's so ansehen könne, noch an Wahrscheinlichkeit, um so mehr, weil dabei sein bergmännisches Bewußtsein erwachte. „Wir Bergleute haben's nicht hoch über uns zu suchen, wir sind auf den Erdboden angewiesen," sagte er zu sich selbst und eilte heim, um seine Werkzeuge, Hacke und Spaten, zu holen und ohne Säumen nachzugraben.

Digitized by Google

Die notleidende Frau rühmte seinen Eifer und bestärkte ihn in seinem Vornehmen.

Als er nun unter den Wurzeln in die Tiefe drang und kaum eine Erdschicht durchbrochen hatte, blitzten ihm plötzlich reiche Silberadern entgegen, die sich links und rechts hinzogen.

Da dankte er seinem Gott für die wunderbare Hilfe, suchte die Mutung* nach und begann alsdann, die Silberadern auszubeuten.

Aus dem armen Bergmann wurde nun ein reicher Besitzer, doch er blieb thätig, brav und fromm, verschaffte vielen Leuten lohnende Beschäftigung und ward dadurch ein Wohlthäter seiner Mitbürger. Sogar aus weiter Umgegend, namentlich von Freiberg her fanden sich Leute ein, welche Arbeit suchten, denn die Kunde von der Entdeckung des reichen Silberganges verbreitete sich schnell im ganzen Erzgebirge.

Nach Knappe, dem Gründer des Bergwerks, nannten sich alle, die an der neuen Silbergrube bauten und schürften, „Knappen", sodaß dieser Name später allen Bergleuten in jener Gegend beigelegt worden ist, weshalb denn auch deren Vereinigung die „Knappschaft" heißt.

Da nun immermehr Menschen am Fuße des Schreckenberges sich ansiedelten, die auf dem Silberbergwerk ihr Brot verdienten, häuften sich daselbst die Wohnungen mehr und mehr, sodaß eine Stadt daraus wurde, Neustadt am Schreckenberge geheißen, bis ihr vom Kaiser Max (1493—1519) der schönere Name Annaberg verliehen wurde.

---

* Die Mutung ist die Erlaubnis der Behörde, an bestimmtem Orte Bergbau auf nachgewiesenes Mineral zu betreiben.

Die Linde zu Annaberg.

Auf der Riesenburg bei Annaberg in Sachsen lebte ein Bergschreiber Adam Ries, der das erste Rechenbuch geschrieben hat und 1559 gestorben ist. Er hatte die Gewohnheit, über ernste Gegenstände reiflich nachzudenken, und es machte ihm besonders die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele viel Kopfzerbrechens.

Einst ging er über den Gottesacker, und der Anblick der Gräber erweckte, wie schon oft geschehen war, Gedanken über des Menschen Zukunft in ihm.

Da trat der ihm befreundete Pfarrer, der ebenfalls auf dem Friedhofe gegenwärtig war, ihm näher, und Ries redete mit demselben davon, welche Zweifel in seiner Seele aufgetaucht wären.

Anfangs suchte der Pfarrer ihn mit Worten zu überzeugen, das war jedoch vergeblich. Alsdann bückte er sich bis zur Erde nieder, erfaßte ein spannenlanges Lindenbäumchen, welches neben ihnen stand, riß es aus dem Boden und steckte es gleich wieder an der alten Stelle in den Erdboden, jedoch umgekehrt, sodaß die Wurzeln in die Luft hineinragten, die Zweiglein aber in den Boden eingesenkt waren.

„Mein lieber Ries," sagte er dann und blickte ihm in die Augen, „so wahr als dieses Bäumlein zu einem Baum aufwachsen wird, ebenso wahr werden wir einst auferstehen, denn es giebt eine Unsterblichkeit der Seelen."

Dem Manne wurden durch dies Thun und Reden seine Zweifel keineswegs genommen. „Wir werden's sehen!" sagte er und dachte dabei weniger an die Auferstehung, als an das Bäumchen; er glaubte, es werde eingehen.

Das geschah aber nicht. Als er später wieder zur Stelle kam und daran dachte, fand er das Bäumlein festgewurzelt, und an den früheren Wurzeln zeigten sich kleine Blätter, sodaß er sich sehr verwunderte. Kam er fortan wieder auf den Friedhof, so war sein erster Gang zu diesem Bäumchen und es war, als wenn's ihm gepredigt hätte, denn seine Zweifel schwanden mehr und mehr. Er

Digitized by Google

nannte es ein Wunder und ſprach zu ſich ſelbſt: „Hat Gott dies Wunder zuſtande gebracht, ſo kann er auch das andere Wunder thun.“ Endlich blieben ihm Zweifel und Grübeleien gänzlich fern; aus dem Bäumchen aber wurde ein Baum, und iſt der gleich über 300 Jahre alt und mit 24 Stützen unter den mächtigen Zweigen gehalten, er grünt noch an jedem Oſtermorgen.

Seit 1492 war der Bergbau bei Annaberg ſehr ergiebig, hielt ſich jedoch nicht lange auf dieſer Höhe. Als der Betrieb desſelben ſank, trat glücklicherweiſe Induſtrie an die Stelle. Dabei erwarb ſich Barbara Uttmann, die Erfinderin des Spitzenklöppelns, ein großes Verdienſt. Sie ſtarb 1575 und wurde in der Nähe jener Linde auf dem Kirchhofe der Bergkirche zu St. Annen begraben. Ihr wurde 1834 ein Denkmal errichtet. Als von Philipp II. im Jahre 1567 Herzog Alba in die Niederlande geſchickt wurde und mit ſeinen unduldſamen Verordnungen einen Teil der Bevölkerung zum Auswandern brachte, zogen viele derſelben ins Erzgebirge und ließen ſich in Annaberg nieder. Die meiſten derſelben waren Poſamentierer und Bandwirker.

Der Heidenkeller bei Volberg.

Volberg liegt öſtlich von Köln an der Sülz, die bei Lohmar in der Nähe von Siegburg in die Agger fließt. Der Bergrücken zwiſchen Sülz und Agger erhebt ſich am höchſten im Lüderich, einer Bergkuppe, die ehemals faſt die doppelte Höhe gehabt haben ſoll und im Munde der Umwohnenden noch immer der Huhlüderich genannt wird, was ſagen will: der Hohe-Lüderich. Im Thalgrunde wird der Berg von der Sülz beſpült. Etwas weiter abwärts liegt das freundliche Dorf Volberg. An zwei Quellen des Berges,

Digitized by Google

die in der Nähe vom Dorfe hervorsprudeln, knüpfen sich uralte Sagen, wobei denn auch die Höhlen, welche von Menschenhand in den Felsen gehauen sind und mit ihren Halden Zeugnis von langjährigem Bergbau ablegen, eine Rolle spielen. Die bedeutendste dieser Höhlungen nennt man den Heidenkeller. Hören wir, was die Sage von ihm berichtet.

Einst bewohnten „Heidenmenschen", so werden in der Gegend die Riesen und Zwerge genannt, die Tiefe des hohen Lüderich. Die inneren Räume des Berges waren mit überaus großer Pracht geschmückt, denn als geschickte Bergleute haben die Riesen und Zwerge in den Tiefen der Felsen große Schätze gefunden. Der Reichtum machte sie aber zuletzt übermütig und das ist ihnen zum Fallstrick geworden. Sie hatten die christlichen Umwohner sich botmäßig gemacht und bedrückten dieselben hart, den Gott der Christen aber verspotteten sie. Darin gingen sie so weit, daß sie allerlei Spiele erfanden, welche darauf hinausliefen, den Christen ein Ärgernis zu geben. So stellten sie auf einer Kegelbahn Weizenbrote auf als Kegel und warfen mit Pferdeschädeln darnach. In ihrem Übermut ließen sie eines Tages sogar ein Weizenbrot den Berg hinabkollern und zielten mit Steinwürfen darnach, indem sie höhnend ausriefen: „Herrgottchen, lauf, sonst kriegt Dich der Teufel!"

Solchen Hohn hatte Gott eine Zeitlang mit Langmut ertragen, als er die Strafe folgen ließ. Eines Tages hütete auf der Höhe des Lüderichs ein christlicher Hirtenknabe seine Herde. Während er nun jener Frevelthaten mit Abscheu gedachte, kam ihm ein wunderschöner Vogel zugeflogen und sang mit heller, lieblicher Stimme: „Kuhhirt treib' heim, der Lüderich fällt ein!"

Der Knabe eilte mit seiner Herde dem Dorfe zu, und kaum war er ein Stück Wegs vom Berge entfernt, als die Erde erbebte, die Höhlungen im Berge mit fürchterlichem Krachen einstürzten und der ganze Berg zusammenbrach, sodaß er nur die halbe Höhe behielt.

Bei dieser gewaltigen Umwälzung blieb kein Heide verschont. Kurz vor dem Einsturze, so berichtet die Sage, kam ein großer und schöner Hirsch aus dem Dickicht eines Gebüsches, um die-

Digitized by Google

jenigen anzulocken, welche sich gerade draußen befanden. Es gelang auch, denn sobald sie das prächtige Tier sahen, folgten sie ihm blindlings und eilten ihm, als es dem Heidenkeller zulief, dahin nach, um niemals wiederzukehren. Durch den Zusammensturz verloren alle Riesen und Zwerge, welche im Berge waren, ihr Leben. Das Blut der im Innern Zermalmten aber trieb als Bächlein in die Sülz hinab.

Etliche Weiber und Töchter der Heiden, welche zur Zeit unten im Thale beschäftigt waren, kamen auf das Getöse hin an den Fuß des Lüderich, jammerten Tag und Nacht und weinten so übermäßig, daß auch ihre Thränenströme wie ein Bächlein in die Sülz hinab flossen. Den Blutquell und den Thränenborn zeigt man noch heutigen Tages als Wahrzeichen der Volkssage.

Die Entstehung des Siebengebirges.

Im rheinischen Volke geht die Sage, der Rhein sei ehedem oberhalb Königswinter, da, wo jetzt Rolandseck und der Drachenfels einander gegenüberliegen, geschlossen gewesen und habe einen breiten und tiefen See gebildet. Man erzählt:

Es gab eine Zeit, da lag oberhalb des Siebengebirges zwischen den Bergrücken des Westerwaldes und der Eifel ein großer und tiefer See, und die Leute, welche ringsumher wohnten und Ackerbau und Viehzucht trieben, fanden, daß diese ihre Beschäftigung wenig ergiebig war. Lange wurde dies bedauert, bis einige von ihnen die Einsicht gewannen, das Gebirge sei unterhalb an der angrenzenden fruchtbaren Ebene, wo der überlaufende See den Wasserfall bilde, recht wohl durchzustechen und dadurch, daß der See abgeleitet würde, fruchtbarer Boden zu gewinnen. Freilich erforderte die Ausführung dieses Werkes eine gewaltige Arbeitskraft, der sie sich nicht gewachsen fühlten. Deshalb sannen sie mit Fleiß darauf, eine passende Aushülfe zu finden und schickten eine

Digitized by Google

Botschaft in das Land der Riesen, um anzufragen, ob deren etliche zu ihnen an den See kommen und sich willig finden lassen wollten, diese Riesenarbeit, welche ihnen selbst unmöglich sei, zu übernehmen. „An Lohn soll es nicht fehlen," ließen sie ihnen sagen. „Wir werden Euch den Schatz verehren, den wir in den Klüften des Gebirges aufgelesen haben, denn jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert."

Nun gab es damals bei den Riesen der Gesellen genug, welche die Gelegenheit, einmal recht ihre große Kraft zu zeigen, mit Freudigkeit ergriffen, sogar dann, wenn es nichts einzubringen versprach. Da aber hier noch obendrein reicher Lohn in Aussicht stand, fanden sich sieben gewaltige Hünen sofort bereit, mit den Boten nach dem Bergsee zu wandern.

Nach mühsamer Reise langten sie am Wasserfalle an. Jeder derselben trug einen ungeheuren Spaten auf seiner Schulter, mit welchem er sich wohlgemut an die Arbeit gab. Wie machten da die Bewohner der Nachbarschaft, die als Zuschauer umherstanden, große Augen! Ja manchen wurde bang ums Herz, als sie die Kraftanstrengungen der gewaltigen Männer sahen und gewahrten, wie die Felsen prasselten und die Fluten rauschten. Schon in wenig Tagen hatten die Riesen eine tiefe Lücke in den unterwärts des Sees liegenden Rand gegraben, man sah das Wasser mit steigender Macht in diese Rinne eindringen, und einige riefen: „Es hilft den Grenzwall einreißen und den festen Boden niederflößen!"

Nunmehr verringerte sich der See zusehends, des Stromes Ungestüm ließ nach, und nach einiger Zeit floß er in stattlicher Breite und mit mäßiger Strömung dem fernen Meere zu, aber das ringsumher gewonnene Land, welches früher vom Wasser überflutet gewesen war, begann trocken zu werden, und die Hoffnung der Bewohner, fruchtbaren Boden zu gewinnen, ging in Erfüllung, sodaß überall sich Freude kundgab.

Die Riesen aber schauten das Werk ihrer Hände mit Wohlgefallen an, ermunterten die Uferbewohner, von dem errungenen schönen Erdreich im gesegneten Thale Besitz zu nehmen und erbaten sich nach vollendeter Arbeit den versprochenen Lohn.

Digitized by Google

Da kamen die Bewohner in großer Zahl herbei, ſchleppten ihre Gaben herzu, freuten ſich des Sieges über die Naturgewalten, zollten den Helfern die gebührende Anerkennung und überreichten ihnen die verheißenen Schätze.

Die Hünen teilten den anſehnlichen Hort brüderlich. Ein jeder von ihnen ſteckte ſeinen Anteil in ſeinen Reiſeſäckel und ſagte den Gebern Lebewohl.

Als ſie ſich dann zur Heimkehr anſchickten, fand ſich's, daß an ihren großen Spaten viel Schutt und Erde hängen geblieben war. Das mochten ſie nicht leiden, ihre Werkzeuge ſollten gereinigt und blank werden. Zu dem Ende klopften ſie dieſelben ſorgfältig ab. Da ſahen die Zuſchauer, des Felsgebröckels und des lehmigen Grundes haftete ſoviel an den ſieben Spaten, daß die ſieben Berge davon am Boden liegen blieben und bis auf den heutigen Tag zu ſehen ſind, auch wohl liegenbleiben werden, es ſei denn, daß die ſieben Hünen abermals erſcheinen, um wegzufegen, was ſie abgeſchüttelt haben.

Vineta.

An der nordöſtlichen Küſte der preußiſchen Inſel Uſedom ſoll nach der Sage einſt am Fuße des Streckelberges die reiche und weltberühmte Stadt Vineta gelegen haben und im Jahre 830 von einer Sturmflut weggeriſſen worden ſein. Wisby auf der ſchwediſchen Inſel Gottland (über 6000 E.) gehörte im Mittelalter zu den berühmteſten Seehandlungsſtädten Europas und nahm unter den Hanſaſtädten einen der erſten Plätze ein. Die Sage erzählt:

Vineta war größer als irgend eine andere Stadt Europas, ſelbſt als Konſtantinopel, und es wohnten darin Griechen und Slaven, Wenden und Sachſen und andere Völkerſtämme. Jeder

dieſer Stämme hatte eine beſondere Religion, denn bei den Heiden war an eine Übereinſtimmung nicht zu denken, ſodaß die Zahl der Götzen überhand nahm. Nur die in Vineta wohnenden Sachſen waren Chriſten, und gerade ſie durften ihre Religion nicht öffentlich bekennen, weil niemand von einem unſichtbaren Gott etwas hören mochte. Die Bewohner der Stadt trieben nicht nur einen einträglichen Handel, ſie waren auch ehrbar, liebten gute Sitten und Höflichkeit, auch übten ſie Gaſtfreundſchaft gegen Fremde, ſodaß ſie immermehr zu Anſehen gelangten. Jahraus, jahrein kamen ſchwerbeladene Schiffe aus allen Gegenden der Erde dahin, obwohl die Läden der Stadt bereits mit den koſtbarſten und ſeltenſten Waren angefüllt waren.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß ſich der Reichtum der Stadt mehr und mehr hob. Doch hatte dies leider Übermut zur Folge. Man ließ Stadtthore aus Glockengut verfertigen und Glocken aus reinem Silber gießen, um beſondere Klänge zu hören und anderen Städten voraus zu ſein. Ja, weil man im Überfluß des Silbers ſo wenig achtete, durften die Kinder auf den Plätzen der Stadt mit blanken Thalern ſpielen.

Doch beim Übermut blieb es nicht; auch Üppigkeit und Wolluſt nahmen überhand in der Stadt, und es folgte eine Zeit, in welcher man jeglichem Gelüſte und mancher Untugend fröhnte. Ja, es ging endlich ſo weit, daß die Mütter beim Abwiſchen ſchmutziger Kinder ſich der koſtbarſten Stoffe bedienten.

Als es dahin gekommen war, wurde die üppige Stadt eines Tages urplötzlich vom Ungeſtüm der Meereswellen gänzlich vernichtet und in den Wellen begraben. Die Einwohner büßten ihr Leben ein, und damit hatte alles Wohlleben ſeinen Untergang und alle Herrlichkeit ein Ende.

Da kamen die Schweden von der Inſel Gottland herüber und holten mit ihren Schiffen fort, was ſie nur mit Stricken und Netzen zu erreichen vermochten. Wer etwas Wertvolles herausfiſchte, hielt es geheim und lachte im Stillen. Nur die ehernen Stadtthore, welche auch aufgefunden und mühſam, aber unbeſchädigt heraufgezogen wurden, behandelte man als Gemeingut; die Schweden nahmen ſie mit nach Wisby und ſtellten ſie daſelbſt

Digitized by Google

als Stadtthore ein. Auch der Handel Vinetas zog sich nach Wisby, sodaß diese Stadt immermehr an Bedeutung gewann.

Wer aber noch heutzutage bei stillem Wetter mit seinem Schiffe dahin gelangt, wo vormals Vineta, die reiche Stadt, versunken ist, der gewahrt beim Blick in die Fluten tief unten eine Menge Säulen, Fundamente und Steine, die Trümmer der untergegangenen Herrlichkeit. Ihrer etliche ragen sogar aus dem Wasserspiegel empor, und beim Sinken der Sonne erklingt aus dem tiefen Meeresgrunde das Geläute der Abendglocken matt und verstohlen herauf, und die Zinnen der hervorragenden Trümmer lassen goldene Funken im Wasserspiegel weithin strahlen, sie geben Kunde von der alten Wunderstadt und von deren Herrlichkeit.

Erpho, der Zweifler.

Der erste Abt des Klosters Siegburg hieß Erpho. Von ihm erzählt die Sage (Legende) folgendes:

Erphos Frömmigkeit war allgemein bekannt, und in Strenge des Lebenswandels that es ihm niemand zuvor. Er war ein Mann tiefen Geistes, sodaß man von ihm rühmte: Sein Geist wurde niemals von irdischen Gedanken und von Händeln der Welt berührt; die höchste Seelenwonne gewährte es ihm, ernsten Betrachtungen nachzuhangen, und er wählte jeden Tag eine Stelle der heiligen Schrift, um sie nach allen Seiten hin zu erwägen.

Eines Tages fiel ihm die Stelle des 90. Psalms auf: „Tausend Jahre sind vor Gott wie der Tag, der gestern vergangen ist.“ Er konnte die Wahrheit desselben nicht erfassen und wurde von starken Zweifeln gequält, die ihm keine Ruhe ließen. Sogar über Tische grübelte er und vermochte nicht, sich von dem Gedanken loszureißen. Auch ging ihm die Vorlesung aus der heiligen Schrift, welche wie üblich nach dem Essen vorgenommen wurde,

Digitized by Google

verloren; das unergründliche Pſalmwort erfüllte gänzlich ſein Gemüt.

Um nun ſeinen Betrachtungen ungeſtört nachhängen zu können, trat er in den Kloſtergarten, ging in Gedanken den Berg hinab und kam in den Wald, der im Thale begann und ſich meilenweit an der Sieg aufwärts hinzog, immer bezweifelnd, daß tauſend Jahre vor Gott wie ein Tag vorübereilen könnten.

Da flog vor ſeinen Augen ein wunderſames Vöglein auf, begleitete ihn auf ſeinem Wege, hüpfte von Zweig zu Zweig und zog durch lieblichen Geſang den Greis aus der Tiefe ſeiner anhaltenden Betrachtungen. Erpho wandte ihm einen Blick zu und ſiehe, nun vermochte er ſeine Augen nicht wieder abzuwenden. Nie hatte er einen Vogel von dieſer Geſtalt und in ſolcher Farbenpracht geſehen. Von der Größe einer gewöhnlichen Taube war er doch lieblicher geſtaltet als dieſe, und auf ſeinem Gefieder ſchien alle Pracht des Regenbogens harmoniſch vereint. Der Anblick war entzückend, aber mehr noch ergötzte den aufmerkſamen Abt ſein holder Geſang, der ihm ſo außerordentlich wohlthat, und auf den der ganze Wald zu lauſchen ſchien, als gelte es, das Sprichwort zur Wahrheit zu bringen: „Ein ſchöner Geſang hemmt das Waſſer im Lauf und die Vögel im Fluge.“ Alle anderen Vögel verſtummten, die Bäume hörten auf zu rauſchen, die Grillen, Eidechſen und Käfer rührten kein Glied, alle horchten aufmerkſam und wandten ihre klugen Äuglein dem prachtvollen Vogel zu. Des ernſten Mannes Ohr aber hing an dem lieblichen Geſange, gleichwie an dem Munde der Weisheit und dabei war ihm wunderbar zu Mute. Seine Augen ſchwammen in Trunkenheit des Anſchauens, ſeine Bruſt ſchwoll im Entzücken des Hörens und ſein Geiſt ſchwebte in den höchſten Himmelsfreuden der Seligkeit.

Auf einmal aber verſtummte das Vöglein, welches den Greis, der, alles vergeſſend, ihm folgte, ſchon weit vom Kloſter bis in die Mitte des Waldes verlockt hatte, und verſchwand, eh' er ſich's verſah. Ihm kam es ſo vor, als wäre er nur einige Augenblicke in ſeiner Nähe geblieben und hingehalten worden. „Jetzt komm' ich erſt wieder zur Beſinnung!“ ſeufzte er, und es betrübte ihn, durch das Ergötzen ſeiner Sinne die koſtbare Zeit für die ernſte

Sache verloren zu haben. „Es kann eine volle halbe Stunde vergeudet worden sein!“ so klagte er und wandte sich eiligst dem Kloster zu.

Als er dasselbe nun von ferne erblickte und dessen hohe Zinnen schon von den Strahlen der sinkenden Sonne vergoldet sah, wurde ihm klar, daß er noch länger weggeblieben sein mußte, als er gemeint hatte, und es beunruhigte sein Herz nicht wenig, als er die Glocke zur Abendandacht läuten hörte, denn es war nicht seine Gewohnheit, durch einen Lustgang die Betstunde zu versäumen.

Doch wie erstaunte der fromme Mann beim Näherkommen, da er alles ringsumher völlig verändert sah. Die Klostergebäude waren doppelt so groß, als er sie verlassen hatte, und das ganze Kloster vor ihm, sowie die Stadt zu seinen Füßen prangten in größerer Zierde und Schönheit, als er sie je gesehen; sogar die Kleider, welche die ihm begegnenden Leute trugen, hatten nicht den gewohnten Schnitt. Zudem staunten ihn diese wie ein Wunderwerk an. Dazu kam noch, daß es ihn selber bedünken wollte, als ob die Gegend von Fremdlingen bezogen worden sei, denn fremd war ihm nicht nur die Tracht der Landleute, fremd auch klang ihm ihre Sprache beim Grüßen.

Verwunderung im Blick gelangte er auf den Gipfel des Klosterberges und war eben im Begriff, durch das weite Thor der Ringmauer einzutreten, als alle Glocken zu läuten begannen und die ganze Genossenschaft, ein ihm unbekannter Abt an der Spitze, sich dazu anschickte, einen feierlichen Umzug zu halten. Er kannte keinen einzigen von ihnen, auch schien niemand ihn zu kennen; ihm war alles wie ein Traum.

Er trat zu dem Klosterbruder, welcher als Pförtner am Eingange saß und ihm vollkommen unbekannt vorkam, er sagte, daß er der Abt des Klosters wäre und fragte nach, wie er sich die Veränderungen alle zu erklären habe, insbesondere die Ankunft einer neuen Brüderschaft, da er doch erst am Mittage das Kloster verlassen habe.

Aber der Pförtner schüttelte den Kopf und erwiderte: „Ich bin ein achtzigjähriger Mann und habe seit einem halben Jahr-

Digitized by Google

hundert das Kloſter nicht anders gekannt, und auch die Genoſſenſchaft iſt wahrlich nicht von geſtern her.“ Der ſo redende Mann ſah dabei Erpho, der erſt vor wenig Stunden das Kloſter verlaſſen haben wollte, verwundert an. Doch während er noch mit ihm redete, traten der Abt und die Mönche dem Unbekannten, von deſſen ehrfurchtgebietender Greiſengeſtalt ſie angezogen wurden, näher, und nun war des Staunens und Fragens kein Ende.

Obwohl für den Augenblick ſich niemand die Sachlage zu erklären vermochte, ſchalt den Ehrwürdigen doch keiner einen Lügner; der Abt forſchte vielmehr im ſtillen weiter nach und fand, daß einer der älteſten unter den Brüdern ſich erinnerte, er habe einmal erzählen hören, vor dreihundert Jahren ſei Erpho, der erſte Abt des Kloſters, einſt kurz vor der Abendandacht verſchwunden, und man habe ſpäter niemals wieder etwas von ihm gehört noch geſehen.

Auf einen Wink des Abtes wurde ſofort in den Jahrbüchern nachgeſehen, und da ſtellte ſich denn klar heraus, daß der vor ihnen ſtehende Greis derſelbe Erpho ſei, den Gott auf wunderbare Weiſe erhalten habe.

Staunen ergriff die Väter, welche um ihn her ſtanden, und ihre Augen hingen an ſeinem Munde, als er nun von ſeinem Zweifel an der Wahrheit des Bibelwortes erzählte, von ſeinem Grübeln und Wandern redete und endlich von dem wunderbaren Vöglein. Und alle erkannten, daß es ſich um eine Verherrlichung der Wahrheit der heiligen Schrift handle.*

Erpho aber ſchritt zur Kirche, lobte Gott mit lauter Stimme und ſprach alsdann: „Ja! Tauſend Jahre ſind vor Dir wie der Tag, der geſtern vergangen iſt, und wie eine Nachtwache!“ und ſtarb mit betend erhobenen Händen.

* Auch von einem Mönch im Kloſter Heiſterbach (im Siebengebirge) wird dieſe Sage erzählt.

Der Spottvogel.

Straußberg am Straußensee in der Mark Brandenburg, vier Meilen O.N.O. von Berlin, hat über 6000 E. und liegt mitten in der Heide. (Heide bedeutet im Brandenburgischen Kiefernwald mit Stellen, die Heidekraut tragen.)

Ein Besenbinder in Straußberg ging im Sommer fast täglich in die Heide, um Besenreiser zu schneiden. Als er einst an einem besonders heißen Tage damit beschäftigt war und es ihm dabei gar warm wurde, zog er Jacke und Stiefel aus und legte sich aufs Stroh, welches er allemal in der Absicht mitbrachte, um damit abends sein Bündel Besenreiser zusammen zu binden. Ruhend ließ er die größte Tageshitze vorübergehen und nahm alsdann wieder seine Arbeit auf, obwohl seine Lust dazu nicht groß war.

Da wurde er überrascht. Er sah nämlich plötzlich einen Vogel vor sich auf einem Baumzweige sitzen, der war rot und schwarz wie der Vogel Phönix, von welchem die Märchen erzählen, und lachte: „Hahaha!" daß es weithin schallte.

Dem Manne kam es so vor, als werde er von dem Vogel in neckender Weise ausgelacht, und das nahm er nicht nur sehr übel, es reizte ihn auch zur Abwehr. Er ergriff eine Ruthe und schlug nach dem lachenden Vogel, vermochte ihn jedoch nicht zu treffen, weil er flink auf einen andern Zweig flog, der ganz niedrig war. Von diesem aus schaute der Spötter ihn keck an und lachte wieder: „Hahaha!" und der Besenbinder, der ihn in seinen prächtigen Farben so lieblich glänzen sah, hatte nunmehr nicht nur Wohlgefallen an seiner Schönheit, er dachte im andern Augenblick: „Mit dem allerliebsten Vogel könnt' ich meinem Gevatter eine ganz besondere Freude bereiten. Ich will ihn fangen!"

Sofort wurde mit aller Vorsicht der Versuch gemacht. Aber der Vogel flog auf und erreichte den nächsten Zweig, ohne daß die Hände des Mannes ihn auch nur zu berühren vermochten. Im

Verfolger wurde dadurch um ſo größere Begierde nach ihm erweckt. Er war angeſtrengt eifrig hinter ihm her und wurde bei fortwährendem Bemühen lange hingehalten, denn griff er einmal nach dem allerliebſten Vogel, ſo entwiſchte derſelbe und lachte: „Hahaha!“

„Ich werde geäfft!“ dachte der atemloſe Mann ſchließlich und dabei fiel ihm ſchwer aufs Herz, daß er bei der Verfolgung des wertloſen Tieres, welches doch nur zum Ergötzen dienen könnte, ſich mehr Anſtrengung zumute, als für die Arbeit, welche ihm Brot ſchaffe. Er gab ſchweißtriefend die weitere Verfolgung auf.

Als er nun ſtehen blieb und ſich umſah, gewahrte er mit Erſtaunen, daß er ſich in einer Wildnis befand, die ſein Fuß noch niemals betreten hatte. Zudem begann es zu dunkeln, und er ſah ringsumher weder Weg noch Steg. „Soweit kann's kommen,“ dachte er, „wenn in einem Menſchenkinde ein Verlangen ſo groß wird, daß er darüber alles Andere außer acht läßt. Es führt zu Übereilungen und Verwirrung. Doch, ich muß mich wieder zurecht finden!“ war ſein folgender Gedanke. Entſchloſſen kehrte er um und ging ſtracks voran; aber lange noch war's ihm dabei zu Mute, wie wenn er in der Irre gehe, denn immer noch kam's ihm vor, als hätte er die Gegend, welche er nunmehr durchwandelte, ebenfalls noch nie geſehen. Den Ort, woſelbſt er Jacke, Stiefel, Stroh und Heidebündel zurückgelaſſen hatte, fand er gar nicht einmal wieder und mußte ſchließlich froh ſein, ſpät in der Nacht müde und matt ſeine Hütte in Straußberg zu erreichen und zur Ruhe zu kommen, was ihm ſo ſehr Bedürfnis war. Erſt am folgenden Morgen früh eilte er wieder in die Heide, weil er doch erwerben mußte, auch ſeine Habſeligkeiten nicht im Stiche laſſen wollte. Er fand ſie auch glücklich wieder.

Zu ſeiner Verwunderung ſaß aber auch der ſchöne Vogel wieder da und lachte wie vormals: „Hahaha!“ Der Gewitzigte wehrte jedoch mit der Hand ab und ſagte: „Mich wirſt Du nicht zum zweiten Male verlocken! Ich bleibe an meiner Arbeit!“ Und damit war's ihm nicht genug; er ergriff, als der Vogel noch ſitzen blieb, eine ſtarke Rute und führte einen kräftigen Hieb nach ihm, als ſolle es diesmal nicht fehlen, ihm den Garaus zu machen. —

Digitized by Google

Traf er den Störenfried allerdings nicht, er verscheuchte ihn doch, denn der Vogel flog von dannen und hat sich seitdem nicht wieder bei ihm blicken lassen.

Karlsruhe.

Karlsruhe, die Residenz des Großherzogs von Baden, an der badischen Haupteisenbahn gelegen, hat 50 000 Einwohner und besitzt eine polytechnische Schule. Wer vom Bahnhofe und dem Standbilde L. Winters ausgeht, gelangt auf einer breiten Straße bald schon zu dem neuerbauten Schloß und überschaut mit einem Blick die regelmäßig gebaute Stadt. Auf dem Marktplatze erhebt sich eine Bildsäule, welche die Dankbarkeit des Volkes dem Großherzoge Karl Friedrich nach sechsundfünfzigjähriger segensreicher Regierung errichtet hat. Wer den Schloßgarten durchwandelt gelangt schon bald zu dem Denkmal des Dichters Hebel, der in Karlsruhe gewirkt hat. Die Stadt breitet sich vom Schlosse aus strahlenartig aus, und man sieht es ihr an, daß sie kaum ein Jahrhundert lang existirt.

Über ihre Entstehung wird folgende Sage erzählt:

Das alte Schloß der Markgrafen von Baden in Durlach sollte vergrößert, die Stadt nach Grötzingen hin erweitert und durch gerade Straßen verschönert werden, so wollte es Karl Wilhelm. Aber die Durlacher verweigerten es, ihm für gutes Geld die dazu erforderlichen Grundstücke abzutreten und wollten auch ihre krummen Gassen nicht in gerade umändern lassen, sodaß der Markgraf drohte, er werde wegziehen, wenn man nicht in die Umänderung willige. Als die Leute sich dennoch nicht umstimmen ließen, wurde Karl Wilhelm äußerst ungehalten. Eines Nachmittags sah man ihn im Jagdkleide seine Schritte nach Westen hin in den Hardtwald lenken. Beim hartnäckigen Verfolgen eines Wildes

kam er von seinen Leuten abseits und setzte sich, nachdem er müde geworden war, auf den Stumpf einer Eiche, der ein Anlehnen des Rückens möglich machte.

In der Stille, die rings umher herrschte, kam ihm die Unverschämtheit der Durlacher wieder in den Sinn, und er dachte des Sprichwortes: „Wo Eigensinn bei Dummheit ficht, wird durch Vernunft nichts ausgericht't." Die Verlegung seines Wohnsitzes beschäftigte ihn noch eine Zeitlang, dann schlief er ein und erwachte erst wieder nach einigen Stunden.

Unterdes hatte sein Gefolge lange nach ihm gesucht und ihn endlich gefunden. Die Leute umstanden ihn still und erwarteten sein Erwachen.

Als er nun die Augen aufschlug, war sein erstes Wort: „So gut habe ich in meinem ganzen Leben nicht geschlafen! Zum Andenken daran will ich hier ein Schloß bauen und Karlsruhe soll sein Name sein. Über dem Baumstumpfe aber laß' ich die Kirche errichten, und darin will ich dereinst zur ewigen Ruhe gebettet werden."

Gleich mußten die Jäger die Bäume rings umher kenntlich bezeichnen, denn sein Entschluß stand fest. Das Schloß wurde erbaut und von ihm bezogen. Auch ein Stadtplan wurde angefertigt, und es bauten sich nach und nach Bürger hier an. Man säumte nicht, die Kirche an der bestimmten Stelle zu erbauen. Wo vormals der Eichstumpf gestanden, erhob sich der Altar derselben, und darunter ward eine Gruft erbaut, die später das Ruhebette Karl Wilhelms aufzunehmen bestimmt war.

Jahre sind seitdem vergangen. Die Kirche, welche baufällig geworden war, ist abgerissen und der dadurch gewonnene Raum dem Markte zugefügt worden. Über der Gruft aber erhebt sich eine steinerne Pyramide, welche die Inschrift trägt: „Hier, wo Markgraf Karl einst im Schatten des Hardtwaldes Ruhe suchte und die Stadt sich erbaute, die seinen Namen bewahrt, auf der Stätte, wo er seine letzte Ruhe fand: weiht ihm dies Denkmal, das seine Asche verschließt, in dankbarer Erinnerung Ludwig Wilhelm August, Großherzog, 1823."

Digitized by Google

Richmodis von der Aducht.

Eine der schönsten und in den letzten Jahren sorgfältig renovierten alten Kirchen der Stadt Köln ist die am Neumarkt gelegene Apostelkirche. Der älteste Bau derselben wurde 1021 begonnen und 1030 vollendet. Sie ist mehrmals niedergebrannt, wobei jedoch jedesmal der Hauptteil erhalten blieb und das Zerstörte wieder aufgebaut, wenn auch etwas umgebaut wurde. So erhielt sie nach und nach die jetzige Gestalt, welche ihr ein so hohes Ansehen verleiht.

Wer den Neumarkt betritt und Umschau hält, dem fällt es an der rechten Seite leichthin in die Augen, daß aus dem Dachfenster eines Hauses, dessen hoher Turm es als eine ehemalige Ritterburg bezeichnet, zwei Pferdeköpfe herausſehen, und er fragt wohl: „Was mag das doch zu bedeuten haben?“ Darauf genügt folgende Antwort:

Um das Jahr 1400 geschah es, daß in allen Landen, besonders in der Stadt Köln, sehr viele Leute durch böse Krankheiten hingerafft wurden. Damals lebte in dem genannten Hause Mengis von der Aducht, ein vieledler Ritter, mit seiner Frau Richmodis in der friedlichsten Ehe. Leider waren sie bis dahin ohne Kinder geblieben, und das gereichte ihnen zu tiefer Betrübnis. Doch ein Leid kommt selten allein. Frau Richmodis wurde plötzlich von der allgemein herrschenden Krankheit ergriffen und starb am Starrkrampf zur größten Trauer ihres Ehegemahls und ihrer Anverwandten und zum bittersten Leidwesen vieler Armen und Hilfsbedürftigen, denen sie eine mildthätige Spenderin gewesen war.

Die sterblichen Überreste dieser hochgeachteten Frau wurden in der Familiengruft in der Kirche St. Aposteln beigesetzt.

Nun hatte der Totengräber beim Schließen des Sarges vor der Beerdigung wahrgenommen, daß die Leiche ihre goldenen Ringe noch trug und schlich, von Goldgier getrieben, in der Stille

Digitized by Google

der Nacht mit einer brennenden Laterne versehen in die Kirche, um die Leiche ihrer Kleinodien zu berauben.

Das Grabgewölbe wurde von ihm geöffnet und der Sargdeckel abgehoben. Als er aber die gefalteten Hände der Leiche erfaßte, um zunächst den Trauring abzuziehen, sah er, daß Frau Richmodis sich regte, ja aufrichtete und Miene machte, aus dem Sarge zu steigen. Von Schrecken überwältigt erfaßte ihn Entsetzen. Er ließ seine Geräte samt der Laterne auf dem Platze und ergriff eiligst die Flucht.

Der vom Scheintod erwachten Frau gelang es, sich zurecht zu finden. Sie nahm die Laterne, gelangte in die Kirche und kam zur Kirchthür, welche der Ängstliche nicht hinter sich geschlossen hatte. Langsamen Schrittes wankte sie ihrer nahe gelegenen Wohnung zu, pochte mit dem Thürklopfer, rief den Hausknecht bei Namen und verlangte, daß er schnell öffnen sollte.

Erschrocken fuhr der Gerufene vom Lager auf, öffnete das Fenster, ließ aber von Angst befallen die vor Frost zitternde Frau draußen in der kalten Nachtluft stehen, eilte zu seinem Herrn und sagte mit bebender Stimme: „Unsere Frau steht unten vor der Thüre und will eingelassen sein."

„Ach!" antwortete der Herr mit Beklommenheit, „rede doch nicht so, das ist ja unmöglich? Eher würden meine Schimmel auf dem Heuboden stehen."

Unterdes pochte Frau Richmodis von neuem und bat, im leichten Totengewande von Kälte durchschauert, flehentlich jammernd um Einlaß.

Davon drang diesmal etwas in des Ritters Ohren, und weil er vermeinte, sein Ehegemal an der Stimme zu erkennen, verließ er eiligst sein Lager und wollte zum Fenster eilen. In diesem Augenblicke vernahmen die Männer auf der Treppe Geräusch, ja lautes Gepolter näher kommen; und als der Knecht nun vor den Augen des Herrn die Zimmerthüre öffnete, um zu sehen, wodurch dies veranlaßt werde, naheten die beiden Pferde, welche ihm einen scheuen Blick zuwarfen und ohne Säumen hinauf zum Söller eilten. Gleichzeitig aber pochte und rief die Frau draußen, und der Herr vermochte nicht länger zu zweifeln. Wie im Fluge eilte er

die Treppen hinab, um der Wiedererſtandenen die Pforte zu öffnen. Mit offenen Armen und herzlichem Willkomm wurde ſie empfangen und nun alles aufgeboten, ſie zu erquicken und ihre Kräfte zu erneuern.

Am folgenden Morgen aber fand es ſich, daß die Roſſe noch oben im Hauſe waren. Sie reckten ihre Köpfe durchs Dachfenſter und ſchauten wiehernd ins Freie hinaus. Treppauf hatten ſie gelangen können, doch treppab konnten ſie nicht geführt werden. Oben war allerdings ihres Bleibens nicht. Damit ſie ohne Schaden zum Erdboden zurückgebracht werden könnten, mußte ein großes Gerüſte angelegt werden, was ohne Verzug bewerkſtelligt wurde.

Bei treuer Pflege erholte ſich Frau Richmodis zuſehends. Ihr Gemahl wich bis zu ihrer Geneſung nicht von ihrem Bette, und die Freude über ihre Rettung war groß. Durch das Ereignis war jedoch mit ihr eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Fortan zeigte ſie im Leben eine ernſtere Haltung; ſie lachte nämlich gar nicht mehr, wurde jedoch mit Mutterſegen beglückt und erfreute ſich dreier Kinder, denen ſie die größte Liebe und Sorgfalt widmete. Nebenher ſpann ſie in ſtillen Stunden fleißig und wirkte mit kunſtgeübten Händen ein großes Tuch,* worauf die Geſchichte ihrer wunderbaren Lebensrettung dargeſtellt war, und welches ſie der Apoſtelkirche ſchenkte.**

Bürgermeiſter Gryn und der Löwe.

Köln am Rhein, deſſen Einwohnerzahl gegenwärtig nahe an 150 000 beträgt, wurde ſchon vor Chriſti Geburt von den Römern erbaut, entwickelte ſich im Mittelalter zu einer bedeutenden

* Das Tuch iſt nicht mehr vorhanden; es iſt bei einem Brande zu Grunde gegangen.

** Eine ähnliche Sage wird von Frau Mathilde von Heideck in Magdeburg erzählt.

Handelsstadt und war eins der maßgebenden Glieder des mächtigen hanseatischen Städtebundes. Der Grundstein zum jetzt vollendeten Dome wurde 1248 gelegt, doch kaum war ein Teil der festen Fundamente bis zur Oberfläche gelangt, als Unruhen und Uneinigkeit den Weiterbau ins Stocken brachten. Jahrelang war Deutschland ohne Kaiser; es herrschte Anarchie im Lande, weil ein persönlicher Halt fehlte, und das Streben nach Selbsthilfe erwachte besonders in den Städten. Auch die Geschichte Kölns weiß von allerlei Gewaltthätigkeiten zu erzählen. Sie redet nicht nur von harten Kämpfen der Bürger gegen einander, d. h. der Geschlechter gegen Zünfte, sie berichtet auch von unaufhörlichen Streitigkeiten zwischen der Bürgerschaft und den Erzbischöfen, welche die Oberherrlichkeit über die Stadt an sich reißen wollten. Aus dieser schweren Zeit haben sich auch Einzelheiten erhalten, welche in das Gebiet der Sage gehören.

Wer am Rathause zu Köln das in Stein gehauene Bild des mit einem Löwen kämpfenden Mannes erblickt, fragt mit Recht nach der Bedeutung desselben und erhält alsdann folgenden Aufschluß: In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts geschah es, daß zwei Domherren einen heimlichen Groll gegen den Bürgermeister Hermann Gryn hegten. Vordem hatte der Erzbischof lange mit der Stadt Köln in Steeit gelegen. Obwohl er nun wieder mit ihr ausgesöhnt war, hielten die beiden Herren dennoch ihre feindselige Stimmung gegen den Bürgermeister aufrecht und beschuldigten ihn, er habe die Sache der Bürger gar zu warm verteidigt und sich nicht in gebührender Weise dem Willen des Erzbischofs gefügt. Deshalb sannen sie auf Mittel, in aller Stille schreckliche Rache an ihm zu nehmen. Sie heuchelten Freundlichkeit und luden ihn eines Tages zu einem Mittagsmahle ein, um Gelegenheit zu haben, ihn einem Löwen vorzuwerfen, den sie vom Erzbischof zur Versorgung erhalten hatten. Seit einigen Tagen war das reißende Tier, um recht wütend und blutgierig zu werden, zum Hungern verdammt gewesen.

Digitized by Google

Gutes Mutes und nichts Böſes ahnend, fand der Bürgermeiſter ſich zur beſtimmten Zeit ein und ſetzte voraus, viele ſeiner Freunde würden ebenfalls geladen ſein. Er gedachte mit ihnen eine frohe Stunde zu verleben und wunderte ſich nicht wenig, keinen derſelben, nur die beiden Domherren anzutreffen, folgte ihnen jedoch ohne Arg, als ſie ihm den Vorſchlag machten, den Löwen des Erzbiſchofs einmal zu beſehen. Kaum aber war er an den Löwenzwinger herangetreten, da ſtießen ſie ihn hinein und ſchloſſen haſtig hinter ihm zu. Mit grauſiger Blutgier fuhr das hungrige Tier von ſeinem Lager empor und ſtürzte auf den Unglücklichen los. Gryn wäre verloren geweſen, wenn er nicht Geiſtesgegenwart behalten hätte. Doch im Nu ſchlang er ſeinen Mantel um die linke Fauſt, in welcher er auch ſein Barett hielt, und fuhr damit dem Löwen tief in den Rachen hinein, zog zugleich mit der Rechten ſein kurzes Schwert, ſtieß es dem Löwen ins Herz und rettete ſo ſein Leben.

Die ſchändlichen Meuterer wurden bald nachher eingefangen und beim Domkloſter unter dem Thore an einem Balken aufgehängt, der noch 1499 mit den zwei Löchern, durch welche die Stricke gezogen worden, zu ſehen war.

Von dieſer Zeit an wurde das Thor Pfaffenthor genannt.

Die Bäckerwippe zu Bonn.

Nahe am Rheinufer zu Bonn ſtand vor Zeiten ein dicker Pfoſten, welcher oben eine Gabel hatte, worin ein langer Balken in der Mitte mit einem eiſernen Stifte ſo befeſtigt war, daß die eine Hälfte desſelben nach der Stadt zeigte, wogegen die andere die Richtung nach dem Strome hatte und über das Ufer hinausreichte. Der Teil der Landſeite konnte an ſeinem Ende durch eine Stange, die an ihm herunterhin, auf- und abwärts bewegt wer-

den. Wurde dieſe Stange heruntergezogen, ſo hob ſich das Balkenende an der Stromſeite; bewegte man aber die Stange aufwärts, ſo neigte ſich das gegenüberliegende Balkenende der Oberfläche des Waſſers zu und konnte ſogar in dasſelbe hineingetunkt werden. Hierauf zielte auch die ganze Einrichtung hin, denn es war an dieſem Ende des Balkens ein hölzerner Sattel angebracht, worauf ein Mann geſetzt und mit zwei Riemen feſtgeſchnallt werden konnte. Fragte nun jemand nach dem Zwecke der Einrichtung und nach dem dabei beobachteten Verfahren, ſo berichtete ihm der Kundige folgende Sage:

Die Bäckerwippe wurde bei einem Strafverfahren angewendet. Den verurteilten Übelthäter fuhr man in einem Schiffchen an die rechte Stelle, nämlich dahin, wo der geſenkte Sattel ins Waſſer gelaſſen werden konnte. Statt deſſen ließ man den Sattel diesmal ins Schiffchen und beſorgte das Feſtſchnallen des zu beſtrafenden Reiters. Vom Ufer aus in die Höhe gezogen, ließ man ihn zum Jubel des zahlreichen Volkes eine Zeitlang in der Schwebe. Endlich folgte, während die Augen der Menſchenmenge auf ihn gerichtet waren, die eigentliche Züchtigung. Man ließ ihn nieder, denn er ſollte ins Waſſer getunkt (geduckt) und gewippt werden.

Dieſe ſchimpfliche Strafe wendete man bei ſolchen Bäckern an, welche ihre Mitbürger mit dem Gewicht oder der Güte des Brotes betrogen hatten. Das Urteil des kurfürſtlichen Stadtrichters ſchrieb entweder ein halbes, oder ein volles Wippen vor und beſtimmte auch, wievielmal es nacheinander geſchehen ſollte.

Bei einem halben Wippen wurde der Schuldige nur bis zur Hälfte des Leibes ins Waſſer getunkt; bei einem völligen Wippen dagegen mußte er bis über den Kopf unter Waſſer gelangen (reiten) und wurde dementſprechend auch höher gewippt.

Dadurch ſollten die Bäcker in Schrecken gehalten werden, damit ſie vor dem Verſuche bewahrt blieben, ſich durch ſtrafbare Betrügerei bereichern zu wollen.

Die Lederhose mit dem Heckthaler.

Siegburg, nahe am Ausflusse der Sieg und an der Deutz-Gießener Bahn gelegen, hat gegen 7000 E. Auf dem unmittelbar neben der Stadt liegenden Michaelberge hat Erzbischof Anno von Köln 1060 eine Benedictinerabtei gestiftet, welche später aufgehoben worden ist. Neuerdings ist in Siegburg eine Geschoßfabrik angelegt und ein Lehrerseminar gegründet worden. Wer von Siegburg aus auf der Aggerstraße landeinwärts geht, gelangt in kurzer Zeit durch den Lohmarer Wald nach Lohmar und zur Agger, die unterhalb Siegburg der Sieg zufließt. Vom Lohmarer Walde giebt's auch eine Sage.

Zur Zeit einer Hungersnot ging ein Bauer aus Lohmar durch den Wald nach Siegburg. Er war sehr arm und hatte seine letzten Geldstücke eingesteckt, um seinen Kindern Brot zu kaufen, hätte aber auch gern den Arzt geholt, weil seine Frau krank war. Mit so schwerem Herzen wie diesmal war er nie durch den Wald gegangen. In trübe Gedanken versunken wiederholte er fortwährend das Wort: Was soll aus uns werden! Und wie wird's uns weiter ergehen? In unserm Jammer wird uns niemand beistehen, denn die Armut drückt ja das ganze Land!"

Der Mann trug eine lederne Hose, die wahrlich alt genannt werden konnte, da sie ein Erbstück von seinem Urgroßvater war und mancherlei offene Schäden aufwies, ein Umstand, der auf dem Wege bei dem herrschenden scharfen Ostwinde sich sehr unliebsam bemerkbar machte. Seiner Brust entrangen sich schwere Seufzer; er blickte weder rechts noch links und zog mit gesenktem Haupte weiter.

Da trat wie von ungefähr ein Wichtelmännlein zu ihm und redete ihn teilnehmend an: „Warum bist Du doch so voller Wehklage?"

Das betrübte Bäuerlein antwortete: „Es halte sich einer aufrecht, der daheim sieben hungrige Kinder hat und mit leerem

Magen, die letzten Stüber in der Tasche, zur Stadt eilt, um Brot zu holen! Was werden wir essen, wenn das verzehrt ist?"

Hierauf gab das Wichtelmännchen keine Antwort und ging einige Zeit schweigend neben ihm her. Daß es sein Thun beachtete, zeigte seine Frage: „Warum klapperst Du so mit den Zähnen?"

„Ach," antwortete der arme Schelm seufzend, „wenn man einen leeren Magen hat und der kalte Wind kommt einem durch die Risse und Löcher der Hose auf die nackte Haut: dann bleibt das Zähneklappern nicht aus!"

Das Wichtelmännchen fragte weiter: „Warum flickt denn Deine Frau die Hosen nicht?"

Da seufzte der Bauer tief: „Die Gicht," sagte er dann, „hat meiner armen Frau die Finger krumm und steif gezogen, sodaß sie keine Nadel mehr fassen kann. Zudem vermag sie sich vor Hunger und Elend nicht mehr vom Strohlager zu erheben!" setzte er voll Betrübnis hinzu.

In allen seinen Antworten sprach sich ein so tiefes Leid aus, daß das fragende Männchen es durchfühlte und sein weiches Herz von Mitleid ergriffen wurde. „Wahrlich," sagte es, „Dir fehlt's an allen Ecken, sodaß Deine bittere Not einem wohl zu Herzen gehen kann. Dir muß geholfen werden! Setze Dich dort auf den Baumstamm und ziehe Deine verschlissene Hose aus, Du sollst eine andere von mir bekommen!" Bei diesen Worten öffnete der Kleine geschäftig das Bündel, welches er bei sich trug, nahm eine hirschlederne Hose heraus und reichte sie ihm dar.

Alle seine Bewegungen waren vom Bäuerlein beachtet worden. Beim Blick auf das kleine Bündel hatte es Bedenken und ließ mit einiger Verlegenheit die Frage laut werden: „Wird sie mir auch passen?" worauf das Männchen antwortete: „Sie paßt einem jeden, er mag groß oder klein sein. Sie bequemt sich den Gliedern an."

Damit war der Bauer zufriedengestellt, entledigte sich seiner zerrissenen Hose, zog die geschenkte, welche allerdings nicht mehr neu war, an und fand sie denn auch vollkommen passend, wie wenn sie ihm vom Schneider angemessen worden wäre. Zudem war sie dicht, sodaß er Ursache fand, herzlich Dank dafür zu sagen.

Digitized by Google

Beim Weitergehen fragte das teilnahmvolle Heinzelmännchen nach einer Weile: „Wie viel Geld haſt Du noch?"

Der Arme, welcher ſeine Baarſchaft vorſorglich beim Wechſeln aus der einen Hoſentaſche in die andere geſteckt hatte, antwortete: „Drei Albus."

„Nimm ſie aus der Taſche und zähle ſie einmal nach," ſagte der Kleine, und als der Bauer es that, ſtaunte er nicht wenig, denn es waren ſechs Albus.

„Teile ſie in zwei Hälften," riet nun das Männlein, „und ſtecke drei Albus in die rechte, drei in die linke Hoſentaſche."

Auch das geſchah, und ſie hatten noch nicht viele Schritte vorwärts gethan, als der Kleine ſtehen blieb und ihn wieder zum Nachzählen aufforderte.

Diesmal fand das Bäuerlein beim Zählen in jeder Taſche ſechs Albus. Ihm ſchwindelte beinahe, als das Wichtelmännlein nun ſagte: „So geht es fort und fort, das Geld verdoppelt ſich alle fünf Minuten. Nimmſt Du es heraus, ſo wirſt Du Dich davon überzeugen; läſſeſt Du es aber in der Taſche, ſo geſchieht es auch. Es verſchlägt das alſo nichts. Doch hüte Dich, daß Du es nicht überlange ſich darin vermehren läſſeſt; iſt deſſen nämlich ſoviel geworden, daß die Nähte aufreißen, ſo hört das Vermehren auf. Das merke Dir wohl!"

Vor Freude wußte das Bäuerlein ſich kaum zu faſſen und wollte dem Männlein zum Danke die Hände küſſen. Doch ehe es ſich's verſah, war der Wohlthäter fort und weder links noch rechts eine Spur von ihm zu entdecken.

Da kamen dem ehrlichen Bauersmann allerlei Gedanken über das Erlebnis. Er wußte nicht recht, ob er wache oder träume. Und als er ſich vom Wachſein überzeugt hatte, hielt er ſich für gefoppt. Sobald er aber mit beiden Händen in die Taſchen fuhr, fand er ſie mit Albus gefüllt und hatte nichts Eiligeres zu thun, als ſie zu leeren und einen Teil des Inhalts in die Taſchen ſeines Wamſes zu bringen. Er ſagte dabei: „Die Hoſentaſchen dürfen um keinen Preis platzen!" und eilte voller Freude der Stadt zu, vergaß jedoch nicht, darüber nachzudenken, was er, nunmehr im Beſitze reicher Geldmittel, alles in der Stadt zu beſorgen habe.

Digitized by Google

Kurz vor dem Eintritt ins Stadtthor leerte er die Hosentaschen vollständig. „Die Taschen dürfen nicht bersten!“ sagte er vor sich hin.

Durch sein Überlegen hatte er gefunden: dreierlei war zu besorgen, und er führte es auch aus. Zunächst kaufte er sich eine Schubkarre, dann Brot und andere Lebensmittel, womit er sie belud, und bestellte endlich für seine kranke Frau den Doktor. Als er bei der Rückkehr dem Stadtthor nahe war, dachte er: „Eins hätte ich beinahe vergessen. Die Taschen werden schon ihre Schuldigkeit thun, wollen aber oft geleert sein, damit die Nähte nicht aufgehen. Die Taschen im Wams werden nicht all das Geld zu fassen vermögen. Wohin damit?“ Er trat in einen Laden und kaufte sich einen Sack, um seinen Reichtum sicher bergen zu können. Dann schob er zum Thore hinaus und trollte gutes Mutes weiter. Bald schon hielt er an und steckte einige Albus in jede Hosentasche, damit sie sich in gewohnter Weise vermehrten. Das geschah auch, und sobald sie ziemlich gefüllt waren, leerte er sie in den gekauften Sack. „Für jetzt mag's genug sein! Ich darf nicht dabei von jemandem gesehen werden,“ dachte er und ließ die Hosentaschen wieder leer.

Beim Weiterschieben beschäftigte ihn lebhaft seine Ankunft zu Hause, und die Vorfreude auf die Überraschung seiner Angehörigen beschleunigte seine Schritte außerordentlich. Mit Jubel wurde er denn auch empfangen, und als die Kinder alle gesättigt waren und die Frau das viele Geld sah und hörte, was er erlebt hatte, da drängte es sie, gemeinsam Gott von Herzen zu danken.

Am folgenden Tage schon kam auch der Doktor, und die Frau genas bald, da sie mehr verelendet als krank gewesen, nun aber jeglicher Mangel beseitigt war. Alle lebten auf und hatten vergnügte Tage. Ohne Säumen ging das Bäuerlein in eine Stube, die oben im Hause lag. Dort ließ er in aller Stille das Geld sich mehren, und nicht nur der Sack wurde ganz voll, auch Kisten und Kasten, sodaß er nach einiger Zeit sich einen schönen Hof kaufen konnte und ein reicher Mann war. Leider behielt er seine bisherige Weise zu leben nicht bei. Er wurde durch seinen Reichtum verleitet, in seinem Herzen Hochmut aufkommen und immermehr

Digitized by Google

wuchern zu laſſen. Nachdem dieſer ihm zu Kopfe geſtiegen war, fiel ſein Blick eines Tages auf die Hoſe, die er früher ſo wertgehalten hatte. Er fand ſie nach ſeinem Dafürhalten nicht mehr in einem erträglichen Zuſtande. „Die Hoſe," ſagte er zu ſeiner Frau, „iſt mir jetzt doch ihrer Unſauberkeit wegen ſogar für den täglichen Gebrauch zu ſchlecht. Aber es iſt Hirſchleder, kann alſo gewaſchen werden. Nimm ſie heute vor!"

Das that die Frau und hing die Hoſe nach dem Waſchen zum Trocknen aus. Da erhob ſich ein Wind und fuhr durch die Hoſe. Eine Zeitlang wirbelte ſie herum, wurde aber immer fadenſcheiniger, bis gar nichts mehr von ihr zu erblicken war. Es war gerade, als wenn ſie zergangen wäre.

Dem erſten Erſchrecken folgte die Reue auf dem Fuße nach, änderte aber das Geſchehene nicht. Der Wunderhoſe war er entledigt und dachte: „Dabei hat gewiß das kleine Männlein die Hand im Spiele gehabt." Und nachdem er's recht überdacht hatte, ſagte er: „Wär' ich beſcheiden geblieben, das ſo gutmütige Heinzelmännchen würde mich nicht derſelben beraubt haben." Von Stund' an nahm er ſich zuſammen und hütete ſich wohl, auf dem verkehrten Wege zu bleiben oder nochmals wieder auf denſelben zurück zu kehren. Er zog fortan in Demut und Rechtſchaffenheit ſeine Straße.

Doch die wunderbare Geſchichte wurde ruchbar. Nun wohnte in Siegburg ein Mann, welcher ſehr reich, aber ebenſo geizig war, ſodaß er nicht genug Geld und Gut bekommen konnte, ein Mann, dem es nie gefehlt hatte, und von welchem dennoch kein Armer eine Gabe erhielt. Der dachte: „Solch ein Wichtelmännchen kann doch nicht alles wiſſen. Wie wär's, wenn ich ihm einen Streich ſpielte und mir auch eine ſolche Lederhoſe aus ſeinem Bündel verſchaffte?"

Je länger er darüber nachdachte, um ſo wahrſcheinlicher ſchien es ihm, daß es gelingen werde, indem es doch bloß darauf ankomme, es ſchlau genug anzufangen.

Als nun der Spätherbſt hereinbrach und Regen und Schnee um die Herrſchaft ſtritten, da ſchien ihm der geeignete Zeitpunkt gekommen zu ſein, ſeinen Plan zur Ausführung zu bringen. Und ſiehe, eines Tages kam wieder durch den Lohmarer Wald ein armſelig ſchlecht bekleidetes Bäuerlein desſelben Weges, den jener

arme Mann damals eingeſchlagen hatte, um ſeinen hungernden Kindern für die letzten Albus Brot zu holen.

Nicht verſtohlen wie jener ächzte er, vielmehr überlaut, als ſolle es weithin gehört werden. Das gelang denn auch, denn das Wichtelmännchen ſtellte ſich richtig ein und fragte: „Warum jammerſt Du denn ſo?“

Da bekam es eine herzzerreißende Geſchichte von Armut und Not zu hören, wiewohl der Klagende nicht Albus, ſondern Goldſtücke in der Taſche trug, damit deren Verdoppelung noch einträglicher ſei, als die jener Albus.

Das Wichtelmännchen fragte geradeſo wie vordem und erhielt auch ähnliche Antworten. Als es ihn aber aufforderte, ſich zu ſetzen und die ſchadhafte Hoſe auszuziehen, folgte der Bauer ohne Beſinnen und in froher Erwartung. Doch kaum war es geſchehen, ſo ergriff das Wichtelmännchen die ausgezogene alte Hoſe und verſchwand damit.

Nun ſchrie der beſtrafte Lügner aus Leibeskräften nach ſeiner entwendeten Hoſe, ſodaß es weithin durch den Wald hallte; aber es war vergebliche Mühe, er war und blieb ohne Hoſe. Auch half kein Schimpfen und Klagen, woran er's, bis der dunkle Abend hereinbrach, nicht fehlen ließ.

Halbnackt und von Kälte erſtarrt eilte er nun heim und mußte noch froh ſein, daß er nicht geſehen und verhöhnt wurde. Doch lief es nicht ohne ganz beſondere üble Folgen ab. Der kalte Wind hatte ihm gar zu ſcharf zugeſetzt; er wurde todkrank und ſchon nach wenig Tagen erwartete man ſein Ende, ja als die Erben kamen und um ſein Bette traten, redete er ſchon irre. Doch hatte er noch lichte Augenblicke. In dieſen trat aber die rechte Beſinnung über ſein eigenes frevelhaftes Beginnen, über Lug und Trug keineswegs zu Tage, nur das ſchrecklichſte Ereignis ſeines Lebens, der Verluſt der Goldſtücke, machte ihm zu ſchaffen. „Hätt' ich nur mein Geld wieder,“ klagte er, „was in der Hoſe ſteckte!“ Was nach dem Tode folgen werde, daran dachte er nicht und ſeufzte noch im Sterben: „Hätt' ich!“ ſtreckte ſich und war eine Leiche, mußte aber all ſein Geld den lachenden Erben überlaſſen.

Digitized by Google

Der Glockenguß zu Attendorn.

Die alte Stadt Attendorn liegt an der Bigge, einem Nebenfluſſe der Lenne, gehörte einſt zur Hanſa und hatte bis zum dreißigjährigen Kriege ausgedehnten Handel. Jetzt hat die Stadt 2200 E.

Zu Attendorn in Weſtfalen wohnte eine Witwe, welche ihren Sohn nach Holland gehen ließ, damit er daſelbſt die Handlung erlerne. In der Fremde ſtellte der brave Sohn ſich ſo wohl an, daß er es ſchon bald zu etwas brachte und ſeiner Mutter alle Jahre etwas von ſeinem Erwerb zuſenden konnte. Einmal ſchickte er ihr neben anderen Waren eine Platte von purem Golde, welche aber, um ſie vor Dieben zu ſichern, ſchwarz angeſtrichen und deshalb nicht auf den erſten Blick kenntlich war. Da er nun, um die Mutter zu überraſchen, von dem Werte des Geſchenkes nichts berichtet hatte, ſo hielt die einfache Frau die unanſehnliche Platte für kupfern und ſtellte ſie in ihrem Laden unter eine Bank, wo ſie unbeachtet ſtehen blieb, bis eines Tages ein Glockengießer ins Land kam und die Bürger von Attendorn beſchloſſen, eine Glocke gießen zu laſſen.

Da man ſich dahin einigte, daß jeder von ihnen hergeben ſollte, was er von altem Metallgeräte in ſeinem Hauſe vorfände, ſo bekamen die Leute, welche das Metall zuſammenholten, allerhand zerbrochene Töpfe, Leuchter und Geſchirre, auch manches Scherzwort dazu, denn einen geflickten kupfernen Keſſel und eine verbogene zinnerne Kaffeekanne, die manchen Stoß davongetragen, wie ein Bruſtharniſch im Turnier, gab man nicht aus der Hand, ohne zum Abſchied zu ſagen: „Wer hätte das gedacht, Du würdeſt noch einmal hoch vom Turme herab laut Deine Stimme erſchallen laſſen!“ So kam es dazu, daß die Witwe, als ſie an ihre Thüre kamen, ihnen ihres Sohnes Platte, deren Wert ſie noch immer nicht erkannt hatte, mit dem Worte überreichte: „Aus weiter Ferne biſt du gekommen und wirſt dahier vom Turme vernommen!“ Sie hatte nämlich kein zerbrochenes Geſchirr zur Hand.

Bald nachher trat der Glockengießer eine Reiſe nach Arnsberg an, um auch dort eine Glocke zu gießen, ließ aber ſeinen Geſellen in Attendorn zurück mit dem gemeſſenen Befehle: „Vollende die Form und triff alle ſonſtigen Anſtalten, ſchiebe jedoch den Guß bis zu meiner Wiederkehr auf!“

Aber des Meiſters Rückkehr zog ſich lange hin. Da kam der Geſell, welcher alle Vorbereitungen getroffen hatte, auf den Gedanken, ſelbſt eine Probe ſeiner Kunſt zu liefern. Er fuhr in ſeiner Thätigkeit fort, begann den Guß, warf auch die wertvolle Platte in den Schmelztiegel hinein und verfertigte den Attendornern eine von Geſtalt und Klang überaus herrliche Glocke, ſodaß die Bürger ihm, als er nun nach Arnsberg zu ſeinem Meiſter zu reiſen gedachte, beim Abſchiede ſo lange nachläuten wollten, als er die Glocke hören könnte. Überdies begleiteten ihn etliche mit Kannen in den Händen und ſprachen ihm mit Trunk zu.

So hochgeehrt und voller Fröhlichkeit gelangte er bis auf die ſteinerne Brücke, welche zwiſchen Attendorn und dem fürſtenbergiſchen Schloß Schnellenberg über die Bigge führt.

Da begegnete ihm hoch zu Pferde ſein Meiſter, welchem unterwegs der Klang der ſchönen Glocke bereits ins Ohr gedrungen, und der darüber ſehr erzürnt war.

Sobald derſelbe den Geſellen erblickte, zog er eine Piſtole aus dem Halfter und jagte ihm ohne Verzug eine Kugel durch den Kopf mit den Worten: „Was haſt Du gethan, Du vorwitziger Burſche!“ Zu den Geleitsleuten aber ſprach er: „Der ſchlechte Kerl hat die Glocke gegoſſen wie ein anderer Schelm! Ich bin erbötig ſie umzugießen und der Stadt ein anderes Werk zu liefern!“ — Von unwilligen, wenngleich ſtillſchweigenden Bürgern umringt ritt er nach ſolch frevelhaftem Thun in die Stadt, wiederholte ſeine Reden und ſtellte ſich an, als wenn er wohlgethan hätte.

Aber die Leute dachten ganz anders. Er wurde ergriffen und vor's Gericht geſtellt. Von Leugnen konnte nicht die Rede ſein, ſeine Strafbarkeit lag am Tage.

Nur eins war augenfällig: Vor dem Urteilsſpruche richtete man die Frage an ihn, was ihn doch zu einer ſolchen Schandthat

habe bewegen können, da man mit der Leistung des Gesellen ja vollkommen zufrieden gewesen sei.

Da bekannte er: „Dem Klange jener Glocke hörte ich an, daß Gold in der Masse war, welches ich nicht dazukommen lassen, sondern wegzwacken wollte, deshalb hatte ich auch befohlen, mit dem Gusse bis zu meiner Rückkehr zu warten."

Als nun entgegnet wurde: „Wir wissen nichts von Gold. Woher denn das Gold?" bekannte er: „Es war eine angestrichene goldene Platte dabei, die ich wegnehmen wollte. Davon wußte der Geselle nicht und hat sie dazu gethan."

Das Gericht sprach den Meister schuldig, und er wurde hingerichtet. Dem Gesellen aber errichtete man zum Gedächtnis auf der Brücke, wo er sein Ende gefunden hatte, das eherne Kreuz.

Nun kam die Witwe ins Gerede der Leute, denn niemand konnte ersinnen, woher sie das Gold erhalten hätte, das zu der Glocke gekommen war, bis ihr Sohn mit Reichtum beladen nach Hause zurückkehrte und bedauerte, daß sein Goldgeschenk zwei Menschen ums Leben gebracht hatte, den einen unschuldig, den andern schuldig. Weil er von Gott anderweitig gesegnet war, verlangte er's nicht wieder, sodaß es in der schönen Glocke verblieb und ihr den edeln Klang erhielt.

Nach langen Jahren wurde bei einem Unwetter der Kirchturm von einem zündenden Blitzstrahle getroffen. Die Flammen verzehrten alles bis aufs Gemäuer, und die schöne Glocke schmolz. Da fand man in der Asche Erz, welches an Gehalt den Goldgulden gleich war, und aus dessen Erlös der Turm wieder hergestellt und mit Blei gedeckt worden ist.

(Eine ähnliche Sage wird von Breslau erzählt.)

Der Rabe zu Brandenburg.

Brandenburg, die alte Stadt der Wenden (Wendiſch: Brennibor d. h. Waldberg) wurde 928 von Heinrich dem Großen erobert. Er führte daſelbſt das Chriſtentum ein, und die Stadt war lange der Sitz eines Biſchofs. Sie zählt jetzt über 29 000 E. Auf der Spitze eines der Thore derſelben ſieht man einen Raben, der einen Ring mit einer Kette im Schnabel trägt. Daran knüpft ſich folgende Sage:

Einſt war einem der Brandenburger Biſchöfe ein koſtbarer Ring abhanden gekommen, und ſein Verdacht wurde auf einen Diener gelenkt, der bei ſeiner Abweſenheit allein in ſeinem Zimmer geweſen war. Zwar leugnete der Beſchuldigte die That hartnäckig; als er aber auf die Folter kam und die Daumſchrauben angezogen wurden, brachte ihn die furchtbare Pein, welche er erlitt, dahin, zu ſagen, er habe es gethan. Man nannte das damals ſchlechthin Geſtändnis, obwohl es verdiente, eine gezwungene Ausſage zu heißen.

Da befahl der Biſchof, welcher an ſeiner Schuld nicht zweifelte, daß er mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Und dieſer Befehl wurde denn auch vollzogen.

Einige Zeit nachher wurde am Dache eines der Kirchtürme etwas ausgebeſſert. Da fanden die Arbeiter droben an verborgener Stelle ein Rabenneſt und ſahen an einem der Reiſer desſelben den koſtbaren Ring glänzen, um deswillen der unſchuldige Diener den Tod erduldet hatte.

Als das Neſt mit dem Ringe dem Biſchof überreicht wurde, erſchrak er nicht wenig, weil er ſofort den Zuſammenhang erkannte. „Der Rabe wird," dachte er, „durchs offene Fenſter ins Zimmer gelangt ſein und ſich den glänzenden Ring geholt haben, welcher ihm draußen im Baume ſchon ins Auge gefallen ſein mochte. Er erkannte in ſeinem Urteilsſpruch eine ſchwere Gewaltthat, was ihn mit tiefer Reue erfüllte.

Digitized by Google

Zunächst legte er sich eine schwere Buße auf und ließ alsdann zur Warnung für alle Richter künftiger Zeiten jenes Wahrzeichen anbringen.

Der Stock auf dem Rathause zu Stendal.

Stendal, die Hauptstadt der Altmark, liegt in dem von reizenden Höhen umgebenen Thale der Uchte, nördlich von Magdeburg und hat gegen 15000 E. 1717 wurde hier Winckelmann, der berühmte Künstler und Schriftsteller, geboren, dem hier auch ein Denkmal errichtet worden ist. Auf dem Rathause zu Stendal wird ein zerbrochener hohler Stock gezeigt und dabei folgendes erzählt:

In Stendal lebte vor 300 Jahren* ein Bürger, der viel geerbt hatte, aber auch viel durchbrachte. Die dies beachteten, wurden an die Sprichwörter erinnert: „Erben ist leicht erwerben," und „Leicht erwerben, leicht verderben." Denn weil ihm der Erwerb des Vermögens nicht sauer geworden war, so achtete er des Geldes wenig und ließ es leicht durch die Finger gehen. Dazu kam noch, daß Trägheit und Müßiggang ihm besser zusagten, als Mühe und saure Arbeit und er nicht des Sprichworts gedachte: „Arbeit bringt Tugend, und Tugend bringt Ehr."

Es kam dahin, daß er nur nach Wohlleben trachtete, und daß all sein Sinnen einzig darauf gerichtet war, seine Tage herrlich und in Freuden hinzubringen. Nicht lange ließen die übeln Folgen seines Thuns auf sich warten. Hatte er die Wahrheit des Satzes: „Arbeit ergötzt" nie kennen gelernt, er wurde umsomehr gewahr, daß „Trägheit zurücksetzt," denn er büßte die Lust an nützlicher Thätigkeit völlig ein und wurde immer unfähiger zu

* Die Sage ist wirklich sehr alt. Sie findet sich schon in einem Buche („der Seele Trost") aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts.

ernſter Arbeit; ſein Beutel aber wurde täglich leerer und mahnte: „Lange wird's nicht mehr dauern, ſo mußt du Not leiden!“

Wohl dachte er an das Sprichwort: „Wo Arbeit das Haus bewacht, kann Armut nicht einſteigen,“ und das hätte ihn zur Umkehr ermahnen und nun billig auf den rechten Weg, den Weg ſaurer Arbeit, leiten ſollen. Dennoch ſchlug er's in den Wind, wußte ſich ſolcher Gedanken zu entſchlagen und blieb bei der bisherigen Lebensweiſe, bis das letzte Goldſtück ausgegeben war.

Nun wird er ſich doch zur Arbeit entſchließen in dem Gedanken: „Beſſer erwerben, als verderben!“ Doch weit gefehlt! Er nahm ſeine Zuflucht zum Borgen. Das hielt jedoch nicht lange vor, es ging nach dem Sprichwort: „Borgen wäre nicht ſchwer, wenn nur das Bezahlen nicht wär.“ Die Leute, von welchen er Ware nahm, wollten Geld ſehen. Als man ihm dies allerſeits bemerkbar machte, kam er auf den Gedanken, ſich von einem Jugendfreunde eine größere Geldſumme zu leihen. Er ging zu demſelben und bat ihn um ein Darlehen von zweihundert Goldgülden. „Nach einem Jahre,“ ſo ſagte er, „genau auf dieſen Tag will ich Dir's pünktlich wieder zuſtellen und die üblichen Zinſen dazu.“

Ihm vertrauend zählte der Freund ſeiner Jugend ihm das verlangte Geld auf den Tiſch, er ſtrich es ein und ging heiteren Blickes von dannen.

Doch der Zahlungstermin verſtrich, ohne daß der Schuldner ſich einſtellte. Auch im zweiten Jahre ließ er nichts von ſich hören und ſehen.

Da merkte der Freund, woran er war, ging eines Tages zu ihm in ſein Haus und bat um die Rückerſtattung des Darlehns. Doch hier wartete ſeiner eine unliebſame Überraſchung.

„Wie kommſt Du mir vor?“ ſprach der Schuldner und that ſehr beleidigt. „Ich habe Dir ja längſt die ganze Summe wieder zurückgegeben, genau auf Tag und Datum, mitſamt den Zinſen.“

Der Gläubiger aber geriet in heftigen Zorn und ſprach: „Du lügſt! Ich werde Dich verklagen!“

Die Klage wurde denn auch eingereicht und hatte zur Folge, daß beide Männer vors Gericht geladen wurden.

Als ſie dort erſchienen und vor den Schranken ſtanden, fragte

der Richter den Verklagten: „Habt Ihr diesem Manne die von ihm entliehenen zweihundert Goldgülden samt Zinsen wirklich zugestellt und könnt Ihr das beschwören?“ — „Ja, Herr Richter, das kann und will ich beschwören.“ — „Nun,“ entgegnete der Richter, „dann erhebt die drei vordersten Finger der linken Hand und schwört!“

Sich dazu bereit machend, sprach der Angeredete zu dem neben ihm stehenden Kläger: „Sei doch so freundlich und nimm meinen Stock so lange in Deine Hand, bis die heilige Handlung vollbracht worden ist.“

Das geschah, und sein Schwur lautete: „Ich habe meine Schuld dem Gläubiger in seine Hand zurückgestellt, so wahr mir Gott helfe!“

Nachdem der Eid geschworen worden war, sagte der Richter: „Die Sache ist damit erledigt, denn ein Schuldschein liegt nicht vor. Ihr könnt gehen.“

Stumm gingen beide aus dem Saale, der Gläubiger mit Betrübnis über seinen Verlust und zugleich über die Schlechtigkeit seines Schulkameraden, dieser aber freudig und mit geflissentlicher Hast, denn es litt ihn nicht an seines Verklägers Seite, er wollte ihm voreilen.

Doch die Treppe des Richthauses war hoch und unbequem; er hatte überdies mit seinem Stocke zu thun, der schwer war und den er nicht nach Wunsch und mit Leichtigkeit zu handhaben vermochte. Als er dies dennoch erzwingen wollte, kam er durch sein Ungeschick ans Stolpern und fiel über seinen eigenen Stock, wobei derselbe mittenentzwei brach.

Kling! kling! erschallte es in diesem Augenblick, und es rollten eine Menge Goldgülden die Treppe hinunter, die in dem hohlen Stocke verborgen gewesen waren und durch den Bruch desselben herausfielen.

Da ward es offenbar, aus welchem Grunde der Bösewicht vor dem Eidschwure dem Gläubiger seinen Stock in die Hand gegeben hatte. Sich selber mochte er vorgelogen haben, wenn er so thue, so könne er mit Recht aussagen, er habe das geborgte Geld dem Manne wieder in die Hand gegeben. Doch der Richter,

Digitized by Google

der in diesem Augenblicke herzutrat und den Hergang durchschaute, deckte nunmehr den Betrug auf. So lud der Frevler Schimpf und Schande auf sein Haupt. Zudem hatte derselbe beim Fallen beide Beine gebrochen, wurde nicht regelrecht geheilt und mußte von Stund an auf Krücken sich fortschleppen, die ihn beständig an seine Übelthat erinnerten. Den zerbrochenen Stock aber brachte man auf das Rathaus, woselbst er zum ewigen Andenken aufbewahrt wird.

Der schweidnitzer Ratsmann.

Schweidnitz in Schlesien, südwestlich von Breslau an der Weistritz schön gelegen, zählt über 22 000 E. und wurde schon 1250 zur Stadt erhoben. Vor derselben liegt die 1652 aufgeführte Gnadenkirche, an welcher der Liederdichter Benj. Schmolke († 1737) gewirkt hat. — Das stattliche Rathaus ist mit einem 50 m hohen Turme geziert. Bis 1862 war Schweidnitz eine Festung. An das Rathaus knüpft sich folgende Sage:

Vor Zeiten lebte zu Schweidnitz ein Ratsherr, der das Geld mehr liebte, als Gott den Herrn. Als derselbe bemerkte, daß an der seinem Hause gegenüberliegenden Ratskämmerei eins der vergitterten Fenster eine ausgebrochene Glasscheibe hatte, richtete er eine Dohle dazu ab, hineinzufliegen und ihm ein Stück Geld daraus zu holen. Dies konnte leicht geschehen, weil, wie er recht wohl wußte, ein gut Teil des eingenommenen Geldes nicht sofort in die verschlossene Truhe gelegt wurde, sondern auf dem Tische liegen blieb. Sobald es dem Vogel ein einzig Mal gelungen war, ging's nach dem Sprichwort: „Gelingt's dem Dieb einmal, so stiehlt er mehr." Doch kam die Dohle nicht „wie ein Dieb in der Nacht," die Spitzbüberei kam früh abends zur Ausführung, sobald die Herren das Gebäude verlassen hatten; und der Vogel brachte dem Ratsmann allemal eine der goldenen oder silbernen Münzen,

welche von den Einkünften der Stadt gerade auf dem Tiſche lagen, im Schnabel zugetragen, die derſelbe dann wohlgefällig in Empfang nahm.

Längere Zeit war es ſchon geſchehen, da gewahrten die Ratsbeamten die Verminderung des eingenommenen Geldes, und der eine erinnerte ſeufzend an das Sprichwort: „Es giebt viele Diebe, die man nicht kennt," worauf ihm jedoch von einem andern mit dem Sprichwort geantwortet wurde: „Diebe ſchont man nicht," dem ein drittes Sprichwort beigefügt werden mußte: „Es wird kein Dieb eher gehangen, bis man ihn hat gefangen." Dieſes Sprichwort brachte darauf, man müſſe zunächſt den Dieb erwiſchen. Deshalb blieb einer der Herren zurück, um ihm aufzulauern, und da fand ſich, daß der diebiſche Vogel nach Sonnenuntergang geflogen kam und ein Goldſtück wegpickte. „Dem Diebe paſſen alle Straßen," ſagte der, welcher ihn ertappt hatte.

„Wohin mag die Dohle das Geld tragen?" fragten die andern. „In einem Schlupfwinkel häufen ſich ſchwerlich ſoviel Stücke als uns fehlen," meinte einer und ſprach die Vermutung aus: „Es wird der Vogel bloß ein Helfershelfer ſein."

Man ſetzte die Beobachtungen auch draußen fort, und als ſich herausſtellte, daß der Vogel jeden Tag nur einmal und immer erſt nach Sonnenuntergang kam, hieß es: „Er iſt nur ein Zwiſchenträger. Der Abſender, auf welchen das Sprichwort paßt: „Diebe machen ſich die Gelegenheit," muß aufgefunden und überführt werden, auf der Spur ſind wir ihm." Man nahm an, der eigentliche Dieb habe auch die Scheibe entzweigeworfen.

Die Beamten zeichneten einige Goldſtücke und ließen nur dieſe auf dem Tiſche liegen. Nach und nach wurden alle von der Dohle weggeholt, auch wurde nach einiger Zeit feſtgeſtellt, wohin ſie die Stücke trug.

Da verſammelte ſich der ganze Rat, man trug die Sache vor und faßte folgenden Beſchluß: „Wird der Dieb herausgebracht, ſo ſoll er oben auf den Kranz des Rathausturmes gebracht und verurteilt werden, entweder dort zu verhungern, oder bis auf den Erdboden herabzuſteigen."

Gleich nach gepflogener Verhandlung wurde in des verdäch-

Digitized by Google

tigen Ratsherrn Wohnung geschickt und eine Haussuchung vorgenommen.

Man fand nicht nur in einem wohlverschlossenen Käfige den fliegenden Boten, es wurden auch die gezeichneten Geldstücke aufgefunden. Da kam das Sprichwort: „Auch ein kluger Dieb wird gefangen," in jedermanns Mund.

Der Missethäter erschrak, bekannte sein Verbrechen mit tiefer Scham, machte das Sprichwort: „Jeder Dieb hat seine Ausrede" zu Schanden und unterwarf sich willig dem strengen Spruche, den man wegen seines hohen Alters lindern wollte. „Das darf ich nicht zugeben," sagte er, „denn ich wußte, was ich that und dachte, wie's alle Diebe machen, nur nicht an den Galgen."

Vor aller Leute Augen stieg er, vor Angst zitternd, auf den Kranz des Turmes. Auch machte er den Versuch des Herabsteigens, kam aber bald auf ein steinernes Geländer, wußte weder vor- noch rückwärts zu gelangen und mußte stehen bleiben. Ohne Speise und Trank stand der bedauernswerte Mann zehn Tage und zehn Nächte da, sodaß es einen jeden erbarmte. Vor großem Hunger nagte er sein eigen Fleisch von Händen und Armen, bis er endlich reuevoll und bußfertig sein Leben aushauchte.

Statt des Leichnams wurde in der Folge sein steinernes Bild nebst dem der Dohle auf das Turmgeländer gestellt. Im Jahre 1642 wehte es ein Sturmwind herunter, doch der Kopf davon wird noch auf dem Rathause gezeigt, ein abschreckendes Beispiel davon, wie Veruntreuung ihren schlimmen Lohn findet.

Die schlimmen Brüder.

Unterhalb St. Goar treten die Berge mehr vom Rheine zurück, sodaß sich kleine Eilande bilden. Salzig, so genannt wegen einer schwachen Salzquelle und berühmt durch seine schönen Kirschbäume, die so ergiebig sind, daß ihre Früchte weithin versandt werden, liegt in einer freien Gegend. Gegenüber auf der rechten

Rheinseite erblickt man das ehemalige Kloster Bornhoven mit seiner wohlerhaltenen schönen Kirche. Der daneben liegende Berg ist mit Reben bewachsen und trägt auf seinem Gipfel die Ruinen von zwei alten Schlössern, Sternberg und Liebenstein. Vom Volke die Brüder genannt, sind die nebeneinander liegenden Burgen durch eine hohe und dicke Mauer getrennt, was ihnen von ferne nicht anzusehen ist. Hieran knüpft sich folgende Sage:

Einst gehörten die beiden Burgen zwei Brüdern, die unermeßlich reich waren und die nachbarlichen Schlösser vom Erbe ihres Vaters erbaut hatten. Zu ihnen gesellte sich noch eine unglückliche Schwester, welche von Jugend auf blind war. So lange die von allen drei Geschwistern in Ehren gehaltene Mutter noch in ihrer Mitte weilte, lebten sie in schöner Eintracht und ganz vergnügt beisammen. Als aber die Mutter starb, wurde dies plötzlich anders. Zunächst folgte die Güterteilung und bald nachher die Trennung der Geschwister.

Des Geldes hatten sie soviel ererbt, daß die Brüder ihrer Schwester vorschlugen, sich beim Teilen eines Scheffelmaßes zu bedienen, um nur zu Ende zu kommen. Nicht als wenn sie gedacht hätten, bei Geschwistern müsse es nicht so genau auf der Goldwage gewogen werden; denn wie die Brüder in diesem Punkte gesinnt waren, stellte sich bei der Gelegenheit deutlich heraus. Ihr Verfahren war nicht ehrlich gemeint, vielmehr handelte sich's um zweierlei Maß, um eine Schurkerei, darüber nämlich waren die Brüder sich einig geworden. Angeblich hatten sie den Vorschlag, zu messen, deshalb gewählt, um der Mühe des Zählens überhoben zu sein; dabei wurde jedoch ein höchst eigentümliches Verfahren beobachtet. Wohl war die blinde Schwester zugegen, das Messen aber besorgten die Brüder. Diese erhielten selbst allemal im vollen Scheffel ein gehäuftes Maß; war sie an der Reihe, so drehten die Brüder das Scheffelmaß um und legten ein Häuflein Goldstücke auf den Boden des Gefäßes, welches die Blinde dann oberflächlich betastete, für reichlich gemessen hinnahm und sich damit begnügte.

Digitized by Google

Nachdem die Teilung auf dieſe Weiſe ungleich genug vor ſich gegangen war, trennten ſich die Geſchwiſter, und es ſtellte ſich ſchon bald heraus, welch tiefe Wahrheit in dem Sprichwort liegt: „Beſſer blind an den Augen, als blind am Gemüte.“

Die Schweſter ging in das nahe Kloſter, woſelbſt ſie die freundlichſte Aufnahme und Pflege fand, eine Wohlthäterin der Armen wurde und von ihrem Erbe Glück und Segen erntete. Die Brüder dagegen waren „ſo blind“, als wären ſie, wie das Sprichwort ſagt, „mit Schwindelhafer aufgefüttert.“

Jeder von ihnen baute ſich ein prächtiges Schloß und führte ein wüſtes Leben in Saus und Braus, was ihm freilich weniger Freude brachte, als er ſich verſprochen hatte, abgeſehen von anderen Übelſtänden, die im Gefolge waren. Weil ſie ſich um Feld und Hof nicht bekümmerten, vielmehr die Beſorgung ihrer Güter anderen, nämlich Verwaltern, Knechten und Mägden ſo vollſtändig überließen, daß ſie gar nicht einmal zuſahen, wie es herging und ob auch pünktlich gewirtſchaftet wurde, ſo ging alles hinter ſich, und ſie litten mancherlei Schaden, ohne es auch nur rechtzeitig zu bemerken. Sie waren nicht blind, aber ſie ſahen nicht, was ſie anrichteten. Es ging nach dem Sprichworte: „Jeder iſt blind für ſeinen eigenen Buckel.“

Zunächſt zeigte ſich in den Ställen die Folge von Nachläſſigkeit, indem manches Stück Vieh fiel. In den Herden brach eine Viehſeuche aus und räumte gewaltig auf. Wie die Viehzucht, ſo ließ auch der Ackerbau die nötige Sorgſamkeit vermiſſen. Die Felder wurden nicht regelrecht beſtellt, und ebenſo beklagenswert war's, daß unterlaſſen ward, die Wieſen rechtzeitig aus dem nebenfließenden Bache zu bewäſſern, obwohl dies ſehr leicht hätte geſchehen können. War aber das Heu trocken, ſo ſäumte man, es rechtzeitig unter Dach zu bringen.

An übeln Folgen konnte es bei ſolcher Bewirtſchaftung nicht fehlen. Von Jahr zu Jahr verringerten ſich die Einkünfte, aber auch ihr Gold nahm ab, weil ſie des Geldes nicht achteten, es ſogar mit vollen Händen verſchleuderten und thaten, als könne es gar nicht beigehen, ſondern werde auf alle Fälle vorhalten.

Dazu kam noch, daß die Brüder um einer Geringfügigkeit

Digitized by Google

willen in Streit gerieten und immer feindseliger gegeneinander auftraten. Eine der nächsten Folgen ihrer Uneinigkeit war der Bau der trennenden Mauer zwischen ihren Burgen. Einer mochte mit dem andern nichts mehr zu thun haben und that, wie wenn der Bruder sein ärgster Feind gewesen wäre.

Auch hierbei hielten sie sich wie bei der Bewirtschaftung nicht für blind und sehnten sich deshalb auch nicht nach Licht; dagegen überboten sie einander an Feindseligkeiten jeder Art, und was einer dem andern übles zuzufügen vermochte, das erfüllte ihn mit heimlicher Freude. Nach wie vor aber führten sie um die Wette ein Leben in Saus und Braus, und noch lange Zeit ging's ihnen wie dem Blinden, dem das Sprichwort nachsagt: „er träumt stets, als wenn er sähe."

Da geschah es eines Tages, daß sie beiderseits des Gegeneinanderstürmens genug hatten, sodaß ihnen ihr Benehmen thöricht vorkam und sich endlich an ihnen das Sprichwort bewahrheitete: „Wenn sich der Blinde für blind hält, fängt er an zu sehen."

Der eine erklärte: „Ich bin des langen Haders müde!" Der andere aber sprach von Aussöhnung und sagte: „Wozu sollen wir uns gegenseitig das Leben verbittern! Wir könnten recht wohl als gute Nachbarn friedlich zusammen leben." Es kam wirklich zu stande und wurde dadurch erleichtert, daß ihr Geldvorrat auf die Neige ging und ein häufiges Wüstthun und ein Hin- und Herziehen nicht mehr zuließ. Geschah es nun, weil sie sich aufeinander angewiesen sahen, oder kam es daher, daß sie so viele gleiche Erlebnisse hatten, genug, ihr Umgang wurde von Tag zu Tage vertraulicher.

War denn nun damit das Grundübel, welches einem jeden von ihnen anklebte, beseitigt? — Sie hatten's nicht einmal vollständig erkannt, auch nicht des Sprichwortes gedacht: „Das sind die allerschlimmsten Blinden, die ein Ding nicht wollen finden."

Als sie eines Abends beisammensaßen, beschlossen sie, am folgenden Morgen in der Frühe gemeinsam auf die Jagd zu gehen. „Schade ist's," sagte der ältere zum jüngern, „daß wir nicht über die hohe Zwischenmauer können, sonst vermöchte der, welcher zuerst aufwacht, den andern zu wecken." Der jüngere fand das auch,

Digitized by Google

kam aber ebensowenig als jener auf den Gedanken, die Zwischenmauer, welche an ihre bösen Tage erinnere, müsse zunächst beseitigt, ja, die bösen Tage müßten gesühnt werden. Leicht über alles hinweggehend kam kein Bedauern auf über das Verhalten gegen die Schwester, auch nicht über das Leben in Saus und Braus. Von einer innern Umkehr war gar nicht die Rede, er hatte nur mit der Äußerlichkeit zu thun und sagte: „Wäre die Mauer nicht, so brauchte keiner auf den andern zu warten, und das wäre schön! Doch läßt sich dies auch trotz der Mauer bewerkstelligen, denn ein Pfeil, der über dieselbe geschossen wird, vermag das gegenüberliegende Fenster zu treffen, ohne daß der Schütze dasselbe zu sehen braucht."

Das sah auch der Bruder ein, und sie verabredeten, daß derjenige, welcher zuerst aufwache, dem andern einen Pfeil ins Fenster schießen solle. Ob es auch Bedenken habe, blind darauf los zu schießen, kam den Unbesonnenen wieder nicht in den Sinn; sie thaten nach alter Gewohnheit.

Aber hatten sie bisher blindlings in den Tag hinein gelebt, niemals war dies von so schlimmen Folgen begleitet gewesen als diesmal. Zu gleicher Zeit standen sie beim Glockengeläut des Klosters auf, spannten zu gleicher Zeit den Bogen, drückten zu gleicher Zeit ab, und der eine traf den andern so unglücklich, daß beide es mit dem Tode büßen mußten.

Die Krebse zu Bonn.

Bonn ist sehr alten Ursprungs. Schon zur Zeit der Römer hatten die Ubier hier eine Überfahrt und einen Handelsplatz. Wenn Karl der Große von Ingelheim nach Aachen zog, so stieg er zu Bonn ans Land. Später schlugen die Erzbischöfe von Köln hier ihren Wohnsitz auf und konnten an diesem Platze gesichert Hof halten, denn die Stadt war stark befestigt. Wenn zu dieser Zeit

Digitized by Google

der Erzbischof mit dem Hofstaat auf seinem Prachtschiffe von Köln nach Bonn fuhr, so gebrauchte er dazu, wie die Chronik vermeldet, acht Tage. Im Jahre 1717 wurden die Mauern und Wälle von Bonn abgetragen, und die Stadt sank gegen Ende des Jahrhunderts unter französischer Herrschaft, hat jedoch, seitdem sie zu Preußen gekommen ist (1815), neuen Aufschwung genommen und zählt gegenwärtig über 31 000 E. Die Universität wurde 1818 gegründet. Das vormalige kurfürstliche Schloß ist Universitätsgebäude geworden, und das durch eine Allee mit der Stadt verbundene Lustschloß Poppelsdorf mit dem früheren Lustschloß Clemensruhe enthält in seinem Innern die naturwissenschaftlichen Sammlungen und ringsumher den botanischen Garten.

Wer durch die Straßen der Stadt Bonn geht, sieht nahe beim Markte über der Thür eines Hauses einen Krebs in Stein ausgehauen und fragt neugierig: „Was mag das doch zu bedeuten haben?" Die Sage weiß dafür folgende Antwort:

In diesem Hause wohnte vor langer, langer Zeit ein Kaufmann, der so reich war, daß er gar nicht wußte, wieviel Geld und Gut er besaß. Nicht selten gab er Feste und fröhliche Gelage, wobei es hoch herging, sodaß die Gäste nicht nur guter Dinge waren, sondern durch allerlei Genüsse und Kurzweil überrascht wurden.

Einst rühmte einer dieser fröhlichen Gäste seinen blühenden Reichtum, und er selbst hörte dies mit besonderem Wohlgefallen an, während die Köchin eine zugedeckte Schüssel mit Krebsen hereinbrachte und auf die Tafel stellte.

Noch klang dem übermütigen Hausherrn das Lob seines Reichtums in den Ohren, und Hochmut und Überhebung legten ihm die Worte in den Mund: „Wie es nicht möglich ist, daß diese Krebse aus der Schüssel kommen, ebenso unmöglich ist es auch, daß mein Geschäft zurückgehe und ich verarme."

Kaum hatte der Unbesonnene dies gesagt, da nahm er den

Deckel von der Schüſſel und ſiehe, die Krebſe, welche die Köchin aus Unachtſamkeit nicht ſorgfältig hatte kochen laſſen, regten ſich in der Schüſſel und krochen heraus.

Da machten die Gäſte große Augen. Mancher derſelben bekam eine Gänſehaut, ohne ſich etwas merken zu laſſen. Alle aber erſchraken und nahmen's als ein übles Zeichen. Die nichts Arges dachten, meinten doch, er werde ſich dadurch belehren laſſen. Aber er ſelbſt ſetzte ſich darüber hinweg, ließ es ſich auch in Zukunft nicht im geringſten zur Warnung dienen, lachte vielmehr und lebte in Saus und Braus ſorglos weiter. Da war's denn auch nicht zu verwundern, daß ſein Reichtum von dem Tage an zuſammenſchmolz wie Schnee vor der Sonne und ſein Geld und Gut ſchneller dahin war, als er es erworben hatte. Völlig verarmt mußte er ſchließlich von Thür zu Thür betteln gehen. Wer ihn aber fragte, wie es doch möglich ſei, daß er an den Bettelſtab gekommen wäre, dem antwortete er: „Hochmut kommt vor dem Fall!"

Der Müller Pumpfuß.

Die Sage berichtet mancherlei von Zaubermeiſtern, welche Zauberſtückchen hätten ausführen können, die andere Leute in Verwunderung, nicht ſelten auch in Verlegenheit und Schrecken geſetzt hätten.

In der Uckermark im Norden der Provinz Brandenburg, weſtlich vom Stettiner Haff, iſt es der Müller Pumpfuß, dem ſolche Wunderthaten zugeſchrieben werden. Und wenn eine Erzählung von ihm mit den Worten beginnt, er habe mehr gekonnt, als Brot eſſen, ſo will das andeuten, daß die Sage ihn zu einem großen Tauſendkünſtler macht. Hören wir einige Beiſpiele davon, was ſie von ihm berichtet.

Digitized by Google

Der Müllerburſche Pumpfuß zog von Mühle zu Mühle, fand auch wegen ſeiner Brauchbarkeit Beſchäftigung, hielt aber nirgends lange aus. Sprach er jedoch, Arbeit ſuchend, in einer Mühle vor und fand nicht gute Aufnahme, ſo ſpielte er den Leuten einen Streich und brachte ſie auf ſolche Weiſe nicht ſelten dazu, ihm zu willfahren. So kam er eines Tages zu einer Mühle, auf welcher die Frau ihren Mann, der früh zur Stadt gegangen war, zurückerwartete, und ſprach ſie als Feierburſch* um ein Frühſtück an. Die Müllerin ſetzte ihm Butter und Brot vor, ließ aber den Braten, welchen ſie für ihren Mann im Ofenloch warm hielt, unberührt in dieſem Verſtecke. Pumpfuß roch ſofort den Braten, denn er gehörte zu denen, von welchen das Sprichwort rühmt: „Er riecht jeden Braten über drei Goſſen.“ Auch fragte er nicht viel darnach, daß nicht Sonntag war, denn „wer alle Tage feiert,“ ſagt das Sprichwort, „der fragt nichts nach dem Sonntag.“ Er ſah die Frau ſtrenge an und fragte: „Habt Ihr nicht ein wenig Fleiſch?“ und rührte weder Brot noch Butter an.

„Nein!“ antwortete ſie und ſah zu ihrer Überraſchung, er ging augenſcheinlich ärgerlich hinaus, denn er bot der Frau nicht einmal einen guten Morgen.

„Was iſt das ein unverſchämter Grobian!“ dachte die Müllerin. Da hörte ſie über dem Schornſtein des Ofens etwas unheimlich raſſeln und ſchnurren, und als ſie vor die Thür eilte und hinaufblickte, gewahrte ſie über dem Schornſteine den Läufer, den oberſten Mühlſtein, der ſich darauf wie toll herumdrehte. Wer der Feierburſch geweſen war, wußte ſie nun, ſchickte ihm die Magd eilend nach und ließ ihn bitten, doch zurückzukommen, ſie hätte auch ein Stück Braten für ihn zurecht gemacht. Er ließ ſich lange nötigen, kam aber doch mit zurück und begann ſofort den Braten zu ſchneiden. Dann blickte er wieder die Frau an, indem er ſagte: „Ihr kennt wohl das Sprichwort nicht: „Erſt Braten, dann Brühe?“

„Doch,“ antwortete die verlegen gewordene Frau und holte auch das Brühetöpfchen aus dem Ofenloche herzu.

---

* Das will ſagen als ein Müllergeſell ohne Arbeit.

Digitized by Google

Da bedankte ſich Pumpfuß, doch ganz zufrieden war er noch nicht. „Ihr wißt wohl auch," ſagte er und blickte die Frau ſchalkhaft an, „daß das Sprichwort heißt: „Braten und Wein, juchhe!"

Und die Frau mußte mit dem Kopfe nicken, denn ſie kannte es wohl, ſogar die andere Hälfte des Versleins, welche heißt: „Rechnung und Bezahlung, o weh!" Aber was ſollte ſie machen? Der Läufer auf dem Schornſtein ſchnurrte noch immer und forderte Willfährigkeit. Sie holte, wohl oder übel, auch Wein herbei, und nun frühſtückte Pumpfuß rechtſchaffen. Unterdeſſen verſtummte droben das Geraſſel; der Läufer gelangte wieder an ſeinen Platz auf den unteren Mühlſtein, ſodaß die Ordnung wieder hergeſtellt war.

Ein andermal kam Pumpfuß an einer Windmühle vorbei und hörte am Pinken, daß drinnen ſcharf gemacht wurde. Er ſtieg die Treppe hinauf, trat vor den Meiſter und bot ſich als Mithelfer an. „Immerzu!" hieß es vom Meiſter, und er machte ſich an den Läufer und arbeitete friſch drauf los. Zu ſeinem Befremden aber wurde ihm dabei weder etwas zu eſſen, noch zu trinken angeboten. Das war gar nicht nach ſeinem Sinn, um ſo weniger, als er den Meiſter mit dem Geſellen beiſeite gehen ſah, offenbar um zu frühſtücken. „Er frühſtückt für ſeinen Nachbar mit," ſagt das Sprichwort, ſo dachte Pumpfuß und lernte dabei auch die Wahrheit eines andern anwenden: „Arbeit ohne Vorteil wird ſauer."

Pumpfuß hielt nicht mehr lange aus, ſteckte den Pickenſtiel* durch das Loch des Läufers, hob dieſen damit auf die Schulter und ging davon.

Da rochen Meiſter und Geſelle, die ihn am Fenſter vorbeigehen ſahen, Lunte, waren bald hinter ihm her, holten ihn aber erſt im Wirtshauſe ein. Als ſie ihn nun fragten: „Was iſt denn das?" antwortete er: „Ich habe mich hungrig gearbeitet und will ein wenig frühſtücken. Überdies halt' ich's mit dem Sprichwort: „Arbeit und Lohn müſſen immer gleich ſtehen."

---

* Picke heißt der an beiden Seiten platt zugeſpitzte Hammer, womit die Mühlſteine geſchärft werden.

Lange mußten ſie ihm gute Worte geben, bevor er mit ihnen zurückging, doch kam es dazu. Den Läufer trug er wieder am Pickenſtiele an ſeinen Ort und ließ ſich nun die trefflichen Speiſen, welche man nicht ſäumte ihm vorzuſetzen, wohlſchmecken.

Einen argen Poſſen ſpielte er einer Müllerin, die verwitwet war und bei welcher er als Beſcheider* in Dienſt trat. Sie kam eines Tages in die Mühle und bat ihn, ihr ein wenig Kaffeeholz zu hauen.

Das ging ſeiner Ehre zu nahe. Er dachte an das Sprichwort: „Wer ſich in anderer Dienſt zum Hunde macht, bekommt auch Hundelohn," ärgerte ſich über die Zumutung der Meiſterin, ließ aber nichts merken und ſagte: „Wartet einen Augenblick, es ſoll gleich beſorgt werden." Dann nahm er ein ſcharfes Eiſen zur Hand, trat ans Getriebe heran, und ehe ſich's die Frau verſah, kniſterte und knackte es gewaltig in den Kammrädern, alle Kämme brachen aus und lagen im Nu der erſchrockenen Meiſterin zu Füßen. „Das wird ausreichen," ſagte er in einem Tone, als wär's nach Wunſche geglückt. Der Frau aber klang's wie Hohn, und ſie wurde bleich vor Schrecken, ſobald ſie den Schaden ganz überblickte. Wie wenn ſie gelähmt worden wäre, berührte ſie kein Stück Holz, vermochte auch kein Wort hervorzubringen, ſodaß der Unhold von ihrem kläglichen Anblick zum Mitleid erregt ward und ſagte: „Geduld läßt Holz auf ſich hauen," heißt ein Sprichwort, und ein anderes: „Geduld meiſtert alles." Ich werde das Getriebe wieder zurechtbringen."

Er trat aus dem Mühlenraume in die Scheune, nahm ein Bund Stroh, ſchnitt die Ähren ab und ſteckte ſie in die Kammlöcher, ließ die Mühle wieder gehen und bewies der geängſteten Meiſterin, daß der Schaden gehoben und alles ſei wie vorhin.

Die Frau aber hat nie mehr Kaffeeholz von ihm verlangt.

---

* Ein Beſcheider iſt ein Müllerburſche, der das ganze Geſchäft leitet.

Digitized by Google

Zuletzt hat es doch ein schlechtes Ende mit Pumpfuß genommen. Er trat nämlich auf einer Mühle in Dienst, welche zwölf Gänge am Laufen hatte. Außer diesen war noch einer vorhanden, der verschlossen gehalten wurde, weil niemand darauf mahlen durfte. Das war freilich wunderlich, und es ging die Rede, auf diesem Gange mahle der Teufel.

Da nun der Mühlenmeister den Gesellen Pumpfuß als Tausendkünstler kennen lernte, so sagte er eines Tages zu ihm: „Du kennst gewiß den Spruch: Der ist nicht frei, der dem Teufel zu eigen ist. Dieser Spruch kann nicht nur auf Menschen, auch auf einen Mühlengang bezogen werden.“ Dann versprach er ihm reichen Lohn, wenn er ihm den dreizehnten Gang freimachen wolle.

Dazu war Pumpfuß bereit, ließ sich den Gang aufschließen, ging hinein und redete mit dem Teufel. Der wollte aber nicht und bestand auf seinem Recht. Als Pumpfuß nun von Bedingungen redete, gab der Teufel das Versprechen: „Wenn Du ein halbes Jahr lang keine Kunststücke machen und keinen Branntwein trinken willst, so will ich weichen. Wird das Versprechen aber nicht gehalten, so verfällt mir Deine Seele.“

So wurde es festgestellt, und der Geselle sagte, sobald er aus dem Gange kam: „Meister, ich muß gehen, werde aber in einem halben Jahre wiederkommen und dann soll der Gang frei werden.“

Er ging, ließ auch mit der Wiederkehr nicht auf sich warten, stellte sich sogar schon einen Tag vor Ablauf der Zeit ein.

Da veranstalteten die Gesellen ein Fest, denn der Müller hatte ihnen Mitteilungen gemacht, und sie sahen die Sache als bereits gewonnen an. Bis dahin hatte ja Pumpfuß auch Wort gehalten. Nun redeten sie ihm so lange zu, bis er mit ihnen trank, was leider ohne Beachtung der festgestellten Zeit geschah, denn am Ablauf des halben Jahres fehlten noch einige Stunden, und das Sprichwort sagt: „Im Branntwein steckt ein Angelhaken, dessen Leine der Teufel hält.“ Kaum hatte Pumpfuß Branntwein getrunken, so trieb's ihn hinaus. Er ging und kehrte nicht wieder

zurück. Die Gesellen suchten und suchten, und als sie ihn nun fanden, war ihm das Genick gebrochen. Er hatte nicht Wort gehalten und seine Strafe gefunden.

Die Schnitterin.

Ballum, ein Dorf an der Nordsee in Schleswig, der Insel Sylt gegenüber gelegen, hat einen Hafen und treibt einigen Handel.

Auf dem Friedhofe zu Ballum liegt ein grauer, bemooster Leichenstein, auf welchem in erhabener Arbeit eine Frau mit einer Sichel neben einigen Garben steht. Wer den einfachen Stein anderen Leuten zeigt, weiß den Namen der Frau nicht zu nennen, erzählt aber folgende Sage:

Die hier ruhende Schnitterin hatte nur ein einziges Kind und war eine Witwe. Als der Sohn herangewachsen war, geschah es, daß er eines schweren Verbrechens angeklagt und schuldig gefunden wurde. Man verurteilte ihn zum Tode.

Darüber aufs heftigste erschreckt, eilte die Mutter in der Angst ihres Herzens zu dem Gerichtsherrn, dem Grafen von der Schackenburg, warf sich ihm zu Füßen, blickte mit thränendem Auge zu ihm auf und flehte ihn an: „Gnade, Herr, für meinen armen Sohn! Er ist mein Trost und die einzige Stütze meines Alters!"

Von Mitleid ergriffen sah der Gerichtsherr sie an und sagte: „Ihr thut mir leid, Frau, aber ich vermag das nicht."

Doch sie ließ sich nicht abweisen und bat immer dringender: „Gnade, Herr, Gnade!"

Schon stand die Sonne im Mittag, und der Gerichtsherr hatte noch zu thun. Die Frau aber wurde nicht müde, um Gnade für ihren Sohn zu bitten.

Digitized by Google

Um nun die Flehende los zu werden, ſagte er endlich: „Wenn Ihr, bevor die Sonne untergeht, mir drei Acker Gerſte ſchneidet, ſo ſoll Euer Sohn frei ſein.“ Daß dies geſchehen werde, hielt er für unmöglich und rechnete bloß darauf, ſie werde traurig von dannen gehen und ihren Schmerz überwinden.

Die Mutter aber raffte ſich auf, eilte hinaus aufs Feld und ſchwang die Sichel. Eine Garbe nach der andern ſank nieder, denn die Emſige blickte weder links, noch rechts und war mit allen Kräften bei der Arbeit. In kurzer Zeit lag die Gerſte vom einen Acker am Boden, und ſie begann ſchweißtriefend auf dem zweiten Acker zu ſchneiden. Als auch dieſer nur Stoppeln vorwies, ſchritt ſie raſtlos zum dritten, der jedoch ihre ſinkenden Kräfte mehr in Anſpruch nahm, als jene beiden zuſammengenommen. Dennoch gönnte ſie ſich keine Ruhe, weil es die Rettung ihres Kindes galt und gerade, als eben die Sonne dem Rande des Horizontes nahte, war der letzte Halm gefallen.

Nach all den mühſamen Sichelſtreichen, die ſie mit quälender Sorge im Herzen vollführt hatte, erhob ſie voll Freude über das kaum gehoffte Gelingen ihr Auge dankend zum Himmel empor. Doch die Anſtrengung war zu übermäßig geweſen. Ihre Kräfte hielten nicht länger vor. Sie brach im folgenden Augenblicke zuſammen, und man trug ſie tot vom Felde heim.

Ihre Aufopferung und ihr Unglück fanden allgemein Teilnahme, wie ſich dies bei ihrem Begräbniſſe kundgab. Zum Andenken an ihre große Mutterliebe wurde ihr auf allgemeine Koſten der ehrende Grabſtein errichtet.

Die Warnerin zu Huſum.

Huſum hat in unſern Tagen über 6000 E. und iſt ein kleiner Hafenplatz des Herzogtums Schleswig. 1608 wurde es zur Stadt erhoben und ſchwang ſich dann bedeutend empor, ſodaß es

auf eigene Koſten mehr als 40 Schiffe ausrüſtete. Im Winter friert bei ruhigem Wetter das Meer zu. Bei Sturmfluten dagegen, wenn Sonne und Mond gemeinſchaftlich eine beſonders hohe Flutwelle verurſachen, und der Wind die Wogen der Nordſee in den Buſen hineintreibt, wird oft der ſchützende Damm überflutet und die Stadt unter Waſſer geſetzt, was große Verheerungen zur Folge hat. Solcher Sturmfluten, z. B. von 1634 und 1717, gedenkt man noch nach Jahrhunderten.

Wenden wir uns nun unſerer Sage zu.

In einem Winter, der gelinde begonnen hatte, trat endlich ſtrenger Froſt ein und belegte den Buſen zu Huſum mit einer feſten Eisdecke, die dem Beſchauer ſpiegelglatt entgegenglänzte.

Mit Windeseile lief die Kunde davon durch die Stadt, und es bedurfte keiner weiteren Anregung, die Bewohner waren der Meinung, man müſſe die Gelegenheit dazu wahrnehmen, ein prächtiges Eisfeſt auf der See zu feiern. Die Einrichtungen wurden getroffen. „Es gilt Eile," ſagte einer zum andern, „denn wer kann wiſſen, wie lange es vorhält!" Zwiſchen der Küſte und der Inſel Nordſtrand wurden mitten auf der Eisfläche Zelte und Buden aufgeſchlagen, und jung und alt ging aufs Eis, lief Schlittſchuh in Windeseile, oder fuhr auf Stuhlſchlitten mit regelrechter Arbeit der Arme und Hände, wenn keine andere Hilfe eintrat, die durch Ziehen oder durch Schieben voran half. Leben und Bewegung regte ſich an allen Enden und man ſah nur lachende Augen, denn Reich und Arm wollte bei dem herrlichen Winterfeſte einmal recht vergnügt ſein.

Unterdes war die Stadt wie ausgeſtorben. Doch in einem kleinen Hauſe etwas abſeits am Meerdamm wohnte eine eisgraue alte Frau, die durch Gicht an ihren Gliedern gelähmt war. Sie blieb in ihrer Wohnung am Strande zurück. Als nun draußen auf der blanken Fläche alles in Bewegung war und die Luſt zu ſolcher Höhe ſtieg, daß der Lärm und das Jauchzen bis an das einſame Häuschen herüberklang, ſah die aufmerkſame Alte von ihrem Fenſterlein nach der See hinaus auf das muntere Treiben hin und

Digitized by Google

gedachte ihrer eigenen Jugend, in welcher sie selbst an solchem lustigen Treiben besonders gern teilgenommen hatte, und die süße Rückerinnerung erweckte ein Lächeln der Freude auf ihrem verblichenen Gesichte.

Von der fröhlichen Menge vor ihren Augen fiel ihr Blick unwillkürlich auf den Himmel, der die Stätte der Freude überwölbte, und da gewahrte sie, daß in weiter Ferne ein kleines, weißes Wölkchen heraufzog. Dieses Zeichen eines nahenden Tauwindes kannte sie recht wohl, denn sie war die Tochter eines Schiffers, war auch eines Schiffers Frau gewesen und hatte auf Wind und Wetter recht wohl achten gelernt. Wie hätte sie beim Anblick eines solch übeln Vorbotens ruhig bleiben können!

In der fröhlichen Schar vor ihren Augen dachte keiner an ein Wechseln des Wetters, obwohl sie alle das Wort im Munde geführt hatten: „Wer weiß, wie lange es vorhält?“

Die Alte aber sagte für sich hin: „Die kleine Wolke dort droht allen auf dem Eise Tod und Verderben!“ Diesem ihrem ersten Gedanken folgte alsbald der andere: „Im Freudenrausche wird das Gewölk schwerlich von einem derselben gesehen werden.“ Bei solchem Gedanken verdüsterte sich ihr Gesicht, denn ihr ward bange. Schleunigst öffnete sie das Fenster, winkte und rief aus Leibeskräften in die See hinaus. Doch die dort in weiter Ferne so fröhlich Dahingleitenden sahen sie nicht winken, vernahmen auch ihre schwache Stimme nicht, pflegten ihrer Lust und waren und blieben im Freudenrausch ganz ohne Sorgen. Das Herz des besorgten Mütterleins dagegen klopfte um so stärker. „Wie kann ich ihnen ein Zeichen geben?“ fragte sie sich besinnend und blickte verlegen links und rechts. Sie sah das weiße Handtuch auf der Thüre hängen, nahm es flink zur Hand, trat ans offene Fenster, und winkte damit hinaus. Aber auch dieser Versuch war vergeblich. Drüben im hin- und herwogenden Getümmel hielt das lustige Treiben an; offenbar bemerkte keiner ihr Thun, denn sie gewahrte nicht, daß auch nur einer stillhielt oder Miene machte, näher zu kommen; ja augenscheinlich kehrte niemand weder der Stadt noch dem fernen Himmel auch nur einen Blick zu, die spiegelglatte Fläche und das leichte Dahingleiten beschäftigte sie vollauf.

Digitized by Google

Aber derweil die besorgte Frau hinabgesehen, war die kleine Wolke oben in der Ferne gewachsen, dehnte sich zusehends mehr und mehr in die Breite und verdüsterte schon nach wenig Augenblicken unheildrohend den ganzen westlichen Himmel. Dazu kam noch, daß die geängstete Frau bereits den taufeuchten Windhauch lau daherziehen fühlte und vor ihren Augen das Verderben mit Riesenschritten näher kommen sah, welches den Fröhlichen jählings drohte.

Da stieg ihr Bangen zu niegeahnter Höhe. „Es bedeutet den Tod!" rief sie aus, und Angstschweiß entquoll ihrer Stirn, als würde sie gefoltert. „Wie kann ich warnen, wie ein Zeichen geben? Sie müssen eilends von dem Eise kommen, oder alle sind verloren!" Diese Gedanken verließen sie nicht, und müßig zusehen vermochte sie noch weniger. Da machte sie den Versuch, mit ihren gelähmten Gliedern hinzueilen. Doch die versagten ihr den Dienst, der Gebrauch des Krückstocks mit seiner Beschwerlichkeit mahnte sie daran. Ratlos stand sie in der Stube, ihr trübes Auge schweifte hin und her, aber die Besinnung verlor sie nicht. Denn als ihr Blick auf das Bette fiel, welches in dem Winkel stand, war sie plötzlich aller Angst ledig. An die Stelle derselben trat kräftige Entschlossenheit. Sie hatte im Nu den Ausweg gefunden, riß das Stroh aus dem Bette, nahm einen Brand aus dem Ofen, steckte damit das Stroh an und kroch, als die Lohe sofort aufschlug und der Qualm sie zu ersticken drohte, auf Händen und Füßen zur Stube hinaus, verließ das Haus und sah draußen, wie die Glut aus den Fenstern drang, hoch aufflammte, flackernd und züngelnd zum Himmel emporwuchs und ihre ganze Habe verzehrte. Wohl wurde ihr Auge naß, doch ihr trüber Blick der Sorge war bald wieder dem Eise zugewandt und drüben sah sie die erwünschte Wendung eintreten. Die Leute gerieten in Aufruhr, vergaßen ihre Lust, stoben auseinander, ließen Buden und Zelte im Stich und stürzten herbei, um die Flammen des brennenden Hauses zu löschen, die ihre Stadt mit einer allgemeinen Feuersbrunst bedrohten.

Da atmete die gute alte Frau auf, denn dies Kommen war's worauf sie gerechnet hatte, und wodurch sie all ihre Besorgnis

vergaß. Ihre Lippen lallten ein Dankgebet dafür, daß Gott ihrem Beginnen Segen verlieh. Ihr Herz jubelte laut: „Nun sind sie gerettet!"

Doch mit den herzueilenden Leuten kam auch schon der laue Sturmwind dahergesaust; die vom andrängenden Wasser gehobene Eisdecke krachte, bog sich und brach; denn unwiderstehliche Wogenmassen drangen aus dem Schoße des offenen Meeres an den Rand des Eises vor und mächtig von unten herauf durch die eben entstandenen Risse, und kaum hatten die Stöße des brausenden Sturmes die Zelte und Buden durcheinandergefegt, als man sie auch schon im Nu mit dem Gerät und den aufgestellten Fahnen in die berstende Tiefe hinabstürzen sah.

Eben waren die letzten der Leute am sichern Strande geborgen, und vom niedergebrannten Häuschen erblickte man nur noch einen Glutschein. Die alte Frau aber, die treue Warnerin, stand da mit gefalteten Händen. Als die ersten der voreilenden Leute ihr naheten, sagte sie: „Ihr kommt noch eben zur rechten Zeit! Seht einmal hinterwärts!"

Ein Blick nach dem Meere gab Aufschluß. Alle verstanden sofort der Warnerin Thun und priesen sie hoch. „Sie hat es verstanden, uns vom Eise zu locken!" so sagte der eine, und ein anderer fügte hinzu: „Ihr Alles schien ihr gering, wo's galt, Mitbürger zu retten."

Wie hätten diese vergessen können, sich dankbar zu erweisen. „Der Liebesdienst," sagten sie, „muß nach Gebühr vergolten werden!" und wetteiferten darin, die alte Frau gut zu versorgen.

An die Stelle des abgebrannten Häuschens wurde ihr ein schönes und prächtiges Haus erbaut, und man überbot einander, ihr dies recht wohnlich zu machen und hielt sie zeitlebens in Ehren.

Doch wer ist's gewesen?

Den Namen der Warnerin weiß niemand zu nennen, und sie ruhet längst im Grabe; doch durch die Sage wird ihre That unvergessen bleiben.

Das verlorne Kind.

Wie die Sage von verſunkenen Städten redet, ſo auch von verſunkenen Kirchen. Zu Epprechtſtein in Baiern, nahe beim Fichtelgebirge, unweit Wunſiedel, dem Geburtsorte des Dichters J. P. F. Richter, liegt im Waldesdickicht eine alte Ruine. Die dazu gehörige Kirche iſt nach dem Berichte der Sage verſunken. Nur zu Zeiten ertönen wehmütige Klänge aus der Tiefe herauf, mit Staunen hört der Wanderer zu und erkennt in ihnen die Töne eines Glöckleins. Steht er nun ſtill und lauſcht dem wunderbaren Klange aus der Ferne, ſo kann es geſchehen, daß er Turm und Kirchlein emporſteigen ſieht, Orgelklang und Chorgeſang erſchallen hört und davon aufs tiefſte angezogen und ergriffen wird. Die Sage erzählt folgenden Fall:

Einſt ſuchte eine ihr Kindlein auf dem Arme tragende arme Mutter im Walde Beeren zum Verkaufe. Nur einen ſpärlichen Lohn brachte ihr mühevolles Thun ihr ein und gewährte ihr kaum ihren Unterhalt. Mit raſtloſem Bücken und mit tauſend Seufzern über den geringen Lohn, den ſie erhielt, gelangte ſie in die Nähe der Ruine. Totenſtille herrſchte im Walde ringsumher. Da hörte ſie plötzlich leiſe Silberklänge erzittern. Lauter wurden ſie wie Glockentöne und von wunderbarem Glanze umfloſſen ſtrahlte endlich auch das Kirchlein nahe vor ihren Augen. Sie ſah deutlich den Eingang, mochte auch hohes Gras den Boden überwuchern und die Stufen einer Treppe kaum gewahren laſſen, mochten auch wilde Ranken die Kirchenthüre halb verdecken. Sich ein Herz faſſend, trat die Frau hinein ins Gotteshaus. Doch nicht Gebetsgedanken wurden in ihrem Herzen erweckt, nein, als ihr nahe beim Eingange ein Opferbecken ins Auge fiel, welches bis zum Rande mit Goldſtücken gefüllt war, erwachte im Anblick des Glanzes bei ihr ein heftiges Verlangen nach dem Reichtum. „Damit wär' ich alles Jammers ledig!" dachte ſie. Wie wenn ſie von unſichtbaren Händen erfaßt würde, ſo ward ſie angezogen, ſetzte

Digitized by Google

ſchnell das Kindlein auf den Boden, eilte dem offenen Becken näher, hielt mit der linken Hand die Schürze auf und raffte, vor freudiger Aufregung zitternd, mit der rechten Goldſtücke hinein, ſoviel ſie nur vermochte. Dann hielt ſie von Freude berauſcht die gefüllte Schürze mit beiden Händen umſchlungen und eilte mit ſolcher Haſt aus dem Innern des Raumes, als wenn ihr ein Verfolger auf den Ferſen wäre.

Doch die Sorge, ihr könne der Schatz wieder entriſſen werden, war unnötig geweſen. Niemand machte ihr den Beſitz ſtreitig. Aber kaum war ſie eine kurze Strecke im Walde vorwärts gelaufen, als ſie plötzlich ihres Kindes gedachte. Im Freudentaumel hatte ſie's gänzlich vergeſſen.

„Kind!" rief ſie, „liebes Kind!" und war wie umgewandelt. Nur der Gedanke an das Kind erfüllte ihr Herz. Sie eilte voll Schrecken zurück, es in der Kirche aufzuſuchen. Die Kirche aber war verſchwunden, nichts war von ihr zu erblicken, aber auch vom Kinde war keine Spur zu gewahren; es war verloren.

Weinend ſtand ſie da und rang die Hände, ſuchte mit Angſt im Herzen bis zum ſpäten Abend nach dem Kinde und mußte dennoch allein den Rückweg antreten. Troſtlos kam ſie nach Hauſe, doch da vermißte ſie das Kind erſt recht. In ihrem Jammer ließ ſie ſogar das gefundene Gold im Kaſten unbeachtet, mochte nicht daran denken und ſagte: „Ich habe das Gold höher geachtet als mein Kind!" Ja, von dieſem Gedanken gefoltert ſah ſie all' ihre Lebensfreudigkeit ſchwinden. Unaufhaltſam, von Sehnſucht getrieben, eilte ſie täglich zum fernen Walde, immer noch hoffend, ihr liebes Kind — und ſei's auch tot — zu finden. Vor Gram wurde ſie dabei bleich und elend, mochte nicht mehr eſſen, nicht mehr trinken, ſprach auch nicht mehr wie früher mit den Menſchen. Gänzlich hingenommen von Schmerzen über ihren Verluſt und von Reue über ihre Goldgier drohte ihr ein jammervolles Ende.

Eines Tages aber, als die Beeren im Walde wieder wie vormals ſchön gereift prangten und die Mutter noch einmal, wie ſchon ſo oft, an dem wohlbekannten Orte nach ihrem Kindlein ſuchte, hörte ſie plötzlich wieder die ſüßen Klänge vom Glöcklein,

ſah auch wieder die Kirche mit der offenen Pforte und eilte im Fluge hin. Sie ſah das Becken mit dem Golde, deſſen ſie jedoch nicht achtete und daneben ſaß genau am Platze, wohin ſie es geſetzt hatte, das Kind, und ſeine Wangen glühten im Schlafe wie Roſen.

Vormals hatte Gold ſie blenden können, heute aber hatte ſie nur Augen für ihr Kind, das ihr entgegenlachte. Stürmiſch hob ſie den Liebling an ihre Bruſt, und unter Küſſen, unter Thränen eilte ſie damit hinaus, wie wenn es eine Rettung von einem Orte des Schreckens gelte. Und als ſie draußen war und ihre Sorge, es könne ihr wieder genommen werden, noch wuchs, ſah ſie ſich ängſtlich um und ſiehe, ſie gewahrte ringsumher nur grünen Wald und Berg und Thal, das Kirchlein aber war verſchwunden.

Doppelt glücklich ſtand ſie da. Und als ſie daheim ihr Gold im Schrein erblickte, ward ſie deſſen wohl froh, richtete aber ihr Auge auf das liebe Kind und dachte: „Ferne bleibt Dir, Kind der Sorge, nunmehr Not und Jammer, denn unſer Gott iſt gnädig und barmherzig.“

Jahre vergingen, und wenn die Mutter dem heranwachſenden Kinde davon erzählte, verwob ſie Sprichwörter damit und ſagte: „Ich habe deren Wahrheit erfahren, und Du wirſt wohl thun, ſie Dir zu merken: Gold macht den Lahmen Füße. Gold iſt ein Fallſtrick der Seelen. Goldlieb weiß nicht, wo die Sterne ſtehen. Gold und Glück ſind nicht ſtets beiſammen. Goldliebe macht das Leben trübe. Gold macht nicht reich, es ſei denn reich das Herz zugleich.“

Luiſe von Solms.

Wetzlar liegt am Wetzbache, welcher unfern der Stadt in die Lahn mündet. Die Stadt hat eine 784 von Karl dem Großen gegründete Stiftskirche (Dom). Auf einem Berge über der Stadt ſind noch Überbleibſel von dem Bergſchloſſe Karlsmunt, welches Kaiſer Karl hier erbaute, als Ruine erhalten. 1180 wurde

Digitized by Google

Wetzlar zur Reichsstadt erhoben, war im Mittelalter die wichtigste aller Lahnstädte und viel größer und bevölkerter als jetzt. Als im Jahre 1693 das Reichskammergericht dorthin verlegt wurde, gewann die Stadt wieder an Bedeutung. Das Gericht blieb in derselben bis zur Auflösung des deutschen Reiches (1806), das Gerichtsgebäude aber wurde später Kaserne, nachdem 1814 die Stadt an Preußen gekommen war.* Bei Wetzlar lenkt die Lahnbahn in die Deutz-Gießener Bahn ein. In der Nähe befinden sich sehr bedeutende Eisensteingruben.

Zur Zeit lebten die Bürger der Stadt vielfach in Fehde mit den Grafen von Solms, deren Feste, Solmissa, unfern der Stadt lag und so ausgedehnt war, daß ihre Trümmer noch jetzt aus weiter Ferne in die Augen fallen. Gedenken wir nunmehr eines Ereignisses, welches uns durch die Sage erhalten geblieben ist.

Wie seine Vorfahren führte auch Graf Johannes von Solms schweren Krieg mit den Bürgern von Wetzlar, zog aber den Kürzern und mußte in seine Burg flüchten, die alsdann von Bürgerscharen umzingelt und hart belagert wurde. Monde vergingen darüber und auf der Burg stellte sich Not ein. Nicht nur das liebe Brot, auch Wasser fehlte, sodaß man Hunger und Durst zu leiden hatte.

Eines Abends sagte Johannes trüben Blickes zu seiner Frau: „Einen Ausweg finde ich nicht. Unsere Not ist so hoch gestiegen, daß wir uns, sobald der nächste Morgen graut, werden ergeben müssen. Dann werden sie Dich," setzte er seufzend hinzu, „in den Kerker werfen, und den Jammer werde ich nicht überleben!" „Lieber Johannes," entgegnete die beherzte Gräfin, „ich habe Eure mutigen Ausfälle und Eure Tapferkeit und Ausdauer lange bewundert, habe aber auch nicht überhört, was der fromme Burgkaplan uns in stillen Winterstunden beim traulichen Kamin

* Es ist im Jahre 1881 niedergelegt worden.

von den Thaten unſerer Vorfahren erzählt hat. Was in unſerer Lage Männerkraft vermag, iſt erprobt worden, wenngleich mit unglücklichem Ausgang. Nun iſt die Zeit gekommen, Frauenliſt anzuwenden!"

Nach reiflicher Überlegung ſandte ſie einen Herold zum Feinde mit der Botſchaft: „Graf Solms will ſich ergeben, jedoch nur in dem Falle, wenn Ihr ſeine Gemahlin ſamt ihrem Hunde frei abziehen laſſet. Er ſtellt nur noch die Nebenbedingung, daß beide mitnehmen dürfen, ſoviel ſie zu tragen vermögen."

Damit erklärten die Bürger ſich einverſtanden.

Morgens wurde das Thor geöffnet, und Gräfin und Hund traten heraus, um ihre Schritte zum Thale zu lenken. Die Frau trug den Grafen auf ihrem Rücken, der Hund aber war mit einem Säckchen beladen, welches ihre reichen Kleinodien enthielt.

Wohl ſtaunten die Feinde, waren jedoch zu wacker geſinnt, um Einſprache zu erheben, ließen ſie vielmehr ungefährdet abziehen und begnügten ſich damit, die Burg von Grund aus zu zerſtören. Wälle, Thürme und Zinnen wurden in Schutt verkehrt, nur eine Wand blieb ſtehen, welche bis auf den heutigen Tag „Burgſolms" genannt wird. Die That der Gräfin Luiſe aber blieb unvergeſſen.*

Der Bogenſchütze.

Lorch, 1800 E., liegt am Rhein und zu beiden Seiten des Wisperbaches, der hier mündet. Das Wisperthal mit ſeinen maleriſchen Felsgebilden teilt ſich eine halbe Stunde aufwärts wieder; durch das Seitenthälchen links gelangt man zur großartigen Ruine Sauerburg. Bei Lorch ſelbſt liegt dem Rheine zugekehrt an der Höhe die Ruine der Burg Fürſteneck, und über derſelben der ſteile

* Wir erinnern an die Weiber von Weinsberg und an die Weiber von Schorndorf.

Kedrich, ein Berg, welcher eine weite Aussicht gestattet. Man erblickt auf der andern (linken) Rheinseite etwas oberhalb am Vorsprunge des Sonwaldes die Ruine der Burg Soneck, welche 1282 vom Kaiser Rudolf von Habsburg zerstört worden ist. An diese Gegend auf der Grenze des Rheingaues knüpft sich folgende Sage:

Auf der Burg bei Lorch lebte im dreizehnten Jahrhundert einer der geschicktesten Bogenschützen seiner Zeit, Oswald von Fürsteneck. Auf der in der Nachbarschaft gegenüberliegenden Burg hatte sein Todfeind, Wilm von Soneck, sein Wesen und stellte dem von Fürsteneck so lange nach, bis es ihm einst abends, als Oswald in Begleitung eines einzigen Knechtes von Bingen zurückkam, gelang, ihn aus einem Hinterhalt zu überfallen und nach Soneck zu führen, wo der Unglückliche in einen tiefen Turm geworfen und sogar seines Augenlichtes beraubt wurde. Er ließ ihn nämlich mutwillig blenden, um den trefflichen Schützen aufs empfindlichste zu verhöhnen.

Auf Fürsteneck war die Rückkehr des Ritters vergeblich erwartet und dann angenommen worden, es hätten ihn Räuber erschlagen. Da aber weder sein Leichnam, noch die geringste Spur solcher Gewaltthat entdeckt wurde, so erwachte bei den Schloßbewohnern der Verdacht, welcher der Wahrheit näher kam, den man jedoch nicht laut werden ließ.

Oswalds einziger Sohn, Edwin, der am Hoflager zu Mainz den Waffendienst erlernt hatte, kehrte um diese Zeit auf die väterliche Burg zurück. Er kannte den Groll, den der Ritter von Soneck gegen seinen Vater hegte, und auch dessen Tücke genau, weshalb er die von den Schloßbewohnern vorgebrachte Vermutung, daß Verräterei im Spiele sei, für Gewißheit hielt und darüber sann, wie er eine Spur vom Schicksale seines Vaters zu entdecken vermöge.

Wie es in jenen Tagen bei edlen Jünglingen üblich war, hatte er sich fleißig in Saitenspiel und Gesang geübt. Darauf baute er den Plan zu einem allerdings gefahrdrohenden Unternehmen; er faßte den Entschluß, in der Verkleidung eines fahrenden Sängers in eigener Person auf Burg Soneck Kundschaft ein-

Digitized by Google

zuziehen. Die Zither auf dem Rücken und den Wanderstab in der Hand machte er sich auf den Weg dahin. Noch bevor er am Schlosse ankam, fesselte ein hoher und fester Turm, der die nördliche Seite desselben begrenzte, seine Aufmerksamkeit.

Unter einem Baume, der in dessen Nähe den Turm beschattete, saß ein junger Mensch mit seltsamer Kleidung und einem eigentümlich scheuen Blick, sodaß der fahrende Sänger, als er näher herzukam, ihn für einen Blödsinnigen zu halten geneigt war.

Schüchtern stand derselbe auf, trat an ihn heran, begrüßte ihn und fragte: „Warum blickt Ihr in einemfort den Turm an? Wißt Ihr's auch schon, daß es ein Käfig für Vögel ist, denen man die Schwungfedern ausgerissen hat?"

Ein Gefängnis?" fragte Edwin gespannt. —

„Wenn Ihr mir ein Lied singt, will ich's Euch sagen, doch dürft Ihr mich nicht verraten. Wilm ist ein sehr böser Mann und läßt mich manchmal bei Wasser und Brot einsperren."

„Ein Lied will ich Dir singen," entgegnete Edwin, indem er die Zither vom Rücken nahm, „und was Du mir anvertraust, werde ich als ein heiliges Geheimnis bewahren."

Nachdem er die Zither gestimmt hatte, begann er mit deren Begleitung eine rührende Melodie zu singen, welche auf den Zuhörer einen tiefen Eindruck machte. Trübe Erinnerungen schienen in diesem aufzudämmern, es perlten Thränen über seine Wangen, er ballte die Faust und machte Geberden, wie wenn er den Burgherrn bedrohen wolle.

Das Lied war zu Ende, die letzten Töne waren verklungen. Der Sänger wandte sich dem ergriffenen Hörer zu und bat: „Erzähle mir nun von dem Turme!"

Da warf der Blödsinnige schüchterne Blicke umher, als wolle er sich vergewissern, daß er nicht auf gefahrdrohende Weise belauscht werde, dann flüsterte er geheimnisvoll: „Vor kurzem sind dort ein paar Vögel eingesteckt worden, die ihre Freiheit eingebüßt haben. Ich habe zugesehen, wie sie in den Turm geschleppt worden sind, hielt mich aber im Versteck, denn sonst hätte man auch mich mit eingemauert. Einer ritt einen Schimmel und wird wohl der Herr gewesen sein, der andere ritt einen Rappen."

„Mein Vater!“ murmelte Edwin. „Wie soll ich ihn retten? Ziehe ich mit meinen Mannen vor die Burg, so bringe ich sein Leben in Gefahr. Nur durch List kann er befreit werden, aber wie?“

Seinen nächsten Zweck hatte er erreicht, verabschiedete sich still und ging beiseits, um weitere Entschließungen vorzubereiten, damit er zum Ziele gelange.

Am Waldessaume in der Nähe von Soneck lag eine Kapelle, neben welcher in einer Klause ein Eremit wohnte, der im Rufe großer Frömmigkeit stand. Fest davon überzeugt, daß dieser Mann Vertrauen verdiene, wandte Edwin sich an denselben und teilte ihm sein Geheimnis mit.

„Die Angelegenheit muß Gott anheim gestellt werden,“ sagte der fromme Einsiedler und forderte ihn zu einem gemeinschaftlichen Gebete auf, damit ihnen Licht darüber zuteil werde, was zu thun sei. Mit dem ihm gebotenen einfachen Mahle nahm der Sänger fürlieb, sie vereinigten sich zum Gebet, und er blieb beim Klausner über Nacht. Morgens hörte er ihn sagen: „Mir ist ein Gedanke gekommen, den mir gewiß Gott eingegeben hat. Frau von Soneck ist das gerade Gegenteil ihres Gemahls. Von Gottesfurcht geleitet übt sie Barmherzigkeit und will, was gut und vor Gott recht ist. Komme ich auf die Burg, so redet sie mit mir von ernsten Dingen, auch wendet sie mir beim Abschied allemal ein Geschenk zur Verteilung unter Notleidende zu, erweist sich mir also freundlich. Ihr will ich jetzt einen Besuch machen, der hoffentlich zum Segen gereicht.“

Während der Gang unternommen wurde, blieb Edwin mit ernsten Gedanken erfüllt in der Klause.

Bei seiner Rückkehr sagte der Einsiedler: „Die gute Frau ist untröstlich über die Ruchlosigkeit ihres Mannes. Auf morgen hat er wieder viele Ritter zu Gaste geladen, und sie weiß zum voraus, wie zügellos es dabei hergehen wird. Seid Ihr des gewiß, nicht erkannt zu werden, so mögt ihr immerhin aufs Schloß gehen, wo man beim Gelage den Sänger willkommen heißen wird. Dabei bietet sich wenigstens Gelegenheit dazu, die Beschaffenheit der Burg kennen zu lernen.“

Digitized by Google

„In die Umgebung des Erzbischofs wagt kein Raubritter zu kommen," entgegnete Edwin, „weil der hochwürdige Herr der geschworene Feind des Gesindels ist. Meine Züge werden also diesen Menschen fremd sein; ich gehe hin."

Sobald er am folgenden Tage die Halle der Burg betrat, aus welcher ihm von der zahlreichen Tischgesellschaft der wüste Lärm des Gelages entgegenschallte, wurde er von etlichen Gästen bemerkt und mit Jubel begrüßt. „Sing' uns ein Zechlied!" rief man ihm zu, und bei näherer Bezeichnung verlangte der eine ein noch wüsteres, als der andere. Doch es kam nicht dazu, der Wein hatte die Köpfe bereits zu sehr erhitzt, an allen Seiten der Tafel war man überlaut.

Edwin spitzte die Ohren und vernahm aus dem Lärm, wie der Ritter von Soneck von seinem Nachbar angeredet wurde: „Weißt Du schon, Wilm, daß man Dich im Verdacht hat, Du habest den Fürstenecker im Turm liegen?"

„Es ist nicht alles gelogen, was gesagt wird," wurde mit verschmitztem Blinzeln erwidert.

„Man behauptet sogar, Du habest ihn blenden lassen."

„Nun, was ist das denn? Ist's nicht dasselbe, ob eine Kerze ausgelöscht wird, oder von selbst erlischt? Sie brennt nicht mehr, das ist alles!"

„Wie schade ist's um seine Kunst!" ließ ein anderer Ritter verlauten. „Er war ein Meister im Bogenschießen!"

„Ich wette," fiel der erste ein, „auch blind verfehlt er das Ziel nicht, wenn ihm bemerklich gemacht wird, wo es sich befindet."

Der Sonecker sprang auf und rief: „Topp, die Wette nehm' ich an!" Dann gab er Befehl, den Gefangenen herbei zu holen.

Tief erschüttert hatte Edwin seines geblendeten Vaters schreckliches Los vernommen. Seiner selbst wurde nicht mehr gedacht, denn alle Zecher waren auf die Wette aufmerksam geworden und sahen mit wilder Freude und sichtlicher Spannung dem Ausgang entgegen. Nur ein Ritter, der Herr von der Sauerburg, machte eine Ausnahme. Er hatte in einem Gefechte das Unglück gehabt, ein Auge zu verlieren, voll Mitgefühl schüttelte er nun ernst sein graues Haupt.

Im Saale war es still geworden. Man hörte Kettengerassel, und aller Augen richteten sich der Thüre zu. Der Sänger aber hatte Mühe, seine Gemütsbewegung zu verbergen, damit er sich nicht verrate.

Vor der Saalthür wurden dem Gefangenen die Fesseln abgenommen, und bei seinem Eintritt redete der Sonecker ihn also an: „Ritter von Fürsteneck, hier sind mehrere Ritter anwesend, welche behaupten, Dein Bogen treffe noch ebenso sicher das Ziel, wie vordem. Wir wollen die Probe machen!"

Er reichte ihm Bogen und Pfeil, ergriff einen Becher und stellte ihn auf einen Seitentisch. Der Blinde, ein Bild des Jammers, hatte bis dahin geschwiegen und sich ruhig verhalten. Nun verriet er plötzlich Leben; es machte den Eindruck, als sei ein fester Entschluß in ihm gereift. Mit sicherer Hand spannte er den Bogen und legte den Pfeil auf.

„Ritter von Soneck," sagte er dann, „gieb mir ein Zeichen, wohin Du den Becher stellst."

„Hier!" rief der Sonecker und stellte den Becher auf die Tischplatte.

„Hier!" rief auch der Gefangene, sein Pfeil schwirrte und traf das Herz des Frevlers Soneck, der zusammensank.

Da erhob sich ein wüster Lärm, alle waren außer sich und einige der Wüstlinge wollten über den blinden Schützen herfallen.

Aber Edwin trat vor den Schützen hin, um ihn mit seinem Leibe zu decken. „Zurück!" rief er. „Nur über meine Leiche geht der Weg zu meinem Vater! Wenn ihr Ritter seid und auf Ehre haltet, so werdet ihr auch als Ritter handeln wollen. Nicht in offenem Kampfe ist mein Vater von Ritter Soneck besiegt, vielmehr unerwartet und heimtückisch mit Übermacht aus einem Hinterhalte niedergeworfen worden. Alsdann hat Soneck ihn gefangen gehalten und des edelsten Gutes, des Augenlichtes beraubt. Wer von euch als Verteidiger dieser Unthaten auftreten will, dem werde ich, wie's Rittern ziemt, mit meinem Schwerte Rede stehen!"

Bei dieser Anrede war die aufgeregte Menge stille geworden. Noch hielten alle ihre unsichern Blicke auf den wackern Jüngling gerichtet, als der Ritter von der Sauerburg vortrat und sagte:

Digitized by Google

„Des Fürsteneckers Sache mache ich zu der meinigen. Wehe dem, der dem wackern Jünglinge nur ein Haar krümmt! Wer ihn daran hindern will, seinen unglücklichen Vater in Freiheit zu setzen, der hat's mit mir zu thun!"

Von den Dienern über den Vorfall unterrichtet, betrat in diesem Augenblicke die Edelfrau die Schwelle der Halle. In dunklem Gewande und mit bleichem, ernsten Antlitz stand sie da und heftete ihr fragendes Auge von einem Ritter zum andern. Dann erhob sie ihre Stimme und bei ihrem Reden fühlte jeder heraus, wie tief ihr Herz von den Vorgängen durchbebt war. „Ein Gottesgericht," sprach sie, „hat hier gewaltet. Soneck ist mitten in seinen Sünden vom Tode ereilt worden. Nur Vergebung vermag ich für ihn zu erflehen. Nächst unserm Gott, der da barmherzig ist, sehe ich mich dabei an Euch, Edwin von Fürsteneck, gerichtet. Vergebet dem Toten seine Gewaltthaten und führt Euren armen Vater zurück nach seiner Burg. Ich will thun, was ich kann, um das geschehene Unrecht wieder gut zu machen. Kinderlos, wie ich bin, setze ich Euch zu meinem Erben ein."

Der Jüngling, welcher seinen Vater mit den Armen umschlungen hielt, entgegnete gerührt: „Wie vermöchte irdisches Gut den Verlust des Augenlichtes zu ersetzen! Was Ihr mir zugedacht habt, möget Ihr den Armen geben und dadurch die Fehltritte Eures Gatten sühnen! Fortan werde ich meines blinden Vaters Führer sein."

Der Pfeil.

Im „unmittelbaren Reichsland" Elsaß-Lothringen zerfällt ersteres in Nieder- und Oberelsaß. Westlich von Straßburg, bei Molsheim in der Nähe von Arolsheim, liegt das mächtige Felsenthor, der „Wasgenstein", an welchen sich die Walthariussage knüpft. Doch haben auch die Schlösser und Ruinen der Umgegend, welche meist im Gebirge liegen und von Waldungen rings um-

geben sind, einen reichen Sagenkreis. Eine dieser Ruinen zeigt in dem wohlerhaltenen Burgwappen einen Pfeil, über dessen Bedeutung die Sage folgenden Aufschluß giebt:

Die hohe Forderung, daß jeder Ritter das Herz auf seiner Zunge haben und edel sein müsse, ist alt und von manchem treu befolgt worden.

Im Wasgau liegen auf einem mit Eichen gekrönten Gipfel die Trümmer einer Burg, die ehemals der Stammsitz der Edlen von Sick war. Hier wohnte zur Zeit Albert von Sick, ein Mann gesetzten Alters, welcher sich ebensowohl durch Tapferkeit, als durch eine reiche Lebenserfahrung auszeichnete. Ein junger Ritter aus der Nachbarschaft, Walther von Than, war sein Freund und Waffenbruder. Bei den Römerzügen des Kaisers hatten sie einander in mancher Fehde treuen Beistand geleistet und hielten auch später zusammen. Albert, ein Mann mit lebendigem Geist und geradem und biederem Sinn, und der feurige Jüngling mit dem aufrichtigen und gefühlvollen Herzen paßten auch gut zusammen. Man sah nicht nur den einen nach des andern Burg reiten und mit dem Freunde verkehren, sie gingen auch gemeinsam auf die Jagd und trieben miteinander sich in den Wäldern des Gebirges umher.

Eines Tages verfolgten sie in dem Forste bei Walthers Burg ein Rudel Schwarzwild und hatten, jeder hinter einer Buche, nicht weit von einander ihren Stand genommen. Da schoß ein ungeheurer Eber auf Albert los und wurde von ihm mit dem Jagdspieße verwundet. Das erboste Tier aber erneuerte seinen Angriff, und dabei schien Alberts Lage dem Freunde so gefährlich, daß er glaubte Hilfe leisten zu müssen. Behende schnellte er deshalb seinen Pfeil vom Bogen auf des wütenden Ebers Kopf. Im gleichen Augenblicke aber warf sich Albert auf das verwundete Tier und wurde von dem Pfeile, der diesem bestimmt war, getroffen. Das Geschoß durchbohrte des edlen Ritters Brust, während der Eber entkam. Hastig sprang der erschrockene Freund herzu, suchte das Blut zu stillen und rief mit dem Hifthorn die übrigen Jäger herbei. Doch alle Hilfeleistung war vergeblich; der Unglückliche hauchte sein Leben aus.

Walther, obwohl völlig schuldlos, war untröstlich, mußte aber erleben, daß das beklagenswerte Unglück nicht von jedermann als solches genommen wurde; daß einige sogar darin eine Frevelthat erblicken wollten.

Sobald Kunz von Sick, der ältere Bruder des Gefallenen, ein jähzorniger Mann, vom Tode Alberts hörte, stieß er die ärgsten Flüche und Drohungen gegen Walther aus, weil er allen Ernstes annahm, es sei dabei Verrat im Spiele gewesen.

Als Walther dies vernahm, sagte er: „Ein schlimmes Verhängnis war's, das mich den edlen Freund treffen ließ, und was ich dafür leide, ist wahrlich eine harte Strafe. Doch meine Unvorsichtigkeit erheischt außerdem eine Sühne, das erkenne ich an. Deshalb erbiete ich mich gern zu einer Geldbuße. Beharrt aber der Ritter auf seinem Groll, so will ich mit Gott und meinem Recht nach Rittersitte einen ehrlichen Kampf in den Schranken bestehen." Dies ließ er dem Ritter in üblicher Weise kundthun.

Doch Kunz, welcher durch schändliche Verleumder aufgehetzt worden war und auf gutgesinnte Ratgeber nicht hören mochte, welche ihm Walthers Unschuld beteuerten, sagte: „Ich lasse mich auf nichts ein, werde aber Blutrache üben!"

Einige Tage später ritt Walther, nichts Schlimmes ahnend, durch das nahe Gehölz. Da hörte er plötzlich das Wort: „Mit gleicher Münze bezahlt!" und ein Pfeil fuhr aus dem Gebüsche, der jedoch statt seiner eine Tanne traf und darin stecken blieb.

Die Stimme des enteilenden Thäters hatte er recht wohl erkannt, zog den Pfeil ruhig aus dem Baume und ritt seines Weges. Abends aber fand er sich auf der Burg des Gegners Sick ein und ließ den Ritter um eine Unterredung bitten.

Auf dem Schlosse war eine zahlreiche Gesellschaft versammelt.

Der Schloßherr verließ dieselbe, und trat in den Vorsaal. Den Ritter von Than erblickend, stieg ihm der glühende Zorn in sein Antlitz. Doch Walther blieb ruhig, reichte ihm den Pfeil und sprach mild und freundlich: „Ihr werdet ihn erkennen. Ehr' ist edler als das Leben, sagt ein Sprichwort, welches ich für richtig halte. Hätte ich gewußt, daß Ihr Gesellschaft habt," setzte er

Digitized by Google

hinzu, „ich würde für meinen Gang eine andere Zeit gewählt haben. „Ich bin um der Sühne willen hergekommen."

Da wurde Kunz von Scham beschlichen darüber, daß er, von unbändiger Leidenschaft hingerissen, nicht nach Ritterſitte gehandelt hatte. Er ſagte: „Laßt das gut ſein, Herr Nachbar, kommt und ſeid heute mein Gaſt!"

Des Ritters Edelmut hatte ihn überwältigt. Freundlich führte er Walther, der ihm auch willig folgte, zum Mahle.

Bei ihrem Eintritt blickten die Gäſte überraſcht auf. Ein älterer Ritter aber, Sicks vertrauter Freund, wandte ſich an dieſen und ſprach: „Es ſcheint, ihr ſeid verſöhnt; und wär' es nicht, ich könnte wohl für ſeine Unſchuld Bürge ſein!" Viele andere Gäſte traten dem Ausſpruche bei und brachten dies auch deutlich zu Wort.

Die Folge war, daß der Hausherr vollends umgeſtimmt wurde und zum Nachbar ſagte: „Wohl! Es ſei! Mein Inneres ſagt es mir, daß Ihr zu edel ſeid, um eine ſolche Frevelthat mit Vorſatz zu verüben!"

Wie ernſt gemeint die ſo erfolgte Verſöhnung war, lehrte erſt die Zukunft. Denn als der wackere Walther eines Tages bei Sick erſchien und um die Hand ſeiner Tochter anhielt, welche er ſich zur Gemahlin erkoren hatte, wurde er keineswegs abgewieſen.

Doch immer noch ſchämte Ritter Kunz ſich ſeines früheren Argwohns und nahm als Sühne, als Zeichen ſeiner tiefen Reue einen Pfeil ins Wappen auf, wie dies noch gegenwärtig am Thore der Ruine zu ſehen iſt.

Frau Holle und der lahme Jakob.

Der Hundsrück iſt eine rauhe und waldige Hochebene, zwiſchen dem Rheine, der Moſel, der Saar und der Nahe gelegen. Im Weſten desſelben erheben ſich der Idarkopf und der Hochwald über 2000 Fuß empor. Der Schellenberg iſt niedriger, jedoch

immerhin auch eine hervorragende Höhe. Auf derselben, zwischen Haimbuchenthal und Winterbach, stand vor Zeiten ein Schloß, in dessen geräumigem Hofe ein großer und schöner Lindenbaum prangte. Von diesem ging folgende Sage:

„So lange der Lindenbaum auf dem Schloßhofe Schellenberg grünt, wird auch das Schloß stehen; fällt der Baum, so ist auch der Verfall des Schlosses sicher und sein Untergang unvermeidlich."

Die verhängnisvolle Sage war bekannt und wurde doch nicht gebührend beachtet. Einmal lebte droben ein Schloßherr, der zwei Söhne hatte. Der älteste war groß, schön und wohlgewachsen, sein Bruder aber war klein und unansehnlich. In früher Jugend hatte der jüngere das Unglück gehabt, ein Bein zu brechen, und dieses war nicht gut geheilt worden, sodaß er hinkte; man nannte ihn deshalb den krummen Jakob.

Als nun die Zeit kam, daß der alte Schloßherr sein Ende nahe fühlte, ließ er die beiden Söhne vor sein Bett kommen und übergab dem wohlgestalteten Erstgebornen das Schloß und seine volle Geldkiste. „Alles dies," sagte er dabei, „gehört euch zu gleichen Teilen," und verlangte von dem ältesten das Versprechen, daß er den Jakob bei sich behalte, ihm zeitlebens brüderlich begegnen und es ihm an nichts fehlen lassen wolle. Dies gelobte der so angeredete Sohn mit Hand und Mund, doch hielt er sein Versprechen keineswegs. Kaum war der Vater begraben und er im Schlosse zur Herrschaft gelangt, da behandelte er den Bruder schlecht und schlechter, ja wie einen niedrigen Tagelöhner.

Jakob durfte nicht mit am Tische essen, durfte nach einiger Zeit nicht einmal mehr die schönen Räume des väterlichen Schlosses betreten; er mußte im Pferdestalle schlafen, woselbst ihm im Winkel durch einen Bretterverschlag eine Lagerstätte eingerichtet wurde. Vom geizigen Bruder schlechter als ein Knecht behandelt, kam es sogar dahin, daß er mit den Hunden das Futter teilen mußte.

Das war dem lahmen Bruder, dessen Geduld bis dahin vorgehalten hatte, doch zu viel. Eines Tages ermannte er sich dazu vor den hartherzigen Schloßherrn hinzutreten und sein Erbteil zu

verlangen. „Ich will anderswo mein Glück verſuchen," ſetzte er hinzu.

Doch dieſer Schritt bekam ihm ſehr übel.

Der Bruder wurde zornig, gab ihm nicht nur keinen Heller von ſeinem Erbe heraus, er ſagte ſogar, er könne froh ſein, daß er das Leben habe. Ja, als Jakob ihm widerſprach und ſein Recht geltend machte, jagte er ihn zum Schloſſe hinaus, wie man einen fremden und mißliebigen Hund fortjagt.

Traurig ging der Lahme in den Wald, ſchritt mit dem Gefühle gänzlichen Verlaſſenſeins im Gemüte bergauf, bergab und gelangte im Thale an eine Stelle, woſelbſt ein altes verfallenes Kirchlein bis auf dieſen Tag erhalten worden iſt. Als der arme Jakob herniederkam, brach der Abend herein. Er ſetzte ſich unter einen Baum, ſtützte den Kopf auf eine ſeiner Hände und weinte bitterlich. Und ſiehe, über dem Weinen milderte ſich ſein Herzeleid einigermaßen, ſodaß er wieder Mut faßte, die Augen aufſchlug und aufſtehen und weitergehen wollte.

Da bemerkte er, daß ihm gerade gegenüber auf einem Steine eine alte Frau mit runzeligem Geſicht und grauen Haaren ſaß. Sie hatte ein Spinnrad vor ſich und war am Spinnen. Dabei nickte ſie fort und fort, ſowie ſie mit dem Fuße trat, um das Rad zu drehen, auch mit dem Kopfe. Er dachte gleich: „Das könnte wohl die Frau Holle ſein," denn er hatte von ihr gehört. Als die Alte ſah, daß er ſie erblickt hatte, hemmte ſie ihr Spinnrad und fragte ihn: „Warum biſt Du denn ſo traurig?"

Er, der unterdes aufgeſtanden war, antwortete: „Ich rede nicht gerne davon." Wirklich errötete er vor Scham über das Benehmen ſeines Bruders und mochte es nicht zur Sprache bringen. Er fügte, die Frau betrübt anblickend, hinzu: „Ihr könnt mir doch nicht helfen, Frau."

Sie ſah liebevoll zu ihm herüber und entgegnete: „Ich kenne Dich wohl. Du biſt der krumme Jakob aus dem Schloß. Dein Bruder behandelt Dich gar übel, ich aber will Dir wohl und kann Dir, wenn Du mir Vertrauen ſchenken willſt, auch helfen."

Bei ſolcher teilnahmvollen Anrede ging dem armen Jakob das Herz auf, denn ſeit dem Tode ſeines Vaters war ihm noch

niemals ſo freundlich zugeredet worden. Er klagte ihr ſein Leid bis ins einzelne und ſagte dann: „Daß ich wie ein elender Bettler aus dem väterlichen Schloſſe fortgejagt worden bin, hat meinen Jammer voll gemacht!“

Nachdem ihn die freundliche Alte noch eine Weile mit milden Worten getröſtet hatte, die wie Balſam ſein Herzweh labten, ſagte ſie: „Komm nun mit mir, Du armer verlaſſener Jakob. Ich werde für Dich ſorgen, wie eine Mutter für ihr Kind ſorgt, und nach drei Jahren wollen wir bei Deinem Bruder vorſprechen, vielleicht reut es ihn bis dahin, was er an Dir geſündigt hat, ſodaß Du noch zu Deinem rechtmäßigen Eigentum gelangſt.“

Jakob ließ ſich bereitfinden, bei ihr zu bleiben, und ging mit in ihr Häuschen, wo ſich alles vorfand, was er zum Lebensunterhalt bedurfte. Dort gab es auch Arbeit für ihn, die er, obwohl er lahm war, recht wohl zu thun vermochte und pünktlich beſorgte. Regelmäßig begoß er ihren Rosmarinſtock, fütterte ihre Katze und bebaute ihr Flachsfeld. Als der Winter kam, ſchnitt er Schiffsſtangen für die Schiffer und Pfahlſtecken für die Weinbergsbauern. Beim Herannahen des Frühlings brachte er dieſe Pfähle an den Rhein zum Verkauf. Doch ließ Frau Holle ihn dann nicht allein gehen. Wie er, wußte auch ſie das Werk ihrer Hände zu Geld zu machen. Wenn ſie ſich nun zuſammen auf den Weg machten, trug ſie ihren Huckelkorb, in welchen ſie das geſponnene Garn gepackt hatte, auf dem Rücken und den Spinnrocken als Gehſtock in der Hand. Wurden unterwegs dem gebrechlichen Jakob die Stecken und Stangen zu ſchwer, ſo nahm ſie ihm die Laſt ab und warf ſie mit einer Leichtigkeit auf den Huckelkorb, als wenn ſie von Stroh und nicht von Holz geweſen wären. An einer Stelle des Weges, wo ein Steinblock es ihr leicht machte, den Huckelkorb aufzuſtellen, um ein wenig auszuſchnaufen und ihren Gliedern Ruhe zu gönnen, wurde jedesmal Raſt gehalten. Noch iſt dieſer Stein zwiſchen Haßloch und Faulbach am Wege zu ſehen. Die vier Löcher oben an der Stelle, wo ihr Huckelkorb mit ſeinen hervorragenden Eckpfoſten geſtanden hat, machen ihn kenntlich. Bei der alten Frau hatte es der Lahme recht gut, und ſie lebten fortwährend einträchtig und vergnügt beiſammen. Auch lehrte ſie ihn nach und nach

alle Bauernarbeiten, ſodaß er für einen tüchtigen Bauernſohn hätte gelten können.

Als nun die drei Jahre um waren, gedachte Frau Holle ihres Wortes und ſagte zu ihm: „Heute wollen wir zu Deinem Bruder gehen!“ Dazu machte ſie denn auch ungeſäumt Anſtalten, nahm ihren Huckelkorb auf den Rücken und den Spinnrocken zur Hand, und Jakob ging, voll froher Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, an ihrer Seite.

Auf dem Schloßhofe fanden ſie ſeinen Bruder im Schatten der Linde ſitzen. Unzählige Blüten des ſtattlichen Baumes verbreiteten lieblichen Duft, ſummende Bienen umſchwärmten die ſüß duftenden Blüten und in den Zweigen desſelben erſchallte fröhlicher Vogelgeſang.

„Ei, wie ſchön!“ rief Jakob unwillkürlich aus, als ſie in den herrlichen Raum eintraten, in welchem er einſt geſpielt hatte.

Die Beiden traten dem Schloßherrn näher und wurden alsbald mit barſchem Tone von ihm angefahren: „Was wollt ihr?“

Da nahm Frau Holle für den ſchüchtern zurücktretenden Jakob das Wort und ſagte: „Dein Bruder ſteht vor Dir und will haben, was ihm gebührt.“

Voll Zorn machte der Angeredete ſich Luft durch einen ſchweren Fluch und drohte dann: „Wenn ihr nicht gleich geht, ſo reiß' ich Dir den alten wackeligen Kopf herunter und ſchlage dem Krummen auch das gerade Bein noch lahm!“

Das war doch zu viel und brachte auch Frau Holle in Zorn. Sie nahm ihren Spinnrocken und ſtieß ihn in den Stamm der blühenden Linde. Da flogen alsbald alle Vögel ängſtlich davon, das Geſumme der Bienen verſtummte; der Baum aber begann zu zittern von der Wurzel bis zum Gipfel, ſein Saft träufelte auf den Boden nieder, ſodaß Stamm, Äſte und Zweige im Nu verdorrten und die verwelkten gelben Blätter raſchelnd auf den Boden fielen.

Alsdann richtete ſich Frau Holle hoch empor und redete den Schloßherrn mit durchdringender Stimme alſo an: „Du gottloſer Böſewicht! Siehe an dem Lindenbaume, wie es Dir ergehen wird! Deine Friſt iſt abgelaufen! Du wirſt es inne werden, daß, wer Wind ſät, Sturm erntet!“

Digitized by Google

Nach dieſen ernſten Worten verließ ſie mit Jakob den Schloßhof. — Der Schloßherr aber ließ hinter ihnen her ein höhniſches Gelächter erſchallen.

Still und ernſt zogen die Beiden wieder ihre Straße zum einfachen Häuslein, nicht wenig betrübt darüber, daß der Schloßherr bei ſeiner Ungerechtigkeit beharrte.

Der ernſte Ausſpruch ging buchſtäblich und weit früher, als man hätte erwarten ſollen, in Erfüllung, denn das Schloß verfiel faſt zuſehends. So oft es ſtürmte, bröckelte bald hier, bald dort etwas auseinander und ſtürzte zuſammen, das eine Mal war's ein Türmchen, ein andermal ein Turm oder eine alte Mauer. Und was zuſammenfiel, wurde nicht wieder aufgebaut, weil der Burgherr aus Geiz die Koſten ſcheute. Daß der Regen die zerbröckelten Steine wegſchwemmte, beachtete der gleichgiltige Mann nicht, ſondern ließ das Schloß verkommen.

Endlich mochte kein Menſch mehr bei ihm im Schloſſe bleiben, weder Diener, noch Dienerinnen. Dem Geizhalſe blieb nichts übrig, als ſich ſelbſt zu bedienen. Seine Geldkiſte, von welcher er ſich durchaus nicht trennen mochte, ließ er von ein paar Schloſſern in den Keller bringen und ſchlug dort ſeine Wohnung auf, um in einem trocknen Raume zu ſein und ſeinen Reichtum Tag und Nacht behüten zu können.

Nun nahm das Verkommen des Schloſſes einen immer ſchnelleren Verlauf. Zuletzt war vom Ganzen faſt nichts mehr übrig, als verfallene Mauern, der Keller und der verdorrte Lindenbaum nahe vor dem Eingange desſelben.

Da geſchah es auf Martinstag, daß um Mitternacht ein gewaltiger Sturm auch die Linde umwarf. Sie ſtürzte ſo zu Boden, daß ſie gerade auf die ſchrägeliegende Kellerthüre fiel und durch ihr Gewicht den Ausgang verſperrte. Mochte der Hausherr unten ſich mit allen Kräften gegen die Thüre ſtemmen, er brachte ſie nicht auf. Auch wurde ſein klägliches Schreien von keinem gehört, weil niemand in der Nähe war. So mußte er Hungers ſterben, erkannte aber noch vor ſeinem Tode, wie weh es thut, vergeblich nach Hilfe zu verlangen und keinen Ausweg aus dem Jammer zu finden. Wie ein lebendig Begrabener mußte er elendiglich um-

kommen. Am Tage nach seinem Tode kam Frau Holle wieder mit Jakob auf den Schloßhof. Sie schob den Lindenbaum bei Seite, öffnete den Keller, trat zur Kiste und brachte das Geld in zwei gleiche Teile. Die eine Hälfte ließ sie liegen, mit der andern stieg sie die Treppe hinauf, um sie dem lahmen Jakob zu überbringen.

Kaum war sie aus dem Keller getreten, als auch dieser zusammenstürzte, wie die Weissagung es längst vorher gesagt hatte.

Daheim erhielt Jakob sein Geld und Frau Holle sagte: „Nun hat jeder Erbe das seine. Den Edelmann wirst Du Dir aber wohl aus dem Sinne schlagen müssen. Nimm Dein ererbtes Vermögen und werde Bauer, so wirst Du Dein volles Genüge haben. Ich, Deine Ratgeberin, muß Dich nun verlassen."

Nach diesen Worten nahm sie herzlich Abschied von ihm. — Mit seinem Gelde erwarb Jakob einen Bauerhof bei Altenbuch auf dem Hundsrück, hatte später Frau und Kinder und viele Knechte und Mägde, wußte auch allem wohl vorzustehen. Als ihm schon bald nach der Verabschiedung der Frau Holle sein erster Sohn geboren wurde, und er's den Nachbarsleuten ansagen ließ, kam ihm der Gedanke, der guten Frau Holle das freudige Ereignis persönlich zu vermelden. Seine junge Frau, welcher er von seiner Wohlthäterin viel erzählt hatte, bestärkte ihn darin, und er machte sich auch auf den Weg, aber sein Suchen war vergeblich, er konnte ihr Häuschen nicht finden, nur die Stelle, wo er sie zuerst gesehen hatte. Erst gegen Abend, als man die Lichter anzündete, gelangte er wieder in seinen Hof zurück.

Jakob ist als alter Mann gestorben, aber der Hof besteht noch, und der heutige Besitzer ist unter dem Namen Hundsrücker-Philipp bekannt. Von dem Schloß aber sind nur Trümmer übrig geblieben.

Der Treuenfels.

Wer vom Rheine aus ins Siebengebirge vordringt, gelangt, falls er den rechten Weg einschlägt, zu einem unwegsamen, wilden Thale und sieht auf einer steilen Felsenwand die Überreste eines alten Gemäuers, welches nur wenig aus Gras und Brombeersträuchern hervorragt. Tritt er demselben näher, so findet er einen geborstenen Grabstein, auf welchem der Name Liba deutlich zu lesen ist, wogegen von der übrigen Schrift nur halbverwischte Züge zu erkennen sind. „Der Treuenfels" wird die Thalwand genannt, und die Kapelle, welche vordem da gestanden hat, war dem Andenken der dort verstorbenen treuen Jungfrau geweiht. Die Sage berichtet darüber folgendes:

Liba war die Tochter Balthers, eines bejahrten Ritters, welcher seine Frau verloren hatte und außer ihr kein Kind besaß. Sie war schön und so fromm, daß sich keine andere Jungfrau mit ihr vergleichen mochte. Um ihre Hand warben viele edle Ritter, ihr Vater aber hatte sie bereits dem wackeren Schott von Grünstein zugesagt, wogegen Liba auch keine Einwendung machte, weil der Jüngling edel von Gestalt und Sitte war, auch sich als mannhaft, bieder und fromm bewährt hatte. Von dem schweren Geschick, welches den Verlobten bevorstand, ahnten beide nichts.

Der alte Balther war Dienstmann des strengen Erzbischofs Engelbert von Köln, hegte aber einen tiefen Groll gegen diesen Fürsten, der entschieden die Überhebung der Ritter mißbilligte und das Bürgertum gegen Gewaltthaten in Schutz nahm.

Als nun eines Tages einige benachbarte Ritter bei Balther zu Besuch waren und eine feindliche Gesinnung gegen den auch ihnen lange verhaßten Engelbert kundgaben, sagte Balther ingrimmig: „Wär' ich noch bei Kräften wie in früheren Tagen, ich würde wahrlich seinen Übermut nicht dulden, da er nichts Geringe-

res anſtrebt, als unſere Rechte niederzudrücken; ich würde mir eine geringachtende Behandlung nimmermehr gefallen laſſen!"

Ihm wurde entgegnet: „Gegen den Allgewaltigen vermögen wir nichts auszurichten!"

Das ließ er jedoch nicht gelten, ergriff einen Becher, der vor ihm ſtand, und rief: „Auf Rache gegen unſern Erzfeind! — Wer von euch keine feige Memme iſt, wird mich verſtehen!" ſetzte er hinzu und leerte den Becher. Und die Ritter widerſtanden ſeiner Aufforderung nicht, alle ſchwuren, an Engelbert Rache zu nehmen. Lange ließ die Ausführung nicht auf ſich warten, und Engelbert verlor dabei ſein Leben. Die Thäter und ihre Mitſchuldigen aber ließ der Nachfolger Engelberts, Heinrich von Molenark, ergreifen und hart beſtrafen. „Balthers, des Anſtifters, Burg," ſo lautete der Spruch gegen ihn, „ſoll mit allem, was ſie enthält, verbrannt werden."

In einer finſtern und ſtürmiſchen Nacht, als alles in tiefem Schlafe lag, umzingelte ein Heerhaufe das Schloß, drang auch geräuſchlos ſoweit vor, daß es gelang, dasſelbe anzuzünden. Nur Liba wachte auf und ſtürzte in leichter Nachtkleidung und mit fliegenden Haaren in des Vaters Gemach. Durch ihr Jammergeſchrei erweckt war ſchon ſein erſter Schrecken groß. Leider überzeugte er ſich bald davon, daß die Burg bereits an allen Ecken brannte und jeder Ausweg verſperrt war. Da überfiel ihn eine dumpfe Betäubung. Zu ſprechen vermochte er nicht, ſeiner bemächtigte ſich Verzweiflung, und er griff zum Schwerte, um ſich das Leben zu nehmen. Liba verhinderte es, indem ſie ſagte: „Der unterirdiſche Gang bietet uns ja Rettung! Nur ſchnell!" fügte ſie hinzu und zog den Vater mit ſich fort.

Doch als ſie zur Treppe gelangten, ſchlugen ihnen ſchon die Flammen entgegen. Liba blieb verſchont, dem Vater aber wurden die Haare und Augenbrauen verſengt. Allerdings entrückte der dunkle Gang, durch welchen ſie vorwärts tappten, ſie der augenblicklichen Lebensgefahr. Doch weit zog er ſich hin und endete in einer Bergſchlucht, woſelbſt ein dichtes Geſträuch den Ausgang verbarg. Hier ſanken die beiden Ermatteten in Schlummer, und erſt das Gezwitſcher der Vögel erweckte ſie wieder.

Beim Öffnen ihrer Augen dachte Liba: „Was nun? Weiter ziehen? Dann werden wir ergriffen, denn auf unser Leben war's abgesehen. Hier im Verborgenen bleiben? Das wäre gefahrlos. Aber wie unser Leben fristen?"

Sie brach wilde Beeren von den nahen Sträuchern, um sich zu erquicken, der Vater aber klagte: „Meine Augen haben gelitten und verursachen mir heftige Schmerzen, auch leide ich schrecklichen Durst und lechze nach einem Trunke Wasser. Da wagte sich die Jungfrau schüchtern aus dem Gestrüppe vor, suchte und fand in der Nähe eine kleine klare Quelle, machte aus Baumrinde eine Schale, füllte sie mit Wasser und brachte dies dem durstigen Vater.

Bis zur Abenddämmerung verweilten sie im Versteck. Dann sagte der Vater: „Laß uns weiter ins Gebirge vordringen, wo sich eine mir bekannte geräumige Höhle vorfindet." Es geschah, und sie gelangten an den Fuß der Felswand, auf welcher gegenwärtig die Trümmer der Kapelle sich befinden. „Hier laß uns bleiben," sagte er, und Liba fügte hinzu: „Hierher wird sich selten jemand verirren, weil der Platz weit entlegen ist."

„Was soll aus uns werden?" seufzte der Vater in tiefer Betrübnis. Doch sie entgegnete: „Wir sind in Gottes Hand; er wird uns schützen und versorgen!"

In der Höhle blieben sie einige Wochen und nährten sich von Wurzeln und Beeren, welche Liba zu finden wußte. Aber Balthers Augenübel verschlimmerte sich mit jedem Tage; er wurde zuletzt völlig blind. Doch das Sprichwort sagt mit Recht: „Besser blind an den Augen, als blind am Gemüt." So schwer es auch zu tragen war, er schickte sich darein, erwies sich geduldig und sagte: „Ich danke Gott, daß er mir noch Frist vergönnt, mein Unrecht zu büßen, denn ich habe mich schwer versündigt." Um so bitterer reuete es ihn, daß durch seine Schuld auch seiner geliebten Tochter Lebensglück untergraben war. Ihre Lage in der unwirtbaren Gegend wurde mit jedem Tage drückender, denn die Lebensmittel nahmen mehr und mehr ab, sodaß Liba sich schon eine weite Strecke entfernen mußte, wenn ihr aus Binsen geflochtenes Körbchen mit Wurzeln und Beeren gefüllt werden sollte.

Da geschah es eines Tages, daß sie auf ihrer Wanderung

Digitized by Google

einen Jäger erblickte, der in einiger Entfernung unter einem Baume saß und sein Haupt mit der Hand stützte, wie wenn Trauergedanken sein Herz bewegten. Neben ihm steckte sein Jagdspieß in der Erde und zu seinen Füßen ruhete eine weiße Dogge. Liba, welche in ihm ihren Verlobten erkannte, streckte unwillkürlich ihre Arme nach ihm aus und wollte ihn bei seinem Namen rufen. Doch das Wort erstarb auf ihren Lippen. Ihre ausgestreckten Hände ließ sie sinken, denn der Gedanke: „Wie dürfte ich ihn in unser schweres Verhängnis ziehen?“ erfüllte sie mit Schrecken. „Er würde uns zu sich auf seine Burg nehmen und dadurch, wie wir, in die Acht erklärt werden. Dann hätt' ich noch ein Leiden mehr und zudem den Vorwurf auf dem Herzen, dies verschuldet zu haben. Ihm muß jede Gefahr fern gehalten werden!“

Von solchen Gedanken plötzlich befallen, faßte sie den Entschluß, fern zu bleiben und jegliche Kundgebung zurückzuhalten. Sie wandte sich zur Höhle zurück und dankte Gott, daß er ihr Stärke dazu verliehen, sich zu überwinden.

Aus Schonung für ihren blinden Vater sagte sie diesem nichts, fand aber, daß eine große Veränderung mit dem alten Manne vorgegangen war. Er war bei weitem ruhiger, als sie ihn verlassen hatte. Sein Gemüt hatte lange gerungen, war aber nun mit Gott versöhnt. Er erfaßte ihre Hand und sagte mit weicher Stimme: „Es büßt sich alles selbst, doch der Blindheit Nacht schärft das innere Auge. In diesen Tagen ist mir's zum Bewußtsein gekommen, wie wahr die Sprichwörter sagen: „Sich selbst erkennen ist Weisheit, sein selbst vergessen — Thorheit.“ Und dann: „Ein edles Gemüt rächt sich nicht.“ Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Liebes Kind! Heute ist mir so leicht ums Herz wie lange nicht, und es würde mir noch leichter werden, wenn ich nur einen Augenblick den blauen Himmel sehen könnte. Er ist wohl ganz heiter?“

„Allerdings ist er,“ antwortete sie, „bis auf eine schwarze Wolke, die vorüber zu ziehen scheint, rein blau, lieber Vater.“

„Wenn Du mich in die Sonne führen könntest, das wäre mir lieb, denn an ihren belebenden Strahlen möcht' ich mich wieder einmal wärmen.“ So der Vater, und die Tochter sah sich nach

allen Seiten um und sagte dann: „In diese Thalschlucht fallen die Sonnenstrahlen nicht, doch am Bergabhange führt ein gangbarer Fußpfad hinauf. Ich will Euch auf die Höhe zu einem bemoosten Steine führen.“ Sie stützte ihn, und beide gelangten ungefährdet auf den Berggipfel, wo der Greis sich auf einen dürren Eichstamm niederließ und von der Sonnenwärme erquickt wurde. Nach einer Weile rief er aus: „Liba, ich sehe den Himmel!“

„Ihr seht wieder, lieber Vater?“ jauchzte Liba auf.

„Nicht mit den leiblichen Augen, mein Kind, aber in mir glänzt ein Himmel, völlig ungetrübt!“

Da warf sich die Tochter auf die Knie nieder und sprach: „Dank Dir, Vater im Himmel! Bei Dir ist Versöhnung und Gnade!“

Balther faltete die Hände und sprach: „Amen!“

Da zuckte ein Blitzstrahl, es rollte der Donner mächtig ins Thal, und getroffen lagen beide, der Greis und die Tochter, am Boden.

Ritter Schott von Grünstein hatte den Strahl niederfahren sehen und kam herzu, die Spuren zu erblicken, welche er hinterlassen. Auf der Anhöhe fand er seine Verlobte und den Greis, beide leblos, und wurde vom tiefsten Schmerz ergriffen.

Droben wurden sie begraben und neben dem Grabe eine Kapelle erbaut. Der Felsen aber erhielt den Namen „Treuenfels.“

Der Rattenfänger von Hameln.

Die preußische Stadt Hameln (über 11 000 E.) am rechten Ufer der Weser, die hier durch einen Werder geteilt ist, hat ihren Namen von dem Flüßchen Hamel, welches um die Stadt und bei der Thinmühle in den Strom fließt. Die Hameln mit dem linken Weserufer verbindende Kettenbrücke ist 256 m lang. Sie gewährt einen herrlichen Blick in das Stromthal, sowohl auf- als nieder-

Digitized by Google

wärts. Auf dem Klütberge, Hameln gegenüber, ſind ſchöne Anlagen. Die Stadt war zur Zeit Mitglied der Hanſa und bis 1806 Feſtung. In Hameln ſind viele Fabriken. Dieſen und dem Handel kommt die Weſer-Schifffahrt ſehr zu ſtatten. Von Hameln wird folgende Sage erzählt:

In der Stadt Hameln wimmelte es 1284 ſo von Ratten und Mäuſen, daß alle Nachſtellungen der Bürger ohne Erfolg blieben und ſie keinen Rat mehr wußten, ſich vor dieſem Ungeziefer zu ſchützen und noch viel weniger, es zu beſeitigen.

Da ließ ſich eines Tages ein wunderlicher fremder Mann ſehen, der einen vielfarbigen bunten Rock trug und ſich Bundting nannte. Er gab ſich für einen Rattenfänger aus und verſprach den Leuten, gegen ein gewiſſes Geld die ganze Stadt von allen Ratten und Mäuſen zu befreien. Mit Freuden gingen die Bürger darauf ein und verſprachen ihm dafür einen beſtimmten Lohn. Am nächſten Morgen ſah man den Rattenfänger wieder durchs Stadtthor kommen. Er zog ein Pfeifchen aus der Taſche, blies darauf und durchſchritt munter die Straßen. Es mußte wohl ein Wunderpfeifchen ſein, denn auf ſeinen Ton kamen alle Ratten und Mäuſe aus ihren Löchern hervor, ſtürzten und ſprangen wie toll aus Küchen und Kellern, ſogar von den Speichern und wo ſie ſonſt nur ſtecken mochten, auf die Straße hinaus und liefen in einem langen und wimmelnden Zuge dem geſchäftigen Pfeifer nach. Der Mann zog Gaſſ' auf, Gaſſ' ab zum Weſerthore hinaus, immer noch pfeifend, ſchürzte ſich am Ufer behende auf und lief ins Waſſer, wohin ihm die Ratten und Mäuſe alle folgten und elendiglich ertranken.

Die Bürger der Stadt nannten ihn einen Allerweltskerl. Doch mochten ſie den merkwürdigen Zug auch mit Freuden, ja mit Jubel geſehen haben, ihre Nachfreude war noch größer. Sie waren mit einem Schlage ihre Plage los und atmeten wieder auf. Nur eins war bitter dabei, daß ſie die ausbedungene Summe noch bezahlen ſollten. Wie widerwärtig ihnen dies war, merkte man an ihren Reden. Allerlei Ausflüchte wurden vorgebracht, von Worthalten ſprach aber niemand. „Er hat ſich's gar leicht gemacht und die Plagegeiſter ohne ſonderliche Mühe erſäuft," ſagte

der eine, und ein anderer meinte: „Warum ſollte er ſich nicht mit einer geringeren Summe abfinden laſſen? Iſt's ihm doch ſo leicht geworden!" In dieſem Sinne redeten auch die Ratsherren mit dem Rattenfänger, der ſein Geld verlangte. Sie boten ihm rundweg die Hälfte an.

„Die Hälfte?" fuhr er auf und berief ſich auf ſein gutes Recht. In ſeinem Zorn redete er ſogar von Treuloſigkeit ihrerſeits, verſchmähte das ihm angebotene Geld, verließ erbittert die Ratsverſammlung und ging mit feſten Schritten und voll Grimm zur Stadt hinaus.

Die Bürger aber lachten ſich in's Fäuſtchen, ſahen ihn mit Freuden ſcheiden und ſprachen mit vergnügten Geſichtern: „Ratten und Mäuſe, ſogar den Rattenfänger ſind wir los, unſer Geld aber iſt uns geblieben!" Und die ſich für beſonders klug hielten, fügten noch hinzu: „Wie dumm war's von ihm, daß er das ihm angebotene ſchöne Geld nicht annahm!"

Aber „aller Tage Abend war noch nicht gekommen," wie das Sprichwort ſagt, und das will ſagen: erledigt war die Sache nicht.

Frühmorgens am Johannistage, dem 24. Juni, als die Leute eben zur Kirche gegangen waren, fand ſich der Rattenfänger wieder ein. Diesmal trug er das Kleid eines Jägers, einen brandroten Mantel und einen wunderlichen roten Hut und blickte mit wildem Angeſichte nach allen Seiten umher, als ſuche er etwas. Sein Pfeifchen hielt er in der Hand, und als er nun zu blaſen begann, hatte der wunderbare Schall wohl ähnliche, aber doch auch wieder ganz andere Folgen als vormals. Aus allen Häuſern kamen alsbald Kinder, Knaben und Mägdlein von vier Jahren und darüber, hergelaufen. In dichten Scharen folgten ſie ihm zum Oſterthore hinaus nach dem Koppelberge, wo er mit ihnen verſchwand. Ein Dienſtmädchen, welches ein kleines Kind tragend von ferne folgte, ſah, wie der Berg ſich öffnete, ſie alle aufnahm und ſich hinter ihnen wieder ſchloß. Das Mädchen kehrte in die Stadt zurück, fand, daß die Leute derweil aus der Kirche gekommen waren und erzählte, was geſchehen war. Eltern aus allen Straßen eilten nun hinaus und ſuchten mit betrübten Herzen ihre Kinder. Doch kein einziges wurde wiedergefunden. In Jammer

Digitized by Google

und Wehklagen schwand der Tag dahin, denn alles Suchen nach den Verlorenen, alles Rufen und Händeringen der Mütter war vergeblich, einhundertdreiunddreißig Kinder waren dem Spielmann gefolgt und kehrten nimmer wieder nach Hameln zurück.

Da bedauerten es alle Eltern bitter, daß die Ratsherren dem Manne ihr Versprechen nicht gehalten hatten, und der früheren Reden gedenkend, sagten sie nun seufzend: „Alles läßt sich sagen, doch Recht war's nicht, daß wir ihm nicht Wort hielten."

Fortan blieb die Straße, durch welche die Kinder zum Thore hinaus gegangen waren, still und öde. Kein fröhlicher Klang durfte in ihr ertönen, und wenn eine Braut mit Musik zur Kirche begleitet wurde, was in Hameln Sitte war, mußten die Spielleute still einherschreiten, bis sie auf die folgende Straße kamen. Draußen am Berge aber, wo die Kinder verschwunden waren, ließen die Bürger zwei Grabkreuze aufrichten, eins für die Knaben, eins für die Mädchen. Auch ließen sie die Begebenheit in ihr Stadtbuch eintragen, und im Jahre 1572 ist die Geschichte in bunter Glasmalerei auf den Kirchenfenstern bildlich dargestellt worden und trägt eine bezeichnende Überschrift, sodaß sie sich für die kommenden Geschlechter erhalten hat.

Woher der Rattenfänger, der solche Rache für die Untreue und Habsucht der Eltern genommen hat, gekommen und wohin er gezogen ist, weiß niemand, doch sagen die Leute, die Kinder wären in eine Höhle geführt worden und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

Der Blumenstein zu Rotenburg.

Auf dem Blumenstein bei Rotenburg an der Fulda in der Provinz Hessen prangte zur Zeit ein festes Raubschloß, dessen Bewohner mit den Rittern auf der nahen Hornungskuppe in engem Bündnis standen, sodaß sie bei ihren Raubzügen einander aushalfen. Wenn nun ein Nachbar des andern Unterstützung bedurfte,

Digitized by Google

ſo bediente er ſich eines Sprachrohres, rief ihn dadurch an und verließ ſich auf das richtige Eintreffen der Hilfe. Dies Zuſammenhalten machte die beiden Raubritter beſonders gefürchtet, und ſobald die Bewohner im Thale den Ton des Sprachrohres hörten, wußten ſie allemal, daß Greuel verübt wurden. Am meiſten aber zitterte jedermann in der Gegend vor den Rittern von Blumenſtein, denn die trieben's ſo arg, daß die Leute ſagten, ſie ſtänden mit dem Böſen im Bunde und vergriffen ſich nicht nur an Eigentum, auch an Menſchen. Darauf bezieht ſich folgende Erzählung:

In dem Dorfe Höhnebach bei Rotenburg ſaßen eines Abends die Mägde in der Spinnſtube beiſammen. Gegen Mitternacht kamen ſie auf die gefürchteten Ritter vom Blumenſtein zu ſprechen. Einige erzählten Greuel, welche von denſelben verübt worden wären, andere nannten's Übertreibung und behaupteten, ſo arg, als es gemacht werde, wär' es jedenfalls nicht mit ihrem Wüſtthun. Noch andere berührten den Hauptpunkt, ſie ſagten mit geheimnisvoller Scheu: „Die Blumenſteiner ſtehen mit dem Böſen im Bunde," und verrieten dabei nicht geringe Furcht, ja eine der Mägde rückte ihrer Nachbarin ängſtlich näher und flüſterte: „Mir kommt das Gruſeln an!"

Das hörte eine kecke Dirne und ſagte: „Ihr ſeid doch auch gar zu bange! Ei was, „mit dem Böſen im Bunde," das ſind Ammenmärchen! Wer wollte ſich denn ſo leicht ſchrecken laſſen! Ich will zu dieſer Stunde der Nacht ganz allein hinauf aufs Schloß gehen und zum Wahrzeichen, daß ich's gewagt, einen Ziegel mitbringen."

Dachziegel hielt man damals auf jedem Schloßhofe vorrätig, um nach einem Sturme die bei demſelben abgeworfenen Dachziegel gleich wieder erſetzen zu können.

„Mit dem Munde magſt Du es thun!" ſagten einige, die es bezweifelten, daß es ihr Ernſt ſei.

Doch das Reden der mutigen Jungfrau war nicht eitle Prahlerei geweſen. Als ſie die ungläubigen Geſichter ſah, ſtand ſie auf und begab ſich auf den Weg.

Digitized by Google

Ängſtlich rückten die Kameradinnen zuſammen, als wenn ſie ſelbſt ein Wagnis unternehmen ſollten.

Die Nacht war düſter und ſchauerlich, doch das Mädchen ging furchtlos weiter, erreichte die Höhe und ſchritt, weil ſie die Zugbrücke heruntergelaſſen fand, geradeswegs in die Burg, nahm einen Ziegel vom Hofe und wollte den Rückweg antreten. Da hörte ſie draußen Pferdegetrappel der Schloßbrücke näherkommen und eilte hinter den Brunnen, ſich daſelbſt zu verbergen, was auch gelang. Ihre Blicke hielt ſie auf den Eingang gerichtet. Es ſprengten mehrere Ritter auf weißen Roſſen über die Brücke in den Schloßhof herein. In ihrer Mitte führten ſie ein Edelfräulein, von welcher die Verſteckte glaubte, daß ſie geraubt worden ſei. Die Männer ſaßen ab, hoben auch die Dame vom Pferde, banden die Roſſe an und gingen mitſamt dem Fräulein in die Burg. Worte wurden dabei nicht viele gewechſelt.

Als nun alle in die Wohnräume getreten waren, bemerkte die beherzte Dirne aus ihrem Verſteck, daß unter den Pferden auch ein Rappe war, und daß auf deſſen Rücken ein Bündel lag. Neugierig benutzte ſie den unbewachten Augenblick, kam aus ihrem Verſteck hervor, nahm das Bündel vom ſchwarzen Pferde und eilte mit ihrer Beute über die noch herabgelaſſene Zugbrücke davon, den Berg hinab.

Doch mochte ſie auch mehr ſpringen als gehen, ihre Haſt ſchien vergeblich zu ſein. Sie war kaum mittewegs, als ſie durch die ſtille Nacht abermals Pferdegetrappel, und wohl gar vom Schloſſe her, vernahm. „Man iſt mir auf den Ferſen!“ dachte ſie, ſah ſich um und ſah auf dem ſchwarzen Roſſe einen Reiter kommen. Sie verließ durch einen Seitenſprung den Weg und duckte ſich im Gebüſche nieder. Nach wenig Augenblicken war der Reiter vorüber und mit ihm ihre Angſt. Sie eilte auf Seitenwegen abwärts und erreichte das ſtille Dorf, in welchem die Gefährtinnen ihrer mit klopfendem Herzen entgegenharrten. Schon draußen beim Anblick des Lichtſchimmers aus der Stube, und vollends beim Eintritt in den hellen Raum vergaß ſie die ausgeſtandene Angſt und mit ihr auch die Scheu, daß ſie die Hände nach fremden Gut ausgeſtreckt hatte. Triumphirend wies ſie ihre Beute vor und erzählte,

wie es ihr ergangen war; doch die ausgestandene Angst verheimlichte sie. „Mut hast Du!“ sagten einige Zuhörerinnen, deren Beklommenheit nun gänzlich gewichen war; als sie aber das Bündel öffnete und sich darin kostbare Gewänder vorfanden, wie die Edeldamen sie damals zu tragen pflegten, trat ein ungleiches Benehmen der Gespielinnen auch äußerlich hervor. Eine ließ das Wort „Raub“ vernehmen und sagte: „Das wird schwerlich ungestraft bleiben!“ Eine zweite flüsterte ihr zu: „Du mußt das Bündel zurückgeben!“ Dieser stimmte eine dritte bei und erklärte: „Ein Dachziegel ist nicht der Rede wert, aber ein Bündel Kleider von einem Pferde losreißen und mitnehmen, ist doch unverzeihlich.“ Alle übrigen Mägde schwiegen; mochten die prächtigen Kleidungsstücke auch mancher Jungfrau wohlgefallen, sie fand doch ein „Aber“ dabei und hätte sie sich nimmer aneignen mögen, wenngleich sie ihre Gedanken nicht verlauten ließ.

Als die Dirne auf den bedenklichen Gesichtern ringsumher keine Spur von Mitfreude durchblicken sah, wurde sie vorerst stutzig, auch blieb Verlegenheit ihr nicht erspart, und sie konnte ihrer That nicht recht froh werden. Auf dem Heimwege aber schlich sich der Gedanke in ihr Herz: „Der Schmuck wird mir nicht gegönnt. Es geht, wie's im Sprichwort heißt: „Es gönnt keiner mehr dem andern Ehr.“ Doch trotz ihrer neidischen Blicke will ich mich dessen nicht wenig freuen.“

Zugleich gedachte sie des Umstandes, daß am nächsten Sonntage Tanz im Dorfe war und hatte den Mut, sich vorzunehmen, geschmückt mit den prächtigen Kleidern auf dem Tanzboden zu erscheinen.

Freilich schwankte sie am folgenden Tage und sprach zu sich selbst: „Alle wissen es, und was für Gesichter sie machen werden, weiß ich schon; ich thu's nicht!“ Vor Ablauf der Woche gingen ihr jedoch wieder andere Gedanken durch den Kopf. Bald bereute sie die That und sagte: „Ich werde dafür büßen müssen.“ Hatte sie aber Abends auf ihrem Kämmerlein die Kleidungsstücke angelegt, um sich vor dem Spiegel darin zu mustern, so gefiel sie sich gar zu gut, und ihr hochfahrender Sinn gewann alsdann wieder die Oberhand. „Was brauch' ich darnach zu fragen?“ sagte sie. „Man

ſchmückt ſich, ſo gut man kann, je prächtiger, um ſo beſſer.“ Ihr Begehren, durch den herrlichen Anzug auf dem Tanzboden zu höherer Geltung zu gelangen, als je vorher, wuchs mit jedem Tage.

In dieſer Vorausſetzung legte ſie denn auch Sonntagsnachmittag den koſtbaren Schmuck mit geheimem Wohlgefallen an und erſchien, geziert wie ein Edelfräulein, auf dem Tanzplatze. Wirklich erregte denn auch ihr Schmuck, verbunden mit ihrem kecken Auftreten in ihrer ganzen Umgebung ein unerhörtes Aufſehen. Fürs erſte wurde ſie zu ihrer Genugthuung allgemein bewundert, doch ſchon nach wenig Augenblicken hörte ſie flüſtern: „Ihr Mut iſt in Hochmut verkehrt worden!“ Dann vernahm ſie, wie das Wort „Raubritterin“ verſtohlen durch die Reihen ging. Gleichzeitig bemerkte ſie aber auch, wie die Geſpielinnen und auch die Burſchen ſich alleſamt von ihr abwendeten, ſodaß ſie nicht einmal einen Tänzer erhielt und allein ſtehen blieb. „Das hab' ich nicht erwartet,“ ſeufzte ſie nun, „ich werde als geächtet angeſehen.“ Sie war wie vernichtet.

Aber kaum hatte der Tanz begonnen, da fand ſich ein Mann in ſchwarzer Ritterkleidung ein, warf einen Blick auf die Verſammlung, trat auf die Geſchmückte zu und forderte ſie zum Tanze auf. Wieder war ihr erſtes Gefühl ein überaus freudiges. „Ich werde doch wert gehalten!“ dachte ſie beim Tanze. Als ſie dann aber den Blick zu ihm erhob und denſelben ſchwarzen Ritter erkannte, der ſie auf dem Rappen verfolgt hatte, ſah ſie in ihm den Rächer ihres Frevels, deſſen Hände ſie erreicht hatten. Vor Schreck wich ihr alles Blut aus den Adern. Sie fühlte in ihrem zuſammengepreßten Herzen die wohlverdiente Strafe, that einen lauten Schrei des Entſetzens und fiel leblos zu den Füßen des Tänzers nieder.

Wirklich war's der Ritter, welcher das Edelfräulein ins Schloß gebracht und dann das Bündel mit Kleidern vermißt hatte. Nach vergeblichem Suchen war der Verdacht der Entwendung auf eine Schloßmagd gefallen, und er hatte ſich in der Erwartung auf dem Tanzboden eingefunden, irgend eine Spur des Diebſtahls anzutreffen. Daß ſich ihm der Sachverhalt ſo augenfällig gezeigt,

Digitized by Google

hatte ihn veranlaßt, dies durch den Tanz auch andern nahezulegen. Als er nun das Wort „Teufel“ aussprechen hörte, sagte er: „Ich kenne das Sprichwort auch: Der Diebesteufel ist ein arger Schelm.“

Das Dohlennest.

Die Sage von einem Dohlennneste im Turme, woran sich ein weiteres Ereignis knüpft, wird in vielen Städten erzählt, weshalb es nicht zu bezweifeln ist, daß die Thatsache mehrfach vorgekommen sein mag. In Berlin wird sie vom Turm der Marienkirche erzählt. Diese wurde 1273 erbaut und der 286 Fuß hohe Turm ist der höchste der Stadt.

Einst verabredeten mehrere Chorschüler, die täglich die Dohlen oben am Turme ihr Wesen treiben sahen, sie wollten hinaufsteigen und die Eier aus den Nestern nehmen.

Wirklich blieb's nicht beim Reden davon, der Plan kam zur Ausführung. Ohne sich zu besinnen, stiegen die Verwegenen zum Turme hinauf, fanden die Nester und brachten auch heraus, daß dieselben zu erreichen wären, falls ein Brett durch das eine der Schalllöcher hinausgeschoben würde und sich einer von ihnen darauf stelle.

Richtig war auch ein Brett zur Hand, und der Entschlossenste von ihnen sagte: „Mut muß man haben! Schiebt das Brett zur Hälfte hinaus, haltet's hier fest und laßt mich darauf.“ Daß das Beginnen Tollkühnheit genannt werden muß, bedachte er nicht. Würde nicht ein Besonnener Einsprache gethan und gesagt haben: „Mut soll man freilich haben, wenn's gilt, ein gutes Werk bei großer Gefahr auszuführen; doch um einiger Eier willen sein Leben zu wagen, ist eine Geringschätzung seiner selbst!“ Solche Erwägung kam den Knaben jedoch nicht in den Sinn. Alle nahmen's ebenso leicht wie jener und wollten ihm gegenüber auch

nicht mutlos erscheinen. Sie sagten: „Wir wollen unter uns auszählen. Wen das letzte Wort des Sprüchleins trifft, der klettert zum Schalloch hinaus; die andern halten hier im Innern das Brett fest!“ So machten sie die ernste Sache zum Spiel.

Wie gesagt, so gethan. Der, den das Wörtlein traf, kroch auf dem plattgelegten Brette, dessen anderes Ende die übrigen festhielten, hinaus, stellte sich keck aufrecht und vermochte auch die Nester mit seiner Hand zu erreichen. An Eiern fehlte es nicht. Er steckte sie in die Tasche seines Chormantels und reichte den darnach verlangenden Kameraden kein einziges; ja, als sie ihn fragten, ob sie ihr Teil später erhalten würden, schlug der Mutwillige es ihnen rund ab und sagte: „Ich allein habe mich der Gefahr ausgesetzt, drum will ich auch allein den Lohn haben!“

Zu denken, das habe gute Wege und könne nicht ernst gemeint sein, dazu waren sie zu aufgebracht, und als nun einer fragte: „Halten wir nicht das Brett?“ und der draußen erwiderte: „Das soll auch ein Kunststück sein!“ wurde entgegnet: „Wenn das nichts ist, so wollen wir das Brett loslassen.“

Sich vor solchem Beginnen sicher glaubend, sagte der Unglückselige: „Thut das nur, dann bekommt ihr gewiß nichts!“

Kaum hatte er dies gesagt, da ließen die unbesonnenen Knaben das Brett los, und er stürzte hinab.

Glücklicherweise war sein Chormantel bis untenhin zugeknöpft. Die Luft fing sich unter demselben, wie wenn es ein Fallschirm gewesen wäre, sodaß der Fall dadurch gehemmt wurde und er wohlbehalten, nur etwas unsanft mitten zwischen den Leuten auf dem Marktplatze ankam. Sein plötzliches Niederfallen erregte bei einigen der Käufer und Verkäufer große Verwunderung, andere aber nahmen's ernst und stellten ihn zur Rede, sodaß ihm nicht wohl bei der Sache war und er, weil sie von Halsbrechen redeten, sich selbst Vorwürfe machte. Und als er sagen hörte, er habe Ursache, Gott für seine Rettung zu danken, nahm er dies Wort sich wirklich zu Herzen.

Kaum hatten die Gefährten im Turm ihren Worten die That folgen lassen, als sie über sich selbst erschraken. Einen schlimmen Ausgang vermutend, stieg ihre Angst von Minute zu

Digitized by Google

Minute. Der Stürzende ſchwebte ihnen gleichſam vor Augen, ſie kamen kleinlaut unten an und ſuchten ihn mit bangen Herzen auf. Ihre Unbedachtſamkeit war ihnen zum Bewußtſein gekommen. Mit ernſtem Geſichte ſtreckte ihm jeder die Hand entgegen und bat um Verzeihung. Daß aber einer von ihnen Eier verlangt hätte, davon weiß die Sage nichts zu berichten.

Vom Turme der alten Kirche zu Geithain in Sachſen* geht eine ähnliche Sage, doch handelt es ſich hier um junge Vögel, und wie der Knaben vier waren, ſo auch der Vöglein. Im Neſte waren drei ſchwarze und eine weiße Dohle. Der Knabe draußen auf dem Brette ſagte: „Die weiße nehm' ich für mich, jeder von Euch bekommt eine ſchwarze!“

Die Knaben drinnen nannten das Unrecht und ſagten: „Jeder möchte lieber die weiße haben. Wir müſſen darum loſen!“

Doch jener beſtand darauf, ſie gebühre ihm; weil er die größte Gefahr beſtehe, habe er ein Anrecht darauf.

Die drinnen aber wollten davon nichts wiſſen und drohten loszulaſſen.

Da lachte er ſie aus und reichte die drei ſchwarzen hinein, während die alten Dohlen ihn klagend umkreiſten. Dann nahm er die weiße aus dem Neſte und betrachtete ſie mit Wohlgefallen. Die Kameraden aber guckten zum Schallloche hinaus und wiederholten voll Begierde ihre Forderung.

Als er ſie nochmals abwies, ließen die Unbeſonnenen das Brett los, und er ſtürzte kopfüber hinab auf die Steine neben dem Turm und fand einen jämmerlichen Tod, denn er wurde ganz zerſchmettert.

Wie mag den Neidiſchen zu Mute geweſen ſein, als ſie neben der blutigen Leiche ſtanden? Ob ſie wohl ihre unbeſonnene Frevelthat werden bereut haben?

Doch das genügte den Bürgern nicht. Sie verabſcheuten ſolches Thun und bemitleideten die ihren Sohn beweinenden

---

* Südlich von Leipzig. Geithain (4000 E.) treibt Bandweberei, Landwirtſchaft und Obſtbau.

Digitized by Google

Eltern; ja, damit der Vorfall allen kommenden Geschlechtern zur Warnung gereiche, ließ der Magistrat von einem Steinmetzen eine Statue anfertigen, die den Knaben im langen Chorrock und mit einer Dohle in der Hand darstellt und wies derselben ihren Platz an der Südseite der Kirche an, woselbst der Verunglückte niedergestürzt war.

Die wilde Jagd und der Hackelberg.

Ein Blick ins Altertum zurück läßt erkennen: Die erste Beschäftigung des Menschen mit den Tieren war die Jagd. Ohne sie konnte der Mensch weder das Fleisch der Tiere essen, noch dieselben, die ja ursprünglich alle wild waren, auffangen und zähmen und zu seinem Nutzen verwenden. Das Jagdleben ging demnach dem Hirtenleben und dem Ackerbau vorher, und die Jägervölker führen uns auf die älteste Zeit aller Kultur zurück.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß sie die Zeugen ihres Berufes, dem sie ja vielfach bei Nacht oblagen, an den Himmel versetzten, sodaß unter den Sternbildern die Jagdtiere vorherrschen. Wir begegnen dem großen und dem kleinen Bären, dem Löwen, dem Wolf, dem Fuchs, dem (wilden) Stier, dem kleinen und dem großen Hunde (Sirius). Und mitten zwischen den Jagdtieren prangt der Jagdheld, Orion, selbst als glänzendes Sternbild. Auch ist es bezeichnend, daß gerade zur Jagdzeit in Europa der Orion die Nacht hindurch leuchtet. Die Zeit der Stürme könnte sie ja auch genannt werden, diese rauhe Jahreszeit, in welcher ungesehen, und deshalb geheimnisvoll die Phantasie erregend, die Winde durch die Lüfte rasen. Im Laufe der Jahrhunderte schmolz nun das sichtbare, geräuschlose Heer der Jagdtiere am

Digitized by Google

Himmel mit dem unsichtbaren aber geräuschvollen Wesen der Stürme zusammen und hat sich zur Sage vom wilden Heer (auch Wodans Heer*) ausgebildet. Meist knüpft sich die Sage an eine waldreiche Gegend und wird als eine gespenstige Erscheinung geschildert, die unter Gebrause durch die Luft zieht. Allerlei Laute hört man dabei: Hundegebell und klägliches Eulengeschrei, Rossegewieher und Miauen von Katzen, Wagengepolter, Lachen und Jauchzen und was dessen mehr ist. So ist es denn auch verständlich, daß man's wegen der Ähnlichkeit mit dem Jagdgetöse die wilde Jagd genannt hat, obwohl die Laute einfach auf Sturmesbrausen sich zurückführen lassen, wie es sich zur Nachtzeit im Walde, mitten zwischen Bäumen und Felsen, ergiebt, Sturmesgebraus, welches die Phantasie in unheimlicher Finsternis zum Grausen zu gestalten vermag. — Hierauf bezieht sich folgende Sage:

Hans von Hackelberg, der kein größeres Glück als Jagen und Pürschen kannte, lebte im Harze. Einst hielt er eine große Jagd ab und hieß die eingeladenen Genossen sich auf der Harzburg versammeln, woselbst sie auch gemeinsam übernachteten. Da träumte ihm, er jage einen furchtbaren Eber, der sich aber gegen ihn zur Wehr setzte, ihn umrannte und ihn zu Tode verwundete. In diesem Momente des lebhaften Traumes erwachte Hackelberg, und das Erlebnis schien ihm denn doch bedenklich. Aber die Jagdlust wurde dem mutigen Manne dadurch nicht verringert, er wollte sie keineswegs missen, brach am Morgen zeitig mit den andern auf und stürmte fröhlichen Mutes mit ihnen zur Jagd in den dichten Forst hinaus.

Da traf es sich, daß er wirklich einen riesigen Eber fand, ihn eifrig verfolgte und ihn schließlich mit einem kunstgerechten Stoße seines Fangeisens erlegte. Als der Eber nun tot zu seinen Füßen

* Die Sage von Wodans Heer ist vielfach auf menschliche Persönlichkeiten übertragen worden, auf Kaiser, Könige und gefeierte Helden (Dietrich von Bern).

Digitized by Google

niedergeſtreckt lag, lachte Hackelberg laut auf und rief höhnend aus: „Du biſt es alſo, der mich töten wollte! Statt deſſen biſt du nun ſelber tot!“ Dabei bückte er ſich nieder, faßte des Keilers Ohr und zog an demſelben den Kopf des gewaltigen Tieres in die Höhe. Indem er ihn alsdann nachläſſig wieder fallen ließ, fuhr ihm der untere ſcharfe Hauer in den Fuß. Er fühlte plötzlich einen furchtbaren Schmerz, denn die ſcharfe Spitze des Zahnes war ihm durch das Oberleder des Stiefels an empfindlicher Stelle ins Fleiſch gedrungen. Doch der erſte Schmerz ging vorüber und die mißliche Sache wurde nicht weiter beachtet. Fort ging's thalabwärts, dann bergauf und links und rechts, wie nur die Jagd es bringen mochte.

Unterdes aber ſchwoll der Fuß an, und der unausſtehliche Schmerz verſchlimmerte ſich dergeſtalt, daß die Jäger ihren Herrn, der gänzlich aus der Faſſung zu kommen drohte, auf die Harzburg tragen mußten, wo man ihm zunächſt den Stiefel von dem geſchwollenen Fuße ſchnitt. Linderung verſchaffte ihm dies, doch nur für wenige Momente; die angewandten Mittel blieben ohne jeglichen Erfolg.

Da verlangte der Kranke, zur Heilung und Pflege nach Wolfenbüttel gebracht zu werden, und man gab ſich alle Mühe, dies ſo zu bewerkſtelligen, daß der ſchlimme Fuß geſchont werde.

Doch das gelang nicht, denn jede, auch noch ſo vorſichtig ausgeführte Bewegung der Träger brachte ihm unerträgliche Schmerzen. Man mußte an einem, bei dem Dorfe Wulperode liegenden Hospitale haltmachen und, dort ihn unterbringend, ihm die erſehnte Ruhe verſchaffen.

Ruhe hatte er nun wohl, die Wunde aber verſchlimmerte ſich dergeſtalt, daß der kalte Brand hinzutrat, woran Hackelberg ſterben mußte. Als man vor ſeinem Ende einen Prieſter herbeiholte, der ihn auf ſeinen Tod vorbereiten ſollte, ſprach derſelbe im Sinne eines Friedensboten von der Herrlichkeit des Jenſeits.

Doch Hackelberg wies dies von ſich und ſagte: „Für mich giebt es nur eine einzige Seligkeit, das iſt die Jagd. Kann ich ewig jagen, wohlan, dann verlange ich weiter nichts mehr.“ Daß der Prieſter es abweiſen mußte, darauf einzugehen, änderte nichts.

Digitized by Google

Hackelberg blieb dabei, ſtarb und wurde in Wulperode begraben, woſelbſt ihm auch ein Stein errichtet worden iſt.

Die Sage aber berichtet weiter: „Der läſterliche Wunſch iſt ihm erfüllt worden; er jagt ohne Ruh und Raſt bis ans Ende der Welt. Er iſt der geſpenſtige wilde Jäger, der mit Hurra und Huſſa in Sturmnächten durch die Berge ſauſt. Die Peitſche in ſeiner Hand klatſcht, und umgeben von kläffenden Hunden und allerlei Getier jagt er einher, daß dem Hörer die Haare zu Berge ſtehen. Wer dabei ohne Schaden davonkommen will, thut wohl, ſich platt auf die Erde niederzulegen, bis der Wilde vorübergefegt iſt.

Der Mauerritt auf dem Kynaſt.

Warmbrunn am Zacken, eine Meile von Hirſchberg in Schleſien entfernt, liegt in einer Ebene, die rings von hohen Bergen umgeben iſt. Man erblickt die höchſte Spitze der Sudeten, die Schneekoppe (gegen 5000 Fuß, 1465 m hoch) in der Ferne. In Warmbrunn ſprudeln zwei warme Schwefelquellen, welche ſich als Heilquellen gegen Gicht, Rheumatismus und Hautkrankheiten erweiſen und jährlich gegen 5000 Leidenden Linderung verſchaffen. Die Heilquellen ſind ſchon ſeit dem 12. Jahrhundert bekannt, doch kommt der Ort zuerſt im Jahre 1375 urkundlich vor. Wer vom Badeſtädtchen aus nach der Schneekoppe hinaufblickt, gewahrt unmittelbar aus der Ebene hervorragend etwas rechts einen Bergkegel, welcher ſich an die Vorberge des Rieſengebirgs-Kammes anſchließt. Dies iſt der Berg, auf welchem 800 Fuß über der Thalſohle (1980 Fuß, 580 m über dem Meere) die wohlerhaltene Ruine Kynaſt thront. Aus der Ferne geſehen ſcheint der ſteile Granitberg mit der ſtattlichen und umfangreichen Burgruine ſich unmittelbar an das Hochgebirge anzulehnen und mit demſelben

zuſammenzuhängen. Wer ihn jedoch beſteigt und aus dem Gemache des hochemporragenden Turmes, zu welchem 106 Treppenſtufen hinaufführen, und worin vormals der Turmwart Wache hielt, Umſchau hält, der erfreut ſich nicht nur einer der ſchönſten Ausſichten im Bereiche der Sudeten, er gewahrt auch, daß die hintere Bergſeite jäh, beinahe ſenkrecht abfällt und ein ſchmales Thal, der ſogenannte Höllengrund, die Burg von dem nahen Herdberge trennt und ſie von dieſer Seite uneinnehmbar macht. Zudem lehrt der Augenſchein, wie hier das wunderbare Echo möglich iſt. Der Blick abwärts auf die Burg ſelbſt dagegen läßt die noch wohlerhaltene Mauer gewahren, welche dieſelbe am Rande des ſteilen Abgrundes umgrenzt. Früher befand ſich auf dieſer Bergſpitze ein Jagdhaus, das der kriegeriſche Herzog Bolko I. von Schweidnitz und Jauer in eine Burg umwandeln ließ. Der Bau derſelben begann 1292 und war 1301, als er ſtarb, noch nicht ganz vollendet, weil ſie uneinnehmbar gemacht, alſo vortrefflich befeſtigt und ausgerüſtet werden ſollte. Sie beſtand aus zwei durch hohe und ſtarke Mauern voneinander getrennten Baſteien, hatte drei tiefe Brunnen, vielmehr Ciſternen für Schnee- und Regenwaſſer, Stallung für zwölf Pferde, eine Waffen- und Rüſtkammer und eine Burgkapelle. Nach einer alten Handſchrift konnte jeder der mit Bruſtwehren verſehenen Teile des Schloſſes beſonders verteidigt werden, abgeſehen davon, daß vom hohen Turme herab eine Verteidigung mit Steinwürfen möglich war. Vergeblich iſt ſie von den Huſſiten (1426) berannt und im dreißigjährigen Kriege von den Schweden belagert worden; ſie wurde nicht erobert, wohl aber am 31. Auguſt 1675 durch einen zündenden Blitzſtrahl 'getroffen, infolgedeſſen ſie niederbrannte, ſodaß nur das Mauerwerk ſtehen blieb und noch jetzt die frühere Einrichtung trefflich veranſchaulicht.

Digitized by Google

In dem östlichen Teile derſelben iſt eine Pächterwohnung eingerichtet, in welcher man Obdach, Bewirtung und einen wohlunterrichteten Führer findet, der zu zeigen und zu erklären verſteht.

An die wohlerhaltene Mauer, welche die Ruine am Rande des ſteilen Abgrundes, des Höllengrundes, umgrenzt, knüpft ſich folgende Sage:

Zur Zeit war Bruno von Scharfeneck Burgherr des Kynaſt. Weil ihm ein Sohn verſagt war und er nur eine Tochter, Kunigunde, hatte, tobte der eigenwillige Mann oftmals in wildem Hader gegen den Herrn Himmels und der Erden. Damit nicht genug wurde die Tochter der guten Sitte zum Trotz nicht, wie es ſich für ein Edelfräulein geziemt hätte, in der ſtillen Kemnate* der Burg zu Häuslichkeit und allen guten Sitten erzogen. Ihre Mutter war früh geſtorben, und der Vater ließ ſie in mannhaftem Spiel mit Waffen und Pferden aufwachſen. Sie nahm thätigen Anteil an Jagdvergnügungen und fehlte, mit Harniſch und Lanze bewehrt, ſogar nicht im Turnier.

Noch ſchlimmer war's, daß Bruno zu Tollkühnheiten neigte und jedes Wagnis Reiz für ihn hatte. Einſt galt es den Ritt über die äußere Ringmauer ſeiner Burg. Es war ihm dieſer Gedanke plötzlich als etwas nie Dageweſenes in den Sinn gekommen, und er ließ umſoweniger davon ab, als Waghalſigkeit mit im Spiele war. Dies frevelhafte Beginnen koſtete ihm das Leben. Der Spruch: „Wer ſich in Gefahr begiebt, kommt darin um," ging an ihm in Erfüllung. Er ſtürzte in den tiefen Höllengrund hinab und zerſchellte, und dort an der unzugänglichſten Stelle des Felsabhanges ließ ihn die Tochter auch beerdigen und rühmte, er habe Mut gehabt wie kein anderer.

Wohl beklagte ſie ihn kurze Zeit, dann aber überwand ſie ihre Trauer, indem ſie wilder Jagdluſt fröhnte. „Nach guter Sitte fragt das Fräulein gar nicht!" ſagten die Nachbarn, doch bei all ihrer Unweiblichkeit zog der Reichtum der ſchönen Erbin dennoch

* Frauengemach.

Digitized by Google

viele Freier nach dem Kynaſt; ſie wies aber lange Zeit einen jeden derſelben ſchnöde ab.

Eine Zeitlang war es ſo fortgegangen, da geſchah es eines Tages zum Befremden der Dienſtleute, daß die Bewerber ſämtlich zur Burg geladen und bis an den Abend köſtlich bewirtet wurden. Bei einbrechender Nacht erſt ſtellte ſich heraus was ſie vorhatte. Kunigunde ſchritt mit den Gäſten aus dem Prunkgemache in den Burghof nieder und forderte hier die Männer auf, ihr noch weiter zu folgen. Ihre Diener, die darauf vorbereitet waren, nahmen Fackeln zur Hand, und unter blutrotem Fackelſcheine führte ſie die Freier hinaus an den Rand des ſteilen Abhanges zum Grabe ihres Vaters und ſchwur dann laut und feierlich: „Nur dem Manne werde ich meine Hand reichen, der in ritterlichem Harniſch hoch zu Roß die obere Burgmauer umreitet und ſo dem tiefen Abgrunde und den Felſen trotzt, die meines hier ruhenden mutigen Vaters edles Blut dereinſt gefärbt hat!“

Da ſtutzten alle Bewerber. Es murmelte der eine dies, der andere jenes, und ſie zogen ernſt bewegt von dannen. Der reichen Erbin harte Bedingung wurde von Mund zu Mund getragen. „Bisher ſtand zu erwarten, der Erziehungsfehler würde von ihr noch überwunden werden,“ ſagte man auf der einen Seite, „nun ſieht man, wie tief ihr die Verwilderung ins Herz gedrungen iſt.“ Solche Gedanken ſchreckten manchen beſonnenen Mann ab. Ihre Forderung lockte jedoch Leute anderer Richtung an.

Es kamen Waghälſe zur Burg, den Todesritt — ſo nannten ſie's — zu unternehmen, und fürwahr, manch Edler war darunter, der von falſchem Ehrgeiz ſich verleiten ließ, Mut zu zeigen.

Aber wieviel ihrer auch kamen und tollkühn ans Wagnis gingen, keiner endigte den Ritt mit Glück; der Höllengrund wurde ihr ſchauerliches Grab. Zudem nannte jedermann ihr Thun „Frevel,“ und niemand weinte ihnen nach. Doch ſo blieb es nicht, vielmehr kam eine Zeit, in welcher es von Woche zu Woche ſtiller auf der Burg wurde, weil ſich kein Bewerber mehr ſehen ließ, bis nach langem Warten einmal wieder ein ſtattlicher Ritter, gefolgt von einem einzigen Knappen, den Berg heranritt.

Diesmal benahm ſich Kunigunde, die bisher ſo manchen ſei-

Digitized by Google

ner Vorgänger unzart behandelt, wenn nicht verhöhnt hatte, weniger übermütig. Sie bewies vielmehr durch ihr Benehmen, daß auch ihr weibliches Gemüt nicht gänzlich erstickt war. Als der Edle in ritterlicher Anmut vor sie hintrat, sich grüßend verneigte und mit unbefangenem Anstande und doch zart Bescheid gab auf die vielen Fragen, welche sie an ihn richtete, da fühlte sie sich entwaffnet und eilte hinweg, das Überwallen ihrer Gemütsbewegung nicht zu verraten. Auch trieb sie die Neugierde, Namen und Herkunft des Ritters zu erfahren. Sie wandte sich an seinen Knappen, aber dieser, obwohl ein feingebildeter Mann, war zurückhaltend und antwortete auffallend kurz und ausweichend, sodaß sie wohl merkte, sie habe es mit Leuten zu thun, die Ritterſitte genau beobachteten und ihre Ehre zu wahren wüßten. Sie kehrte zum Ritter selbst zurück, um ihn genauer kennen zu lernen.

Während ihrer Abwesenheit hatte dieser die Laute ergriffen und entlockte dem Instrument so liebliche Melodien, daß Kunigunde lauschend in der Thüre stehen blieb, dann näher trat, sich dem sangeskundigen Ritter gegenüber auf einem Armstuhle niederließ und in stillem Entzücken alles um sich her vergaß.

Er sang von der ernsten Arbeit des Mannes im Kriege und auf der Jagd, von seinem feurigen Mute, von der beim ernsten Thun erwiesenen Ausdauer und von der Freude des Gelingens. Aber er sang auch von den stillen Tugenden der Frauen, pries ihre Liebenswürdigkeit, ihr sorgliches Walten im Hause, die zarte Sitte und das liebliche Bestreben, jedermann zu dienen, zu erfreuen und ihm das Familienleben zu verschönern. So sang er, versüßte der Jungfrau die Abendstunden und erweckte sanfte Gefühle in ihrem nunmehr erweichten Herzen. Dann brach er plötzlich ab und suchte die Nachtruhe.

Kunigunde, die bis zu Ende mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, kannte sich selbst nicht mehr. Sie fühlte sich nicht nur aufs tiefste getroffen, es war auch ihr Stolz ganz gebrochen und ihre Wildheit völlig gebändigt. Mit tiefer Scham erkannte sie nunmehr, wie unweiblich ihr bisheriges Thun gewesen. Ihre Ruhe war dahin, sie fühlte sich unbeschreiblich unglücklich. Dabei durchströmten wirre Bilder ihre schamdurchglühte Seele, und mit nie-

gekanntem Bangen gedachte ſie der Lebensgefahr des edlen Ritters, die durch ihr Verſchulden ſo frevelhaft heraufbeſchworen war. Ja ſie ſann darüber nach, ob ſie ihn nicht zurückzuhalten vermöge, und nur die Gewißheit hielt ſie davon ab, daran dürfe nicht gedacht werden, ſie dürfe ſich von ſolchem Verſuche keinen Erfolg verſprechen, weil eine Einwilligung ſich nicht mit ſeiner Ehre vertrüge. Um ſo bitterer waren die Vorwürfe, welche ſie ſich ſelbſt machte. So durchwachte ſie die Nacht mit den peinlichſten Gefühlen, ohne einen Ausweg zu finden, und erſt beim Grauen des Morgens entſchlummerte ſie, um ſchon bald mit neuer Angſt zu erwachen.

Kaum rötete ſich der Himmel im fernen Oſten, als des Ritters wackerer Knappe ſchon das Burgthor öffnete und das aufgezäumte Roß herausführte. Mit Geſchick und Leichtigkeit ſchwang der edle Herr ſich in den Sattel und lenkte den wohlbewährten Gaul zum Aufgang der gefahrvollen Mauer. Mochte rechts der jähe Abgrund und links die aufgehende blendende Sonne ſeinen Blick trüben, mochte eine wirbelnd aufſteigende Lerche ihn abzulenken drohen: der wackere Ritter ſchaute feſt und ruhig hin auf ſeinen neben der Mauer hergehenden Knappen, und das Roß ſchritt ſicheren Trittes auf dem ſchmalen Pfade vorwärts. Wohl ſchäumte das edle Tier in Folge der aufgebotenen Achtſamkeit, wie denn auch dem wackern Reiter bei Anſpannung aller ſeiner Kraft warm wurde. Den Dienertroß ergriff ſogar der Anblick, und voll Spannung hielt man nur mit Beben die Augen auf ihn gerichtet. Die vormals ſo mutige Kunigunde aber, welche aufgeſchreckt aus fieberhaften Träumen auch herzugetreten war, ſtand von Angſt gefoltert und mit verweinten Augen ſeufzend in ihrer Mitte. Da bog der Ritter um die letzte Ecke der Mauer, und im folgenden Augenblicke war — welch ein Triumph! — ohne Unfall glücklich das Ziel erreicht.

Wieder im Burghofe angelangt ſchwang er ſich vom Roß, und unendlich groß war der Jubel über das Gelingen. Man blies in die Hörner, ließ Geſchütze ertönen und bewies jauchzend, daß man das frohe Ereignis gerne weithin ins Thal kundbar machen möchte.

Vor allen verriet Kunigunde, wie wonnig ihr zu Mute war; ganz überwältigt ſchwankte ſie mehr, als daß ſie ging; und als ſie

Digitized by Google

dem kühnen Ritter nahe kam, streckte sie mit schüchternem Blick die Hand aus, sie ihm zu reichen und die Burg, das ganze Gebiet und sich selbst ihm zu übergeben.

Flüsternd und verschämt hatte sie's gesprochen. Doch der Ritter berührte ihre Hand nicht. Er erwiderte mit tiefem Ernst: „Der Zauber, welcher so manchem mutigen Reitersmanne das Leben gekostet hat, ist nun gelöst. Ich danke Gott für den verliehenen Schutz. Aber ich kam nicht um eines Besitzes willen her, nur, um Euren Stolz zu brechen und Eurer Grausamkeit ein Ziel zu setzen. Jedem Ritter ewige Schande, welcher, Gott versuchend, nochmals solch ein Wagestück beginnen wollte! Ihr aber, edles Fräulein, die Ihr leider nicht unter der anmutsvollen Leitung einer liebenden Mutter erzogen werden konntet, weil das Grab sie deckte, lasset ab von solchem grausigen Spiel, laßt die Gefühle edler Menschlichkeit, die insbesondere dem Weibe geziemen, in Euch erwachen und zu schöner Blüte gelangen! Euer Ehegemahl kann ich nicht werden, denn ich bin Albrecht von Thüringen, der das edelste Weib, des Kaisers Tochter, sein eigen nennen darf. Doch beschwör' ich Euch: „Lasset den frevelhaften Stolz fahren, gebt Euch der Menschheit als edles Weib zurück und sühnet damit alte Schuld!" Seinem Knappen, der neben dem edlen Pferde stehen geblieben war, einen Blick zuwerfend, fuhr er dem Fräulein zugewendet fort: „Und wollt Ihr Euch für solch Beginnen vielleicht schon bald einer festen Stütze anvertrauen, so wählet diesen wackersten der Knappen, Hugo von Erbach, meinen Freund. Sobald des Mondes Sichel wieder am stillen Abendhimmel glänzt, wird er hierher zurückkehren, um zu vernehmen, ob Ihr alsdann den Entschluß gefaßt habt, ihm Eure Hand zu reichen. Ich weiß, daß er Euch gerne vertrauen wird."

So sprach der wackere Mann. Dann schwang er sich aufs Roß und ritt, gefolgt vom edlen Knappen, den Berg hinab. Und als des Mondes Sichel sich wieder am abendlichen Himmel zeigte, ritt mit glänzendem Gefolge Ritter Erbach durchs Burgthor ein und wurde wohl mit verschämten Blicken, jedoch mit freudigem Herzklopfen bewillkommt.

Digitized by Google

Der Gefangene im Turm.

Einer der Burgherren vom Kynaſt hatte einſt einen benachbarten Ritter, mit dem er verfeindet war, gefangen genommen und hoch oben in den Turm geworfen, deſſen verſchloſſene Thür und die mit einem Eiſengitter verſehenen Fenſter ihm den Ausgang verwehrten. Lange harrte der ſchwergetroffene Mann hier auf Befreiung, war jedoch nicht hoffnungslos, er vertraute ſeiner treuen Gattin und rechnete darauf, daß ſie mit Mut und Klugheit alles aufbieten werde, ihm die goldene Freiheit wieder zu verſchaffen.

Doch wie ſollte die wackere Frau dies ſchwere Werk zur Ausführung bringen?

Sie legte keineswegs die Hände in den Schoß und ſuchte zunächſt des Burgherrn Mitleid zu erregen und ſein Herz zu erweichen. Aber das gelang ihr nicht, der Nachbar blieb für ihre Bitten taub und erwies ſich als ein gemütloſer Mann.

Da war guter Rat teuer. Wohl flehte der harrende Gatte im einſamen Turme zu Gott, wohl träumte ihm von der erſehnten Freiheit: wenn er aber morgens aufwachte, gewahrte er nach wie vor das den Ausgang wehrende Gitter und die verſchloſſene Thür und ſchaute vergeblich ringsumher nach einem tröſtlichen Zeichen.

Ebenſo ſah auch die liebende Gattin draußen, die oftmals ihren Blick dem verhängnisvollen Turme zuwandte, die verhaßten Eiſenſtäbe immer wieder mit neuem Kummer.

Eines Morgens jedoch kam ihr beim Anblick der Turmes ein neuer Gedanke in den Sinn, den ſie auch auszuführen beſchloß. Schon am folgenden Tage fand ſie ſich wieder auf der Burg ein und erbat ſich vom geſtrengen Burgherrn die Erlaubnis, ihrem Gatten durch den Gefangenwärter ein für ihn gebackenes friſches Brot übergeben zu dürfen. „Nur einen Gruß," ſo ſprach ſie, „möchte ich ihm von ſeinem Wärter bei Überreichung der geringen Gabe entbieten laſſen, um zu zeigen, daß ich ſeiner in Treue gedenke, mehr verlang' ich nicht."

Der Burgherr dachte: „Das iſt wenig!" Zudem erweichten

Wort und That der liebenden Frau das Herz des gestrengen Herrn; er ließ es geschehen.

Mit frohem Danke verabschiedete sich die Frau und schritt getrosten Mutes, ja neuer Hoffnung voll, von dannen.

Kaum aber hatte der ernste Wärter, der Überbringer der Gabe, das stille Gefängnis verlassen, als der Gefangene schon das freundliche Zeichen seiner Frau, welches doch bewies, daß sie seiner in Treue gedenke, zur Hand nahm und anschnitt. Da fand er in demselben eine Feile und einen festgedrehten langen Strick.

Nach langem Sinnen verstand er seiner treuen Gattin Meinung recht wohl; doch der Turm war hoch. Die Eisenstäbe durchzufeilen dünkte ihm allerdings gering, dagegen schien es schwer mit Hilfe des Seiles hinab in den tiefliegenden Schloßhof zu gelangen. „Und bin ich glücklich unten angekommen," sagte er, „so fehlt noch viel an meiner Rettung, dann will noch die Aufgabe gelöst sein, die hohe Mauer zu übersteigen. Doch ich habe Kraft und Mut." Das bewies er denn auch. Alles gelang, und schon beim Grauen des nächsten Morgenrotes gelangte er vor seine Burg und zu der treubewährten hochbeglückten Gattin.

Die Elben (Elfen) und Zwerge.

Rügen, mit einem Flächeninhalt von fast 20 □Meilen, ist die größte aller zu Deutschland gehörenden Inseln. Sie hat ihren Namen von den Rugieren, welche hier wohnten und am heidnischen Götzendienste hartnäckig festhielten. Auf Arkona, dem im nördlichsten Teile des Landes 54 m hohen Berge, thronte die Festung und der prächtige Tempel des hochgefeierten Götzen Swantewit. Stubbenkammer, im Nordosten an der Küste liegend, ist der höchste Berg (125 m) des Landes. Südlich von ihm liegt

Digitized by Google

der Rugard, 108 m = 344 Fuß hoch, von deſſen Spitze aus man die ganze Inſel überſchauen kann. König Waldemar eroberte von Dänemark aus 1168 die Inſel und zerſtörte das hölzerne Götzenbild. Mit den Stücken desſelben wurde beim Kochen des Siegesmahles das Feuer geſchürt. Vernichtet war damit der Götzendienſt jedoch nicht. Spuren des Heidentums haben ſich auf Rügen lange erhalten. Der Urſprung der an manche Orte auf der Inſel anknüpfenden Sage reicht noch weiter zurück. Nach ihr waren zuerſt die Rieſen auf der Welt, dann folgten die Elben oder Nixen, darnach die Kobolde. Wie die Rieſen den Menſchen an Körper überlegen waren, ſo die Elben an geiſtigen Fähigkeiten. Sie werden auch Hütchen genannt, weil der Hut, den ſie tragen, ſie hauptſächlich kennzeichnet und ſogar unſichtbar macht, ſodaß ſie nur geſehen werden, wenn ſie den Wunderhut abnehmen oder verlieren.

Nach einer Sage gelang es einmal einem Arbeiter zu Rombin auf Rügen, einem Elben ſeine Mütze zu ſtehlen. „Ich gebe ſie Dir nicht wieder," ſagte er dann, „bevor Du mir nicht alle Schätze und Geheimniſſe des Berges gezeigt haſt." Da führte ihn der Elbe in das Innere des Rugard hinein und zeigte ihm die Wunderwerke desſelben. Ringsumher war's voll von prangenden Zaubergärten, und darüber wölbte ſich ein künſtlicher Himmel, an welchem ſtrahlende Juwelen, Diamanten, Rubinen, Carneole und Karfunkeln glänzten und die Stelle von Sonne, Mond und Sterne vertraten. Die glitzernden Himmelsfunken ſah man unten auf der ſpiegelglatten Waſſerfläche ſich aufs lieblichſte abſpiegeln, und auf dieſen dunkeln Gewäſſern fuhren Schifflein in ſilberheller Schwanengeſtalt zu nahen grünen Inſeln, deren Bäume voller bunter Vögel waren.

Nachdem der Mann alles bewundert und ſich ſatt geſehen hatte, wurde er wieder an den Ausgang des Berges geführt und hielt nun auch Wort. Er gab die geraubte Mütze zurück.

Ganz anders benahm ſich ein Bauer in der Lauſitz, nahe bei

Digitized by Google

Zittau.* Er hörte einmal an verschwiegener Stelle im Walde dem Geflüster der Elben zu und merkte, daß sie sich vornahmen, unsichtbar einer Hochzeit beizuwohnen. Da dachte der verschlagene Bauer: Das wär' etwas für mich, denn da giebt's einen vortrefflichen Schmaus!" Seine Begierde überwand die Scheu, sodaß er die Elben bat, sie möchten auch ihm die Freude gönnen und ihn zum Genossen annehmen.

Lachend sahen sie ihn an und antworteten: „Wenn Du versprichst, vom Hochzeitstische kein Essen mitzunehmen, so mag es geschehen."

Dies Versprechen gab er gern. Sie setzten ihm ein Käppchen auf, sodaß er unsichtbar wurde, und nahmen ihn dann in ihre Mitte.

An der Hochzeitstafel vergnügten sich die Elben auf ihre Weise recht manierlich. Sie sahen und hörten den Leuten stille zu und aßen und tranken mit, jedoch mäßig. Auch der Bauer hielt sich still, zeigte aber, was er im Essen zu leisten vermochte. Durch seine Gier verleitet nahm er den Gästen ungesehen das Essen vom Munde weg und trank dazu nicht weniger unmäßig. Ja, er achtete sogar seines Versprechens nicht und stopfte sich zuletzt auch noch alle Taschen voll.

Darüber zürnten die Elben heftig, und als er nicht abließ, schlugen sie ihm das Käppchen ab, sodaß er plötzlich sichtbar mitten zwischen den Gästen stand.

Das war doch zu viel und erregte die Tischgesellschaft derart, daß sich alle Gäste von ihren Plätzen erhoben. Freilich lachten etliche laut auf, andere sahen sein kirschrotes Gesicht und seine vollen Backen mit Ingrimm an, nannten ihn einen unverschämten Mitesser erhoben ihre Fäuste gegen ihn, prügelten ihn gehörig durch und gerieten dabei in immer größeren Eifer, sodaß die Prügelei allgemein wurde. Endlich jagten sie ihn zum Hause

---

* Zittau liegt südlich von Görlitz und hat über 22000 E. Wenngleich die Stadt der Hauptsitz der sächsischen Leinweberei und des Damasthandels ist, sodaß sie Klein-Leipzig genannt wird, es fehlt doch in der Umgegend nicht an tüchtigen Bauern.

Digitized by Google

hinaus und ſagten hinterher, das Durchbläuen des frechen Bauers ſei der Hauptſpaß der ganzen Hochzeit geweſen.

Nach der Sage war vor Zeiten ganz Rügen voll unterirdiſcher Elben, auch Zwerge genannt, welche in Hügeln und Uferabhängen wohnten. Man unterſchied mehrere Arten derſelben, und ſie bildeten Staaten mit Königen.

Einſt beſtellten ſich ſolche bei einem Bauer eine Fuhre Getreide, die er zu einem Hünengrabe bringen mußte. Als er damit ankam, ſtand dies weit offen, ſodaß er tief in den Berg hineinfuhr und es ablud. Ringsumher glitzerte es von hellem Golde und ihm wurde bedeutet, er dürfe davon nehmen, wieviel er wolle, dürfe ſich aber nicht umſehen, bis er wieder außer dem Berge ſei. Er lud ſoviel Gold hinten auf den Wagen, als die Pferde nur ziehen konnten und fuhr dann ab. Der Weg kam ihm jedoch ſehr lang vor, und als er mit ſeinem Fuhrwerk wieder unter freiem Himmel war, konnte er ſich nicht länger enthalten, ſich nach ſeinem Golde umzuſehen. Da ſchloß ſich der Berg plötzlich vor ſeinen Augen. Er ſtand mit dem Vorderwagen draußen, der Hinterwagen mit dem Golde aber war im Hünengrabe geblieben und auch keine Spur von einem Eingange zu ſehen.

Auf der Inſel Rügen erzählt eine andere Sage folgendes:

Einſt war in Rotenkirchen eine Hochzeit, die viel von ſich reden machte, ſodaß ein Knecht, welcher bei den neun Bergen auf dem Felde arbeitete und ſich deſſen erinnerte, den geheimen Wunſch in ſich aufſteigen ſah: „Könnt' ich doch mit dabei ſein!"

Da ſah er ein Loch im Erdboden, welches er bis dahin nie bemerkt hatte, und hörte aus demſelben den leiſen Ruf: „Wirf den Hut heraus!" Er lauſchte einige Augenblicke, aber es blieb alles ſtill. „Es ſind die Unterirdiſchen," dachte er nun und rief auch ins Loch hinein: „Wirf den Hut heraus!" Da hörte er antworten: „Hier iſt kein Hut mehr, als Großvaters Hut."

Er ſäumte nicht zu entgegnen: „Nun, dann wirf ihn heraus,

wenn's auch Großvaters Hut iſt." Und richtig kam vor ſeinen Augen ein breitkrempiger altmodiſcher Hut aus dem Loche geflogen. Er erhaſchte ihn und dachte ſogleich, indem er ihn aufſetzte: „Nun bin ich unſichtbar und kann auf die Hochzeit gehen."

Voller Vorfreude trat er damit ins Hochzeitshaus. Bei ſeinem Eintritt in die Stube ſah er zwiſchen den Gäſten die Unterirdiſchen an der reichbeſetzten Tafel ſitzen und ſchmauſen. Kaum erblickten ſie, die alle mit Hütchen verſehen waren, ihn unter dem Großvatershute, da ſtanden ſie auf und machten ſich davon.

Selbergedan.

So lange es Schiffer und Fiſcher giebt, redet man auch von Waſſerweſen wunderbarer Art, und die Sagen darüber ſind reich an abenteuerlichen Vorſtellungen und erzählen eine Menge der eigentümlichſten Begebenheiten, die damit in Zuſammenhang zu bringen ſind. Solche Waſſerweſen haben zugleich von den Menſchen und von den Fiſchen etwas an ſich und ſtammen von den Sternen, die ſich ja im Waſſer ſpiegeln, ab. Schon der Nixen Kleider, an welchen das Rot der Morgen- und Abendröte vorherrſcht, deuten auf dieſe Abkunft hin, beſonders aber ihre roten Mützen, an deren Stelle freilich bisweilen grüne Hütchen treten. Der obere, menſchenähnliche Teil ihrer Geſtalt wird meiſtens als ſchön geſchildert. — Vielfach ſollen Nixen einen Menſchen berückt, ins Waſſer gezogen und unglücklich gemacht haben, doch hat einmal an der Havel ein Nix an einem Schiffer ſeinen Meiſter gefunden.

Hören wir die Sage:

Ein Havelſchiffer hatte ſich vor den Wind gelegt, ſaß im Kahne und fing ſich ein Gericht Fiſche. Als er deren genug hatte,

Digitized by Google

zündete er sein Feuer an, machte die Fische zurecht und legte sie in die Pfanne, um sie zu braten. Er stand neben dem Feuer und hatte acht darauf, wie sie brodelten.

Da tauchte auf einmal ein Wassernix aus der Havel und kam aufs Schiff. Er war so groß wie ein Hahn und trug eine rote Kappe auf seinem Kopfe. Zutraulich stellte er sich neben den Schiffer und fragte denselben: „Wie heißest Du?"

„Ich heiße Selbergedan, wenn Du es wissen willst," erhielt er zur Antwort.

Der Nix blickte den Schiffer verstohlen an und sagte: „Selbergedan, ich bespeie Dich!" Er vermochte kaum zu reden, weil er den ganzen Mund voll Frösche hatte.

Der Schiffer sah, was er vorhatte. „Untersteh' Dich nur nicht!" drohte er, „denn wenn Du es wagtest, nähm' ich einen Stock und schlüge Dich damit krumm und lahm." Dabei drohte er sogar mit der Faust.

Aber der Wassernix ließ sich nicht abhalten. Ohne sich an die Drohung zu kehren, wiederholte er nochmals: „Ich bespeie Dich!" und ehe der Schiffer es sich versah, spie der mutwillige Nix ihm eine Menge Frösche in die Pfanne.

Da nahm der erboste Mann seinen Stock und schlug barbarisch auf den zudringlichen Störenfried los, sodaß dieser ganz jämmerlich zu schreien anfing, was zur Folge hatte, daß alle Nixen ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn bedauernd fragten: „Warum schreist Du so? Wer hat Dir etwas zu Leide gethan?"

„Selbergedan!" antwortete der Wassernix.

Sobald die anderen Nixen das hörten, sagten sie: „Hast Du's selber gethan, so ist Dir nicht zu helfen," und tauchten wieder unter.

Als der Geschlagene sich im Stiche gelassen sah, war auch seines Bleibens nicht mehr. Er sprang ins Wasser und ihm verging die Lust, wieder einen Schiffer zu bespeien.

Digitized by Google

Die drei Nixen.

Die Zschopau, im metallreichen Teile des Erzgebirges, ist ein Nebenfluß der Freiberger Mulde. Diese vereinigt sich mit der Zwickauer Mulde, verläßt das Königreich Sachsen und mündet unterhalb Dessau in die Elbe. Nicht fern von Dietenhain bespült die Zschopau einen Felsen, in welchem sich dicht am Wasser eine Höhle befindet, deren Eingang nur vermittelst eines Kahnes zu erreichen ist.

Diese Höhle diente einst einem Nixkönige und seinen drei Töchtern zur Wohnung. Die Töchter erfreuten sich an Musik und Gesang, doch ihr höchstes Vergnügen war der Tanz. Auch gestattete ihnen ihr Vater, der Wasserkönig, zuweilen nach Dietenhain zu Tanze zu gehen, nur mußten sie die Zeit wohl beachten und zu bestimmter Stunde in ihre Wohnung zurückkehren. Zur Zeit des Neumondes geschah es am häufigsten, daß sie sich den Burschen des Dorfes zugesellten. Die Burschen liebten es, mit den Nixen zu tanzen, denn diese glitten leicht und anmutig dahin, ja sie schwebten wie Blätter im Winde, wie tanzende Libellen (Wasserjungfern) über den Wellen im Bach. Alle drei Töchter waren in feine weiße Gewänder gekleidet, trugen einen Gürtel um den schlanken Leib, grün wie Schilf, einen kostbaren Perlenschmuck am Halse, eine schneeweiße Wasserrose in ihrem hellen Haar und eine zweite, die ebenso frisch und schön war, an der Brust.

Mit diesen Wasserblumen, welche ihren reizenden Schmuck vollendeten, hatte es eine besondere Bewandtnis. Sobald eine derselben zu welken begann, war es für die Nixen Zeit, den Ort der Freude zu verlassen und zu ihrer Wohnung zu eilen, weil sie wußten, daß ihre Zeit alsdann abgelaufen war.

Lange ging es so fort. Die Mädchen des Dorfes fingen an zu altern, die Wasserfräulein aber mit ihrer ewigen Jugend blieben frisch und schön. Doch nahmen sie's mit ihrer Behutsamkeit und Besonnenheit weniger genau als früher.

Digitized by Google

Einſt beim Pfingſttanze geſchah es, daß alle drei ihrer Tanzluſt freien Lauf ließen, die Zeit vergaßen und plötzlich mit Schrecken gewahrten, wie ganz verwelkt ihre Waſſerröslein die Köpfe hängen ließen.

Da bemächtigte ſich ihrer große Angſt, und ſie ſäumten nicht, mit größerer Anſtrengung gemeinſam dem Fluſſe zuzueilen. Bevor ſie jedoch das rettende Ufer erreichten, ging die Sonne auf, und ſobald deren goldene Strahlen ſie durchzitterten, fühlten ſie ihre Strafe und Ohnmacht, ſeufzten: „Verloren! Verloren!“ und zerrannen.

Als drei Wieſenbächlein floſſen ſie der Zſchopau zu, und inmitten eines jeden derſelben gewahrte man einen feinen roten Streifen, das Lebensblut der Jungfrauen.

Das Wichtelmännchen von Dierrath.

Die Sage weiß von Weſen zu erzählen, welche den Menſchen ähnlich ſind und ſich ihnen durch mancherlei Dienſtleiſtungen nützlich machen. Es ſind die ſogenannten Wichtelmännchen (althochdeutſch Nihhus, in der Volksſprache auch Heinzelmännchen, Waſchweiberl, Waſſermännlein, Elfen, Holden, Nixen), welche die Ehre ihres Völkleins aufrecht halten und dabei nicht gelohnt ſein wollen, ſondern ſagen: „Wenn man ausbezahlt wird, muß man gehen.“ Wir laſſen eine ſolche Sage folgen.

Ein wohlhabender Bauer zu Dierrath bei Burſcheid* hatte eines Tages im Spätherbſt die letzten Rüben eingefahren und ſagte abends zu ſeiner Frau: „Es war Zeit, ſie unter Dach in Sicherheit zu bringen, denn draußen wird's kalt.“ Als er am fol-

* Burſcheid, zwei Meilen ſüdlich von Solingen, iſt eine Stadt von über 6000 E. Dort werden viele Baumwollen-, Seiden-, Halbwollen- und Halbſeidenwaren verfertigt.

genden Morgen die Augen aufſchlug, wurden ſie durch Schneeglanz geblendet, und er ſagte zu ſeinen Knechten: „Nun Axt und Beil hervorgeholt! Wir ziehen in den Wald, den notwendigen Holzbedarf für den nahen Winter herbeizuſchaffen."

Die Knechte gingen vorauf, er kam mit dem Fuhrwerk nach. Kaum war er auf der Anhöhe der Waldſchlucht nahe gekommen, die ſich nach Neukirchen hin erſtreckt, als ihm die erſte Kälte ſo empfindlich zuſetzte, daß er zu ſich ſelber ſagte: „Der Winter fängt ſtrenge an, es friert, daß die Bäume knacken." In dieſem Augenblicke hörte er, anſcheinend von einer Kinderſtimme, weinerlich ſeinen Namen rufen: „He, Peter-Johannes!" und dann noch ängſtlicher wiederholen: „He, Peter-Johannes!"

Er ſchaute niederwärts, gewahrte jedoch ringsum keine Menſchenſeele und meinte, er müſſe ſich wohl verhört haben. Aber die unbekannte Stimme wiederholte ihren Ruf noch weinerlicher, ja flehentlich: „Peter-Johannes, helft, ſonſt friere ich tot!" dann ängſtlich: „Liebſter Peter-Johannes, kommt mir zu Hilfe!" Auch hallte es wieder ſo herüber, nachdem er nochmals nach allen Seiten hin geblickt und nichts geſehen hatte, als die weiße Schneedecke, die dunkeln Baumſtämme und in der Ferne ſeine Knechte, welche emſig mit dem Fällen des Holzes beſchäftigt waren. Er ſchaute niederwärts, vermochte aber in dem friſchgefallenen Schnee ringsum weder Fußtapfen zu bemerken noch Spuren, die auf ein Einſinken in die locker aufgebauſchten Maſſen hätten gedeutet werden können.

Als er nun im Begriffe ſtand, die Pferde, welche unterdes angehalten worden waren, zum Weitergehen anzutreiben, vernahm er aufs neue das klägliche Stimmlein und wie ihm dünkte in nächſter Nähe. „Ach hilf mir, Peter-Johannes! Es ſoll Dein Schaden nicht ſein!" Deutlich vernahm er's. Und als er nun noch nicht den Hilfeſuchenden gewahrte, hieß es: „Schau' doch auf und eile!"

Da ſah er in die Höhe und ſiehe, aus dem Loche eines dicken hohlen Baumſtammes ragte ein zitterndes Händchen hervor, wie von einem kleinen Kinde. Von Mitleid bewegt war der Mann raſch zur Hilfe bereit, vermochte auch das Händlein zu erreichen,

Digitized by Google

zog und hob und hatte die Freude, ſtatt eines Knaben ein Wichtelmännchen, welches vom Froſte halb erſtarrt war, am Ärmel zu halten und aus der Höhlung emporzuziehen. Sein Erſtaunen darüber war ſo groß, daß er es beinahe wieder hätte zurückkollern laſſen. Sogar ein Anflug von Schreck überkam ihn, denn das Geſicht des kleinen Männleins war bleich und erdfarben. Doch der kräftige Bauersmann überwand das Erſchrecken mit Leichtigkeit. Als er aber den Wicht auf die Erde niederließ, ſank der Arme, weil ihm die erſtarrten Beine den Dienſt verſagten, um wie ein Purzelmännlein. Auch hielt das kleine Weſen mit kläglicher Stimme an: „Laß mich doch nicht im Stiche, lieber Peter-Johannes! Nimm mich mit in die warme Stube daheim, damit ich mich wieder erhole!“

Da wurde des Mannes Herz noch mehr von Mitleid erweicht. Er rief die Knechte herbei, übergab ihnen das Fuhrwerk, nahm ſelbſt das frierende Wichtelmännchen auf die Arme und ging damit ſeinem Hauſe zu. Weil der Knirps nicht ſchwerer war als ein dreijähriges Kind, ſo machte ihm das Tragen desſelben keine Mühe. Von Gedanken dagegen wurde der überraſchte Mann, der nicht wußte, wie ihm geſchah, deſto mehr beſtürmt. „Niemals hab' ich einen Euresgleichen geſehen,“ ſagte er, „wohl aber in meinen Jugendtagen von Euch erzählen hören.“ Dabei blickte er dem Wichtlein teilnahmvoll in die klugen Augen.

Durch die freundliche Behandlung zutraulich geworden, ſäumte dies nicht, ihm die gewünſchte Aufklärung zu geben und ſagte: „Wir üben fleißig die Kunſt, uns unſichtbar zu machen; wenn aber die höchſte Not uns zwingt, iſt's ein anderes, dann hört das Verbergen auf.“

Das verſtand der Bauer und ſah nunmehr ſeinen Pflegling genauer an. Er hatte ganz das Ausſehen eines ſteinalten Mannes, auch war ſeine Kleidung der gewöhnlichen Bauerntracht ähnlich, ſie beſtand aus gewebtem Stoffe von Wolle, war aber für die herrſchende Kälte zu dünn. So konnte es geſchehen, daß der arme Wicht, obwohl der Bauer ihn mit ſeinen Armen umſchloß, erſt in der warmen Stube wieder recht zu ſich kam. Die Hausfrau war noch mehr zum Mitleid geneigt als ihr Mann und holte einen

Digitized by Google

Milchtopf und Brot herbei, er labte und ſtärkte ſich zuſehends und fing dann an zu erzählen, wie es ihm ergangen war.

„Auf dem Wege nach dem Elfenberge," ſagte er, „überraſchte mich geſtern Abend ein furchtbarer Schneeſturm, und als ich in die Waldſchlucht kam, überſchütteten mich ſolche Schneemaſſen, daß an ein Weiterſchreiten gar nicht zu denken war. Ich mußte froh ſein, eine Zufluchtsſtätte in dem hohlen Baume zu finden, die mich vor dem Untergange bewahrte. In den erſten Stunden war der Schutz auch ausreichend, gegen Morgen aber nahm die Kälte überhand, und ich wäre verloren geweſen, wenn Ihr mich nicht herausgeriſſen und hier ins Warme gebracht hättet. Mein Dank für dieſe Errettung ſoll nun aber auch nicht in leeren Worten beſtehen, ich werde ihn dadurch an den Tag legen, daß ich die Hausarbeit mit angreife und dabei helfe und ſchaffe, ſoviel ich vermag."

So geſchah es auch, denn er hielt Wort. Schon an demſelben Vormittage war er in der Küche geſchäftig, dem Geſinde beizuſtehen, ſoweit ſeine Kräfte ausreichten. Was er nur auszurichten vermochte, griff er bereitwillig an. Er ſpann und nähete, ſiebte Mehl und fegte die Stube, holte Gemüſe aus dem Keller und wuſch es, ſchnitzte Späne zum Anzünden, drehte Seile und beſorgte allerlei Handreichungen, welche der ländlichen Hauswirtſchaft wohl zu ſtatten kamen. Dazu kam noch: er war dem Hausgeſinde überaus freundlich und ſchon nach wenig Wochen bei jung und alt im Hauſe wohlgelitten. Zudem lernten die Dienſtleute in ihrem Tagewerke manchen Kunſtgriff von ihm, der vorteilhaft war. Überdies wußte er bei Arbeiten, welche ſich lange hinzogen, die Zeit zu verkürzen, denn er ſang allerlei wunderbar ergreifende und rührende Lieder und erzählte zur Erheiterung luſtige Geſchichten, von welchen die eine noch drolliger war als die andere. Zeigten ſich Eisblumen auf den Fenſterſcheiben, ſo ſchürte er das Feuer und ſorgte für behagliche Wärme. Am allerliebſten war den Leuten, daß er beſonders gut mit den Kindern des Hauſes umzugehen verſtand. Er tanzte mit ihnen und lehrte ſie mancherlei ſchöne Spiele, ſodaß faſt kein Tag verging, der ihnen nicht neue Kurzweil brachte.

Waren die Hausleute unter ſich, ſo ſaß er immer in ihrer

Mitte. Kamen Freunde dazu, so setzte er sein rotes Mützchen auf und war unsichtbar, legte aber die Hände nicht in den Schoß, kam vielmehr all seinen Verrichtungen in gewohnter Weise nach. Dabei konnte man dann sein kleines Spinnrad schnurren hören, ohne den Spinner zu erblicken; über den Fußboden glitt ein fegender Besen, man hörte das huschende Gleiten und sah unwillkürlich nach den Füßen, gewahrte jedoch die Hand nicht, welche den Besen führte.

So lebte man in fröhlicher Gemeinschaft während des ganzen Winters bis der Frühling nahte und Schnee und Eis in Wasser auflöste, welches munter zu Thale rann. Immer wärmere erquicklichere Lüfte kamen, der Kuckuk rief, und auch der Storch kehrte an den Rhein zurück, wie wenn er das Gequake der Frösche schon in weiter Ferne gehört hätte.

Einige Zeit ging auch das Wichtelmännchen still einher und ließ merken, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Dann sagte es plötzlich: „Meine Zeit ist um!“ und nahm Abschied vom Bauer, dankte ihm für das trauliche Obdach und die gute Bewirtung und gelobte, den Sommer hindurch, wenn auch ungesehen, ohne Lohn das Vieh zu hüten, so lange es draußen auf die Weide getrieben würde. Auch diesem Versprechen ist es getreulich nachgekommen. Wohl sah und hörte man nichts von ihm, gewahrte aber recht wohl seine Hilfeleistungen. Das Weidevieh brauchte man nur bis an die Pforte des Hofes zu bringen, man wußte, daß der Unsichtbare es daselbst in Empfang nahm und zur Weide begleitete. Niemals verlief sich eine Kuh von der Herde, und diese wurde allemal dahin geleitet, wo das frischeste Gras wuchs, sodaß sie sichtlich gedieh. Nahte der Abend und mit ihm die Zeit, in welcher das Vieh wieder zum Stalle zurückkehren mußte, so ließen die Ochsen und Kühe niemals auf sich warten, fanden sich vielmehr pünktlich an der Pforte des Hofes ein, wo die Stallmägde sie empfingen und in die geöffneten Ställe trieben.

Da nun die Hausfrau der Meinung war, jeder Arbeiter sei seines Lohnes wert, so sorgte sie dafür, daß der Elfe alsdann eine Butterschnitte nebst einem Töpflein Milch auf dem Thorpfosten vorfand; und wie das Hinstellen nie vergessen wurde, vergaß auch

Digitized by Google

der ſtille Hüter das Verzehren ſeiner Lieblingskoſt niemals. So ging's den ganzen Sommer über, bis die Zeit kam, in welcher das Vieh nicht mehr ausgetrieben wird, ſondern im Stalle bleiben muß.

Da ging Peter-Johannes mit ſich zu Rate, wie er dem unſichtbaren kleinen Hirten die treuen Dienſtleiſtungen vergelten ſollte. Mit der Hausfrau überlegend, kam er auf den Gedanken, dem Wichte einen recht warmen Anzug machen zu laſſen, damit er diesmal nicht wieder von grimmiger Kälte zu leiden habe. Es wurde Tuch angeſchafft, der Schneider auf den Hof beſtellt und der Anzug fertiggemacht.

Als nun der letzte Abend dämmerte, mit welchem das Viehhüten zu Ende ging und die Stallfütterung beginnen mußte, fand der Elſe nicht nur ſein Abendbrot, ſondern auch Rock, Höslein, Weſte, Hemd, Strümpfe und Schuhe daneben am Zaune liegen, und die Leute glaubten, ihre Sache beſonders gut gemacht zu haben und ſahen ſeiner Einkehr ins Haus mit froher Erwartung entgegen.

Doch es kam anders als ſie gedacht hatten.

„Nun hab' ich meinen Lohn und kann gehen," ſagte das Wichtelmännchen für ſich. Und nachdem die Mägde das Vieh in den Stall getrieben und gemolken hatten, ſahen ſie nach und da fand ſich, daß die Kleidungsſtücke verſchwunden waren, aber mit ihnen auch das Wichtelmännchen.

Wohl hoffte man darauf, es werde im nächſten Frühjahr ſich nochmals einſtellen, wenn das Vieh wieder zur Weide ginge, aber es kam nicht. Niemals hat man wieder etwas von ihm gehört noch geſehen. Und ſo oft die Sprache darauf kam, ſagten die Kinder im Hauſe mit betrübten Geſichtern: „Das iſt ſchade!"

Digitized by Google

Der Mummelsee.

Nicht fern von Baden-Baden liegt auf den Hornisgründen im Schwarzwald ein unergründlich tiefer See, der Mummelsee genannt.* Rings ist er von Bergwänden und dunklen Tannen umgeben, hat jedoch krystallhelles Wasser. Von ihm weiß die Sage viel zu erzählen, und eine dieser Sagen hat unter der Säulenhalle im Kurhause zu Baden-Baden ihre bildliche Darstellung erhalten. Es ist folgende:

Im dunkeln Mummelsee blühen viele weiße Wasserlilien. Sie wiegen und biegen sich dem losen Winde zum Spiele. Wenn jedoch die Nacht herniedersinkt und der bleiche volle Mond am Himmel strahlt, so entsteigen die Lilien dem Bade und kommen als Jungfrauen ans Ufer. Dabei erhebt sich eine Windsbraut und trocknet sie im Nu; es flüstert das Rohr Melodien zum Tanze, die Lilienmädchen schlingen sich zu einem Reigen und schweben leichtfüßig im weiten Kreise umher, bis ihre lieblichen Gesichter, die anfangs weiß waren, wie die ihre Gestalten umflatternden Gewänder, mit zarter Röte auf den Wangen übergossen sind.

Unterdes ist aus dem Brausen des Windes ein Sturm geworden, der sausend das Rohr schaukelt, durch den Tannenwald pfeift und Gipfel und Zweige schüttelt. Am Monde ziehen dunkle Wolken vorüber und deren Schatten gleiten über die Berghalde hin, der Reigen aber windet und dreht sich auf und ab durchs nasse Gras, und die schäumenden Wellen des Sees schlagen stärker und stärker gegen das gepeitschte Ufer, als wollten sie dringend dazu auffordern, dies wohl zu beachten.

Plötzlich hebt sich ein nackter Arm aus der bewegten Flut, dessen starke Riesenfaust geballt ist. Ihm folgt ein triefendes, mit

---

* Mummel ist der Name der weißen Seerose. Mummelseen, d. h. Seen mit Seerosen, giebt es in Brandenburg viele.

Digitized by Google

Schilf bekränztes Haupt, von einem langen Barte umwallt, und der Schall einer Donnerstimme, die im Gebirge widerhallt, läßt den Ruf vernehmen: „Zurück in eure Wogen, ihr wilden, ungezogenen Lilien!"

Dann stockt der Tanz. Die Lilienjungfrauen erblassen mehr und mehr, derweil der Alte ruft: „Der Morgen naht! Zurück in das Gewässer!" und alle folgen seiner Stimme und sind alsbald verschwunden.

Nun ist die Windsbraut vorüber. Des Sees Wogen glätten sich, und wieder spiegeln sich die Wasserlilien im See.

Nach einer Weile steigt der Nebel aus dem Thale empor, matt dämmert der neue Morgen, und die Lilien schwanken wie vordem im Wasser auf und nieder.

Eine andere Sage bringt auch Menschen in Verbindung mit dem See. Sie lautet:

Vor langer Zeit weidete eine Hirtin in der Nähe des Sees ihre Ziegen. Da sah sie eines Tages aus dem See einige schöne, gefleckte Kühe hervorkommen und hinter ihnen ein Männchen, welches einen Stecken in der Hand hielt. Das Männlein kam auf das Mädchen zu und sagte: „Ich sehe, daß Du mit Deinen Ziegen, die lustig umherklettern, keine besondere Mühe hast. Du könntest wohl auch auf meine Kühe achthaben. Dein Schade soll's nicht sein. Ich selbst habe anderswo etwas zu besorgen."

Ohne eine Antwort abzuwarten ging das geschäftige Männlein seines Weges in die Berge, sodaß die Hirtin seine kleine Gestalt bald aus dem Gesicht verlor. Obwohl sie kein lautes Versprechen gegeben hatte, entsprach sie dennoch getreulich seinem Verlangen und hielt die Kühe beständig im Auge.

Abends kehrte das Männchen zurück und bot der Hirtin freundlichen Dank für den geleisteten Dienst. „Die Zeiten sind schlecht, ja schlimm," sagte das Männlein, „doch noch schlimmere Tage stehen bevor, denn fremde Krieger werden in diese friedlichen Thäler einbrechen. Alsdann kann Dir leicht eine Gefahr drohen.

Digitized by Google

Kommt es dazu, ſo eile zu dem Hünengrabe dort,* nimm davon einige Steine und wirf ſie in ungerader Zahl in den See. Bei dieſem Zeichen werde ich Dir alsbald Hilfe bringen."

Der Krieg ließ wirklich nicht lange auf ſich warten. Auch in den Schwarzwald drangen feindliche Scharen ein, plünderten und ſengten und übten Frevel aller Art.

Desungeachtet trieb die Hirtin ihre Ziegenherde nach wie vor in die Nähe des Sees, ſah aber eines Tages plötzlich zu ihrem Schrecken einige Soldaten von den Hornisgründen herab auf ſich zukommen. In ihrer Angſt ſah ſie ſich rechts und links nach Schutz um und gedachte beim Anblicke des nahen Rieſengrabes der Worte jenes Männleins. Behenden Schrittes eilte ſie dahin zum Hügel, nahm davon drei Steine und warf ſie in den See.

Da begann dieſer zu brauſen und zu kochen, der Himmel wurde alsbald durch dunkle Wolken verfinſtert, der Donner rollte und aus den ſchwarzen Wolken zuckten hellleuchtende Blitze. Dann ergoß ſich ein furchtbarer Hagel gerade über die Bergwand, auf welcher die Soldaten abwärts ſtiegen. Mit Angſtgeſchrei ſuchten dieſe wieder zur Höhe zu gelangen und ſchwanden bald aus dem Geſichtskreiſe der erretteten Jungfrau. Gleich nach ihrer Entfernung aber wurde der Himmel wieder blau und klar, der See glättete ſich und zeigte dann wieder einen ruhigen Spiegel.

Der Bergmönch im Harz.

Der Harz iſt ein freiſtehendes, von niedrigen Hügelketten umgebenes Gebirge, welches in ſeiner Spitze, dem Brocken (Blocksberg), eine Höhe von 1130 m (3600 Fuß) erreicht. Um den Brocken herum und weſtlich von demſelben liegt der Oberharz mit ſeinen Nadelholzwaldungen, öſtlich von ihm der Unterharz mit

* Hünen ſind Rieſen. Hünenbetten ſind rieſenhafte Grabhügel und Opferſtätten aus der heidniſchen Zeit.

Laubholz. Bereits seit 900 Jahren ist im Harz der Bergbau im Flor. Kostbare Fahlerze liefern Silber, Gold, Kupfer, Arsen und Antimon, deren Bearbeitung in Hüttenwerken und Fabriken tausenden von Arbeitern ihr Brot giebt. Die Bergleute nennen ihre tägliche Arbeitszeit (7—8 Stunden) Schicht. — Die Ausbeute ist außerordentlich groß. — Auch Kobalt und Nickel, deren Namen Geister bedeuten (Kobold, Nikolaus), werden gewonnen. Die Berggeister sollen nach der Meinung der Bergleute wertvolle Erze in wertlose verwandeln können.

Zwei Bergleute arbeiteten seit Jahren gemeinschaftlich und waren gute Kameraden. Als sie einstmals im dunkeln Schoß der Erde zu ihrer Arbeitsstätte kamen, stellte es sich heraus, daß sie zu der Schicht nicht genug Öl auf ihren Lampen hatten. Einer hatte sich auf den andern verlassen, und weil dies beiderseits geschehen, war's gefehlt. „Was fangen wir nun an?" sagte der eine in seiner Besorgnis, und der andere erwiderte seufzend: „Geht uns das Öl aus und sollen wir im Dunkeln zu Tage fahren, so wird in dem Schachte, der schon bei Lampenlicht zum Befahren gefährlich ist, ein Unglück kaum zu vermeiden sein. Verlassen wir aber jetzt gleich unsere Arbeit, um uns Öl zu holen, so straft uns der Steiger gewiß, denn er ist strenge und ohnehin uns nicht gewogen."

Ihre Verlegenheit war groß und sie wußten voll Sorge so recht keinen Entschluß zu fassen.

Da sahen sie fern in der Strecke einen Lichtschimmer und merkten auch, daß er langsam näher kam. Schon hofften sie auf Aushilfe durch einen nahenden Kameraden und freuten sich nicht wenig darüber. Als der Lichtschein aber nahe herankam, verging ihnen die Freude wieder; statt dessen bemächtigte sich ihrer Schrecken, denn der Kommende war ein riesengroßer Mann, der sich ganz niederbücken mußte, um nur nicht oben anzustoßen. Auf seinem Kopfe trug er einen großen Hut mit breitem Rande, sonst war er wie ein Mönch angethan und hielt in der Rechten ein besonders großes Grubenlicht mit heller Flamme.

In ihrer Angst verhielten sich die Bergleute ganz still, und

als er ihnen nahe gekommen war, ſich aufrichtete und ihnen ein „Glück auf!“ zurief, erwiderten ſie dieſen freundlichen Bergmannsgruß nur mit ſcheuen Blicken.

„Fürchtet euch nicht! Euch ſoll nichts zu Leide geſchehen, ich werde euch vielmehr Gutes thun!“ Damit nahm er ihre Lampen und ſchüttete aus ſeinem großen Grubenlichte Öl darauf. Dann ergriff er einen Schlägel und ein Eiſen und begann für ſie zu arbeiten. Beim Zuſehen verwunderten ſie ſich nicht wenig, denn er richtete in einer einzigen Stunde bei weitem mehr aus, als ſie beim angeſtrengteſten Fleiß zuſammen in einer Woche zu leiſten vermochten. Endlich legte er die Werkzeuge nieder und ſprach: „Sagt es keinem Menſchen, daß ihr mich geſehen habt!“ Dann ſchlug er mit ſeiner mächtigen Fauſt links an die Felswand, welche ſich plötzlich aufthat, ſodaß die Bergleute in eine lange Strecke hineinblickten, die links und rechts von Gold- und Silberſtufen ſchimmerte. Der Glanz wirkte ſo mächtig auf ihre Augen, daß ſie geblendet wurden und ſich abwenden mußten. Und als ſie nochmals hinſchauten, war alles, wie es früher geweſen, und der eine von ihnen ſagte: „Hätten wir unſere Hacke oder ein anderes Gerät hineingeworfen, ſo wäre die Strecke offen geblieben und es wäre uns viel Reichtum zugefallen; aber „die beſten Gedanken kommen hintennach, wie die hinkenden Kühe,“ ſagt das Sprichwort.

Doch, mochten ſie das immerhin bedauern, ihnen war dennoch eine Wohlthat zuteil geworden: das Öl des Berggeiſtes auf ihren Lampen blieb ihnen, und dieſe Lichtquelle wurde nicht von der Flamme verzehrt wie anderes Öl, beide Lampen waren immer gefüllt, ein Vorteil, den ſie recht wohl zu ſchätzen wußten. Deshalb hielten ſie auch die Mahnung des Spenders, das Geheimnis zu bewahren, im Sinn, und der eine von ihnen erinnerte ſeinen Kameraden an das Sprichwort: „Von zehn Geheimniſſen ſoll man neun bei ſich bewahren und das zehnte nicht ausplaudern.“

Lange blieben ſie ſchweigſam. Nach Jahren aber ſaßen ſie einſtmals mit vielen ihrer Kameraden im Wirtshauſe beiſammen, zechten und machten ſich weidlich luſtig. Dabei kam es dahin, daß ſie — allen Ernſtes bar und ledig — ſich vergaßen und den Genoſſen das ganze Erlebnis erzählten.

Das war gefehlt.

Als sie am folgenden Morgen mit ihren Lampen anfahren wollten, fand sich's, daß diese leer waren. Beiden fiel's schwer aufs Herz. Beschämt blickten sie einander an. Der eine sagte: „Wir sollten's keinem Menschen sagen, daß wir ihn gesehen haben!“ Der andere sah seufzend zur Erde nieder und erkannte die Wahrdes Sprichworts: „Ein Geheimnis erfährt man am leichtesten beim Wein.“

Fortan waren sie genötigt, jeden Tag wieder Öl aufzuschütten wie alle anderen Bergleute.

Der Harzgeist.

Die berühmtesten Gruben im Harz sind die von Clausthal, Zellerfeld, Andreasberg, Lauenthal und Altenau, welche in ihren Schmelzöfen eine Menge Holzkohlen verwenden. Diese werden von den Köhlern der Umgegend in zahlreichen Meilern hergestellt.

Der Harzgeist wird als ein gewaltiger Riese geschildert. Er trägt einen Laubkranz um den Kopf und eine ausgerissene Tanne als Stab in der Hand. So schreitet er am frühen Morgen, wenn es stark nebelt, über die Berge und tritt von einer Bergspitze auf die andere hinüber. Man rühmt ihm nach, daß er oftmals arme Leute beschenke, weiß aber auch davon zu erzählen, wie seine Gaben nicht selten Unsegen bringen. Hören wir eine von diesen Sagen.

Im Dorfe Morgenbrot im Braunschweigischen lebten drei Brüder, welche im Walde einen Kohlenmeiler besaßen und mit einer Schwester, die ihnen haushielt, gemeinsam vom Verkauf der Holzkohlen sich ärmlich nährten. In ihrer Arbeit am Meiler wechselten sie miteinander ab.

Nachts allein im Walde thätig sah einst der älteste Bruder auf der Spitze des benachbarten Berges ein helles Feuer auflodern,

Digitized by Google

und gewahrte, als er wiederholt hinblickte, eine Reihe dunkler Gestalten von mißgestaltetem Äußern, die im Kreise rings um das Feuer tanzten. Ihn fuhr Entsetzen an, er dachte, das ginge nicht mit rechten Dingen zu und hütete sich wohl, nochmals hinzuschauen. Beim Weiterschüren an seinem Kohlenmeiler steigerte sich seine Angst noch, sodaß er froh war, der Ankunft seines Bruders entgegensehen zu können, der ihn ablösen mußte. „Soll ich ihm davon reden, was ich gesehen habe?" so fragte er sich und dachte: „Durch eine Mitteilung würde ich ihm Unruhe machen." Er sagte dem kommenden Bruder kein Wort davon.

Doch auch dieser sah schon bald nach seiner Ankunft das Licht auf dem benachbarten Berge, sowie die sich regenden Gestalten. Aber er hatte mehr Mut, als sein Vorgänger, stieg den Berg hinab, watete durch den Bach im Thalgrunde, kletterte hurtig am Abhange des benachbarten Berges empor und trat mit dem Gedanken: „Bange machen gilt nicht!" so nahe an die Erscheinung heran, daß er die einzelnen Gestalten deutlich sehen konnte. Zu seinem Erstaunen bemerkte er als Hauptperson einen furchtbaren Riesen, welcher neben dem Feuer stand und dieses mit einer gewaltigen Tanne so lebhaft schürte, daß die Flamme zum Himmel aufloderte. Bei genauer Betrachtung dachte er: „Das ist niemand anders als der Harzgeist!" und dabei fuhr ihn plötzlich ein solcher Schrecken an, daß er bebte wie Espenlaub. Näher zu treten, wagte er nicht; er blieb nicht einmal am Platze, sondern eilte zu seinem Meiler zurück, blickte nicht mehr hin nach der verhängnisvollen Stelle und seufzte darüber, daß Martin, der jüngste Bruder, an den die Reihe kam, ihn abzulösen, so lange bleibe. Vom Schrecken mitgenommen, faßte auch er den Entschluß, dem Erwarteten nichts verlauten zu lassen. Als Martin endlich eintraf, schlug der schweigsame Bruder den Weg nach Hause ein.

Martin, der von Jugend auf mehr Entschlossenheit gezeigt hatte als die älteren Brüder, sah das Feuer drüben ebenfalls, auch er hielt dafür, es sei der Harzgeist, aber ihn übermannte dabei kein Schauder. Er blieb ruhig und war zunächst bemüht, den Meiler, welchen sein vor Angst bebender Bruder vernachlässigt hatte, in Glut zu bringen, was jedoch nicht recht gelingen wollte.

„Arbeit überwindet alle Schwierigkeiten," mit dieſem Sprichworte vor Augen blieb er lange und anhaltend thätig. Als aber ſein mühevolles Schüren keinen rechten Erfolg hatte, kam ihm der Gedanke: „Ich hole mir drüben einen Feuerbrand! Dann wird's glücken!" Er ſtieg gelaſſen den Abhang hinunter, ſprang über den Bach, ſtieg bedächtig aufwärts, trat, ohne ſich vor dem Rieſen und den anderen geheimnisvollen Geſtalten zu ſcheuen, zum Feuer und fuhr mit ſeinem Haken keck in die Glut hinein, ſich einen Feuerbrand herauszuholen.

„Wer biſt Du?" herrſchte der Rieſe ihn barſch an.

„Ich bin der Köhler Martin vom Berge dort. Ich mache vom Nachbarsrechte Gebrauch und erbitte mir einen Feuerbrand. Aber wer biſt Du?"

„Ich bin der König der Berge und Wälder!" entgegnete der Rieſe mit mächtiger Stimme.

Martin ließ ſich nicht irre machen, warf den erfaßten Buchenſtamm einigemal im Feuer herum, damit er recht in Glut komme und trug ihn alsdann fort, während hinter ihm die Geſellen ein gellendes Gelächter erſchallen ließen.

Das entmutigte den verwegenen Burſchen aber nicht. Er dachte: „Bange machen gilt nicht" und ſah ſich nicht einmal um, eilte mit weiten Sprüngen bergab, dann ſchweißtriefend und im Gedanken an das Sprichwort: „Erſt wenn die Arbeit gethan, feiert ein rechtſchaffener Mann!" aufwärts, brachte jedoch den glühenden Brand nicht lodernd zur Stelle, derſelbe erloſch kurz vor ſeiner Ankunft beim Meiler, und der Träger, welcher ſich ſo ſehr bemüht hatte, ihn glühend herzubringen, warf den ſchwarzen Klotz ärgerlich neben das Schürloch. Doch dies Mißgeſchick entmutigte ihn nicht. Ihm fiel das Sprichwort ein: „Keine Eiche fällt beim erſten Streiche!" Er dachte: „Es iſt mir nicht geglückt. Der Brand iſt erloſchen, ſodaß ich nochmals gehen muß," und machte ſich ohne Säumen auf den Weg, drüben einen zweiten Brand zu holen.

Ohne Hinderniß gelangte er wieder ans Feuer, ſprach klagend über ſein Mißgeſchick und erbat ſich Erlaubnis zu einem neuen Feuerbrand. Um die Unholde ringsumher bekümmerte er ſich nicht und brachte einen ins Feuer gezogenen Baumſtamm

Digitized by Google

richtig in Glut. Als er mit dieſem abwärts lief, lachten ihm die ſchwebenden Geſtalten noch auffälliger nach wie das erſte Mal.

Der Hohn kümmerte und ſtörte ihn jedoch nicht. Er dachte: „Saure Arbeit bringt ſüßen Lohn.“ Dagegen war's ihm empfindlich, daß er auch dieſen Brand beim Eintreffen am Meiler als einen erloſchenen erkannte. Was nun? Er empfand die Bitterkeit des Sprichwortes: „Arbeit ohne Lohn iſt halb Spott, halb Hohn!“ Doch trotz ſeines Ärgers ſchnell ſich faſſend, ſchritt der Beherzte zum dritten Male hinüber.

„Wieder erloſchen!“ rief er den Geſtalten mit ernſtem Blick entgegen und zog nochmals einen Brand aus der lodernden Glut.

„Wag' es nun nicht noch einmal!“ donnerte der Rieſe ihn mit zorniger Stimme an. Doch ſchrecken ließ er ſich nicht, blickte tapfer zu ihm auf und eilte mit dem dritten Feuerbrande ſeinem Meiler zu, der unterdes faſt ganz erloſchen war. Wieder mißlang der Verſuch, Feuer herzubringen, der Brand hatte bei ſeiner Ankunft alle Glut eingebüßt und wurde als ſchwarzer Klumpen zu den übrigen geworfen.

„Viel Mühe um nichts!“ ſeufzte der müde Martin, den die Erfolgloſigkeit ſeiner Anſtrengungen ganz außer Faſſung brachte. Nicht nur hatte er, wie das Sprichwort ſagt, „in der Arbeit ein Haar gefunden,“ er war auch durch das unabläſſige Hin- und Hereilen ſo totmüde geworden, daß er ſich nicht dazu entſchließen konnte, ein friſches Feuer anzuzünden, mochte auch der Meiler vor ſeinen Augen gänzlich erlöſchen. Unmutig, wenngleich ohne einen Anflug von Beängſtigung warf er ſich auf ſeine Blätterſchütte nieder, ſchlief ruhig ein und verpaßte, was noch nie vorgekommen war, die Morgenröte und den herrlichen Aufgang der Sonne.

Bereits waren ſeine Brüder unterwegs, hatten beim ſtrahlenden Morgenlichte wohl alle Angſt verloren, aber ihr Erlebnis nicht vergeſſen. Der ältere fragte den andern: „Haſt Du auch dieſe Nacht drüben den Harzgeiſt geſehen?“ und erhielt zur Antwort: „Ich ſah ihn wohl, dachte aber an das Sprichwort: „Wer bange iſt, muß Schildwach' ſtehen,“ und bin nicht angefochten worden. Bange geweſen ſein mochte er nicht und nahm's mit der

Wahrheit nicht genau, wogegen sein Bruder eingestand, ihn habe gegruselt.

Als die Brüder zur Stelle kamen, fanden sie Martin in festem Schlaf und weckten ihn laut mit dem Geschrei: „Du schläfst wie eine Ratte, und der Meiler verrät nicht einmal Dampf, noch weniger Feuer. Frisch an die Arbeit, daß wir ihn wieder in Glut bringen!“

Er säumte denn auch nicht, das Lager zu verlassen. Da fielen ihm die drei riesigen Klumpen in die Augen, welche er hingeworfen hatte; sie lagen als schimmerndes Gold am Boden.

„Seht her, was ich mir drüben beim Könige der Wälder geholt habe!“ rief er den Brüdern zu und mahnte an das Sprichwort: „Dem das Glück pfeifet, der tanzet wohl!“ Dann gab er Aufschluß über den Hergang.

Die Brüder machten große Augen und freuten sich mit ihm um die Wette.

Bei dem unverhofften Reichtum hatte vorab keiner von ihnen Lust dazu, den Meiler wieder anzubrennen, doch sahen die beiden älteren einander fragend an.

Vom Glück angelacht sagte Martin: „Ihr braucht den Meiler nicht wieder anzuzünden, ihr braucht gar nicht mehr zu arbeiten! Wir bleiben beisammen. Auf keinen von euch soll man mit Fingern weisen und mit dem Sprichwort sagen: „Wenn's Glück regnet, sitzt er im Trocknen!“ Wir alle leben fortan herrlich und in Freuden.“

Die Brüder waren's wohl zufrieden, und wie hätte die Schwester Einsprache thun sollen, hatte sie doch bisher manche andere um ihres Wohllebens willen beneidet. „Nun ist die Reihe an uns!“ sagte sie lächelnd und die gemeinsame Freude that allen wohl.

Schwer mit Gold beladen verließen die Geschwister das Dorf und zogen nach einem entfernten Orte, woselbst Martin Äcker, Wiesen und Waldungen ankaufte und ein prächtiges Schloß baute, worin sie lebten wie die Edelleute. An das Sprichwort: „Bei großem Glück ist große Gefahr,“ dachten sie nicht, und anfangs ging auch alles gut, indem Martin es recht wohl verstand, den großen Herrn zu spielen und sich unter die Vornehmen zu mischen,

woran er besonderes Wohlgefallen hatte. Dazu kam, er ließ seine Geschwister nach ihrem Belieben leben, und die wendeten auf ihn das Sprichwort an: „Das Glückskind hat immer guten Wind."

Ein anderes Sprichwort aber warnt: „An der Glückseiche wächst die Hochmutsflechte," und das traf zu, denn Martin wollte hoch hinaus, bei ihm war sogar das Wort aus dem Volksmunde zutreffend: „Des Glückes Anfang ist der Demut Untergang." Er kaufte sich den Adel. Seine Verschwendung nahm nun überhand, denn sein Ehrgeiz war ohne Grenzen. Auffallend war seine Härte dienenden Personen gegenüber; sie wurde zur Grausamkeit, die ihn links und rechts verhaßt machte. Auch schien ihm die Glückssonne nicht mehr alle Tage; er merkte zu seinem Verdruß, daß er an Achtung bei hoch und niedrig einbüßte. Noch schlimmer aber war, daß sein Reichtum, der ihm unermeßlich geschienen, mehr und mehr zusammenschmolz.

Als seine Geschwister dies merkten, warnten sie ihn, wurden aber zum Lohn mißhandelt und ihnen die Schuld zugeschoben. Nicht nur dies wurde den Leuten bekannt, mit welchen er bis dahin Umgang gehabt hatte, sie vernahmen auch von einem Durchreisenden, wie es sich mit seinen Erlebnissen verhielt und wollten hinfort mit dem Kohlenbrenner nichts zu thun haben, umsoweniger, als sein Geld nicht vorhielt. Da erkannte er die Wahrheit des Sprichworts: „Das Glück ist bald gefunden, aber noch leichter verloren."

Doch das wollte er anderen gegenüber nicht gelten lassen. Um sich nicht bloßzustellen, mehrte er nur seine Überhebung. Er beschloß sogar, sich an einem großen Turnier zu beteiligen, welches der Herzog von Braunschweig damals ausschrieb. Als er sich jedoch dabei einfand, wurde er am Eingange in die Schranken vom Herolde mit der scharfen Bemerkung zurückgewiesen: „In ritterliche Spiele hat sich kein Kohlenbrenner zu mischen."

Wie ihn das Wort traf, zeigte seine Wut, die ihn so überwältigte, daß er blank zog und den Herold niederstach.

Da hieß es: „Der Herold vertritt seinen Herrn, was ihm geschieht, wird angesehen, als sei's an dem Herrn selbst verübt worden. Eine Menge Klingen fuhren auf ihn los, und er wurde

ſchwer verwundet vom Platze getragen. Doch damit war die Sache keineswegs erledigt. Er wurde vom Gerichte als Landfriedensbrecher verurteilt und verlor Adel und Güter, dazu wurde ihm die rechte Hand, mit welcher er den Frevel verübt hatte, abgehauen, wie dies damals üblich war.

Nach der Vollſtreckung des ſtrengen Urteils luden die Brüder den Verſtümmelten auf einen alten Kohlenkarren und fuhren ihn in die Heimat zurück, weil ſie gedachten, ihr früheres Gewerbe wieder aufzunehmen, um wenigſtens ihr Leben zu erhalten.

Der älteſte Bruder erinnerte an das Sprichwort: „Das Glück gleicht dem Balle, es ſteigt zum Falle."

Die Schweſter aber ſprach, den Blick auf den ſchmerzensvollen Martin gerichtet: „Das Glück hilft den kühnen Leuten nicht zu allen Zeiten, ſagt das Sprichwort."

Auch dem den Schiebkarren lenkenden Bruder fiel nun ein ernſtes Wort ein, er ſagte: „Das Glück hat verborgene Tück." Höchſt übel davon berührt verwies ihnen der Leidende ihr ſchonungsloſes Benehmen, indem er ſagte: „Ihr hättet eure Sprüche zur rechten Zeit anbringen ſollen. Es iſt die alte Geſchichte: Hochmut kommt vor dem Fall."

Da begegnete ihnen — ſie waren gerade in einem Hohlwege — ein Wandersmann, neigte ſich über den Karren und fragte: „Nun, Martin, wie ſind Dir die Brände bekommen?"

Dem Angeredeten ſchien die Stimme bekannt zu ſein; er fuhr empor und ſah den Fragenden ſtarr an. Dieſer aber warf Hut und Mantel ab, wuchs zu rieſiger Höhe und ſagte: „Das Glück ſchenkt nicht, es leiht nur!"

Voll Zorn ballte Martin die Hand, welche ihm noch geblieben war, und rief dem Rieſen, den er Betrüger nannte, einen ſchweren Fluch nach.

Wieder ließ dieſer ſein lautes Lachen erſchallen, und die Brüder ſahen ihn, eine mächtige Tanne in der Fauſt haltend, über die Berge vorwärtsſchreiten.

Als ſie nach Morgenbrot kamen und an der alten in Verfall gekommenen Hütte hielten, fand ſich's, daß Martin bereits geſtorben war. Die verſtümmelte Leiche brachten ſie in die Hütte

Digitized by Google

hinein und saßen voll ernster Gedanken daneben. Nach einer Weile sagte der älteste Bruder mit tonloser Stimme: „Anders würde es gekommen sein, wenn besonnener gehandelt worden wäre!“

Stillschweigend stimmten Schwester und Bruder bei, wohl wissend, daß es für den verstorbenen Bruder „zu spät“ sei, doch keineswegs für sie selbst. Alle drei besannen sie sich auf ein Sprichwort und fanden folgende: „Erkenntnis des Fehlers ist halbe Besserung. Sich bessern ist nie zu spät. Wer sich täglich bessert, der kommt endlich auf einen guten Acker und zu schönem Getreide.“

Auf die Frage: „Was nun beginnen?“ einigten sie sich dahin, bei ihrem Entschlusse zu bleiben, ihre frühere Beschäftigung wieder zu ergreifen und ihr Leben in Ehrbarkeit und Bescheidenheit weiter zu führen.

Altenahr.

Die Burg Ahre (Altenahr), auf einer 350 Fuß hohen Felsenkuppe im oberen Ahrthale gelegen, wird am besten vom Dorfe Altenahr aus bestiegen und war einst der Stammsitz der Grafen des Ahrgaues, eines uralten gewaltigen Geschlechtes. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde die Burg geschleift und ist gegenwärtig Privateigentum. Bewundernswürdig ist der Blick von ihren Trümmern in die Felsenwildnis und die Abgründe rings umher, sowie auf die fernen Waldhöhen der Eifel. Wie vor Zeiten sieht man die Ahr in ihren Krümmungen als Silberfaden sich durchs Thal winden, und von dem letzten Besitzer wird folgende Sage erzählt:

Zur Zeit des letzten Grafen von Altenahr, der nur zwei Töchter und keinen Sohn hatte, fanden sich eines Tages zwei Edelknechte bei ihm ein. Jeder von ihnen überreichte ihm eine schriftliche Botschaft. Beim Lesen derselben ergriff ihn tiefer Ernst. Er begab sich damit ins Frauengemach der Burg, denn beide Schrift-

ſtücke bezogen ſich auf ſeine holden Töchter; es waren Heiratsanträge, die ihnen von benachbarten Rittern gemacht wurden. Einer jeden überreichte er einen der Briefe, ſah ſie erröten und dann ſcheu zum Vater aufblicken.

„Nun, Kind," redete er die ältere an, „welche Antwort ſoll ich dem Boten geben?"

Sie ſah die Schwermut in ſeinen Zügen und ſagte nicht ohne Verlegenheit: „Ob Deine Frage ernſt gemeint ſein mag, lieber Vater? Ich glaube nicht, da Du ſchwerlich den Wunſch haben wirſt, Deine Tochter mit einem ehrloſen Raubgeſellen zu verbinden. Dir widerſteht jedenfalls eine ſolche Erniedrigung ebenſo wie mir ſelbſt." — Es war nämlich die wilde Zeit der Raubritter gekommen, und ein ſolcher warb um ihre Hand.

Des Vaters Züge verrieten über die Antwort der Tochter keine Spur von Unwillen; es glänzte vielmehr Zuſtimmung aus ſeinen Augen, obwohl er zurückhielt. — „Und wie entſcheideſt Du Dich?" redete er die jüngſte Tochter an, welche unterdes in ihren Brief geblickt hatte.

Sie ſagte: „Ich denke wie die Schweſter nicht entfernt daran, einem gemeinen Raubritter meine Hand zu reichen."

Nun verriet der mit den Antworten zufriedengeſtellte Mann unverholen eine freudige Stimmung und ſagte: „Ihr habt Recht, Kinder, mit Wegelagerern iſt kein Bündnis einzugehen." — In dieſem Sinne fertigte er denn auch die Boten ab und als er dann wieder das Frauengemach betrat, ſagte er: „Sie werden's nicht ruhig hinnehmen, werden uns feindlich entgegentreten. Doch abgewieſen mußten ſie werden, mag uns immerhin Unliebſames drohen. Lieber den Untergang, als ein ehrloſes Leben, denn Ehre verloren, alles verloren."

Des Grafen Vermutung traf ein, ſchon nach einigen Tagen brachten dieſelben Boten ihm zwei Fehdebriefe, und ehe man's erwartete, umlagerten Heerhaufen das Schloß.

„Die Würfel ſind gefallen!" ſagte nun der Graf, verſammelte ſeine Mannen im Ahnenſaale und trat mit ſeinen Töchtern in ihre Mitte. „Liebe Saſſen," redete er die kampferprobten Leute an, „bis dahin habt ihr treu zu meinem Hauſe gehalten, deshalb

Digitized by Google

vertraue ich euch und hoffe zu Gott, daß es auch so bleiben werde. Hört zunächst, um was es sich handelt! Meinen beiden Töchtern sind von zwei Raubrittern Heiratsanträge gemacht und von uns abgewiesen worden, dafür befeindet man uns und will uns verderben. Haltet ihr die Abweisung für Unrecht und wollt ihr abziehen, so gebt es mir kund; seht ihr aber auf unserer Seite das Recht, und seid ihr dabei geneigt, es vertreten und unsere Burg mit Aufbietung aller Kräfte verteidigen zu helfen, ja lieber mit uns unterzugehen, als sie zu übergeben, so bleibt uns zur Seite und seid aufs Schlimmste gefaßt!"

Den Getreuen wurde die Wahl nicht schwer. Keiner zog ab, alle gelobten Treue bis in den Tod und verlangten die Verteidigung des Schlosses.

Nun traf der Graf mit aller Entschiedenheit seine Anordnungen. Doch auch die Belagerer machten ihre Anschläge und beschlossen, da sie die Stärke der Burg genau kannten, sie nicht zu berennen, sondern aushungern zu lassen. Sobald man dies oben merkte, säumte man nicht, einen Ausfall zu machen, der jedoch zurückgeschlagen wurde und vielen tapferen Mannen das Leben kostete. In den nun folgenden Wochen wiederholte sich dies mehrmals, und bei aller Erfolglosigkeit schmolzen auf der Burg die Vorräte an Lebensmitteln mehr und mehr zusammen, sodaß eine Zeit kam, in welcher dies von Tag zu Tag bedenklicher wurde.

Nochmals rief nun der Graf seine Leute zusammen, machte ihnen Mitteilungen über die Sachlage und sagte dann: „Uns bleibt nichts übrig, als wieder einen Ausfall zu wagen. Mißlingt auch dieser, so droht uns der Hungertod. Zum letzten Male gebe ich euch ein Recht dazu, von der Burg zu gehen und euer Leben zu retten. Daß euch der Feind freien Abzug gewährt, bezweifle ich nicht." Doch dies Ansinnen wiesen alle zurück, und er rüstete nun einen Ausfall, bei welchem all ihre Kräfte angestrengt wurden. Ihre Tapferkeit aber blieb ohne Erfolg; sie wurden nochmals zurückgeschlagen und nur ein geringer Teil der Mannschaft kehrte über die Zugbrücke in die Burg zurück, wohl wissend, was ihrer harrte. Und die Befürchtungen hatten nur zu guten Grund. Männer, die manchen gefährlichen Strauß ohne Schaden durch-

gefochten hatten, unterlagen dem Mangel an ausreichender Nahrung. „Ehe man zu Ehren kommt, muß man zuvor viel leiden," ſagte der eine, als ihm die Kräfte ſchwanden. Ihm wurde von einem Kameraden entgegnet: „Ehre iſt edler, denn das Leben," und auf anderer Seite ſprach einer das Troſtwort: „Um Ehre willen ſterben iſt keine Schande," und dieſem wurde noch von einem dritten beigefügt: „Beſſer mit Ehren geſtorben, denn mit Schanden gelebt."

Die erſten, welche ſtarben, waren die beiden Töchter. „Um unſertwillen ſoviel Unglück!" ſeufzte die jüngſte. Doch die Schweſter erwiderte: „Was Gott ſchickt, muß man hinnehmen." — Andere Leute, die der Hungertyphus dahinraffte, folgten, und auch ſolche aus dem kräftigſten Mannesalter blieben nicht verſchont. Ja, es nahete die Stunde, in welcher der Greis vereinſamt durch die Schloßräume ging und mit trübem Blick neben den Leichen ſeiner Töchter, und dann wieder neben denen ſeiner treuen Mannen ſtand. Er allein war übrig geblieben.

Da raffte er all ſeine Kraft zuſammen, nahm feierlich Abſchied von den Überreſten ſeiner Getreuen, ging in die Rüſtkammer und legte ſich ſeine Rüſtung an. Alsdann trat er in den Stall, ſattelte ſein Leibroß, ſtreichelte es, ſchwang ſich hinauf und ritt auf die äußerſte Zinne des hohen Walles. Von hier aus warf er einen verachtungsvollen Blick auf ſeine Feinde und ſchalt: „Statt in ehrlichem Sturm uns mit Mut anzugreifen, bleibt ihr in fauler Unthätigkeit liegen und ſchneidet uns die Zufuhr ab. Was bringt zu Ehren? Sich wehren! Ich will euch zeigen, was Mut iſt, und wie man im Tode über euch zu ſiegen vermag!" Mit dem Worte: „Wer die Ehre gerettet, hat alles gerettet!" drückte er dem Pferde die Sporen in die Weichen. Es ſprang in die Tiefe hinab, und Mann und Pferd zerſchellten.

Mit Grauſen ſahen die Feinde die That, und ein Schauder ergriff ſie ſo mächtig, daß für ſie keines Bleibens mehr war.

„Hatte denn der Graf von Altenahr keine Freunde, die ihm zu Hilfe eilen konnten?" ſo fragt der Leſer unwillkürlich, und die Antwort lautet: Wohl hatte er deren, und ſie kamen auch, zum Heere vereint, um die Burg zu entſetzen. Doch ſie kamen zu ſpät,

Digitized by Google

fanden rings das Lager verlassen und die Burg ausgestorben. Ihnen blieb nur vorbehalten, von Wehmut ergriffen die Toten mit Ehren zu bestatten. Die leeren Schloßräume, welche mit solcher Selbstüberwindung behauptet und mit solchem Edelmut verteidigt worden waren, in Besitz zu nehmen, das vermochten sie nicht über sich zu gewinnen. Still zogen sie ab und hinterließen die leere Burg der Nachwelt zum Zeugnis deutscher Gesinnung."

Doch ist noch hinzuzufügen: Ohne Sühne sollten die grausigen Ereignisse nicht bleiben. Nach wehmütigem Abschiede von Burg Altenahr lenkte das Heer seine Schritte vor die Raubschlösser der beiden Wegelagerer, überwältigte sie, schleifte ihre Burgen und brach ihre Wappen. Die Raubritter selbst wurden gefangen genommen und hatten ihre Unthaten in Burgverließen schwer zu bereuen, denn man hielt sie in festen Räumen verwahrt bis an ihr Ende.

Das Uhrwerk zu Straßburg.

Straßburg liegt an der Ill und am Rhein-Rhonekanal, $^3/_4$ Stunden vom Rheine entfernt. Von den Römern gegründet, wurde die Stadt im Mittelalter freie Reichsstadt. Den 28. September 1681, mitten im Frieden, wurde sie von Ludwig XIV. Frankreich einverleibt, und 1870, den 12. August, im deutsch-französischen Kriege von den deutschen Truppen wieder genommen. Am 28. September zogen diese in Straßburg ein. Die Stadt treibt ansehnlichen Handel und hat bedeutende Industrie. Abgesehen von den Wasser- und Landstraßen führen Eisenbahnen nach allen Richtungen. Daß die Gänseleberpasteten berühmt sein müssen, ergiebt sich schon aus dem Umstande, daß jährlich über 20 000 Gänse auf den Markt kommen. Der Paradeplatz ist der größte der Stadt, und ihn ziert das Standbild Klebers. Auf dem

Guttenbergsplatze befindet sich das Standbild Guttenbergs. Die Hauptzierde der Stadt ist das Münster. Unter Mithilfe wohlhabender Bürger wollte Bischof Konrad es zur Hauptzierde der Stadt und zum ersten Kirchengebäude erheben. Die Ausführung desselben übertrug er dem wackern Meister Erwin von Steinbach, dessen Pläne noch aufbewahrt werden. Zwei Türme sollten den Bau zieren, doch ist nur einer (450 Fuß, 142 m hoch) vollendet worden. Nach Erwins Tode (1318) übernahm sein Sohn und dann seine Tochter Sabine die Ausführung desselben, doch auch sie erlebten die Vollendung nicht, die erst 1439 erfolgte. Im Münster befindet sich nahe dem Südportal eine herrliche astronomische Uhr, die ihresgleichen nicht hat. Es ist ein großes figurenreiches Gebäude, und die einzelnen Teile daran sind auf die kunstvollste Weise ausgeführt. Da befinden sich nicht nur ein Stunden- und Minutenzeiger, die Uhr giebt auch an, ob es Stunden des Tages, ob Stunden der Nacht sind. In der Mitte prangt nämlich die Erdkugel und zu beiden Seiten stehen der Sonnengott und die Mondgöttin und zeigen mit ihren Pfeilen der eine die Tages-, die andere die Nachtstunden an. Darüber fahren in Wagen die sieben Planeten, und jeden Tag zeigt sich ein anderes Gespann, welches langsam vorrückt. Das mannigfaltig verzierte Zifferblatt ist darunter angebracht und von den vier Jahreszeiten umgeben. Über demselben zeigt eine kleine Scheibe von Messing den Mond, welcher durch das Vorschieben und Zurücktreten einer dunkeln Scheibe bald hell, bald dunkel erscheint, wie es der Wirklichkeit entspricht. Rechts und links begrenzt ein freier Treppenturm das Uhrgehäuse. Am Fuße eines jeden derselben ruht ein schildhaltender Löwe, der zu brüllen vermag. Auf der Spitze steht ein Hahn, welcher allemal die Stunde kräht und dabei mit den Flügeln schlägt. Man erblickt über der Mondscheibe die Gestalten der Menschenalter,

Digitized by Google

welche genau zur Zeit die freihangenden Viertelſtundenglocken anſchlagen. Das Kind ſchlägt das erſte Viertel, der Jüngling das zweite, der Mann das dritte und der Greis das vierte. Beim Stundenwechſel tritt an die etwas höher hangende Stundenglocke unverzüglich der Tod heran und ſchlägt die Stunde. Hoch über allem dieſem erhebt ſich eine Krone, die vier Evangeliſten und muſizierende Engel, hinter welchen ein klangvolles Glockenſpiel ſich birgt. Andere Figuren ſind im Innern verborgen und treten nur zu Zeiten hervor, nämlich der Heiland und die zwölf Apoſtel.

Wenn's Mittag ſchlägt, dann entfaltet das Kunſtwerk in pünktlichſter Weiſe all ſein geheimes Leben, und der Beſchauer hat wohl aufzumerken, daß ihm nicht eine ſeiner Leiſtungen entgehe. Haben dann die Menſchenalter die Viertelſtunden geſchlagen, ſo tritt der Tod hervor und ſchlägt die Stunde, die Apoſtel erſcheinen nacheinander, treten vor den Heiland, verneigen ſich und ſchreiten weiter, die beiden Löwen, die Hüter des Stadtwappens, zeigen durch Brüllen ihre Wachſamkeit an, der Hahn ſchlägt mit den Flügeln und kräht, und das Glockenſpiel läßt ebenfalls ſeine melodiſchen Klänge erſchallen.

Der Meiſter, welcher die künſtliche Uhr in Straßburg erdacht und daran von 1547—1580 gearbeitet hat, hieß Iſaak Habrecht. Nachdem ſie vollendet und aufgeſtellt war, lief alle Welt herzu, um das Wunderwerk in voller Bewegung zu ſehen, und das Rühmen und Preiſen der Pünktlichkeit wollte kein Ende nehmen.

Doch des Künſtlers Ruhm gereichte ihm zum Verderben. Der Rat der Stadt, welche den ſeltenen Schatz beſaß, beſorgte, der unvergleichliche Künſtler möchte auch noch anderwärts ein ähnliches oder gar noch vortrefflicheres Kunſtwerk ſchaffen, und ſagte: „Dann würden wir nichts dergleichen vor anderen Städten voraushaben, was doch beabſichtigt worden iſt.“ Von eitler Ruhmbegierde verführt, fügte man von anderer Seite hinzu: „Das muß um jeden Preis verhindert werden!“ Alle Ratsherren einigten ſich

dahin, dem Künſtler die Augen ausſtechen zu laſſen und ihn dadurch zu weiteren Arbeiten unfähig zu machen.

Der grauſame Beſchluß ſollte zur Ausführung kommen. Da erbat ſich der unglückliche Iſaak als einzige Vergünſtigung die Erlaubnis, vorher nur noch ein einzig Mal ſein Werk in allen ſeinen Teilen anſchauen zu dürfen.

Wie hätte dieſe Bitte abgeſchlagen werden können!

Man geleitete den Meiſter zu der Uhr und geſtattete ihm auch, zum Räderwerk hinaufzuſteigen. Eine Weile ſchaffte er darin mit ſeinen Händen, dann führte man ihn fort und vollzog an ihm den teufliſchen Beſchluß.

Bald ſchon ſtand das Uhrwerk ſtill. Die Zeiger waren feſtgebannt, die Glöcklein hörten auf zu ſchlagen, der Hahn ſchwieg wie auch die Löwen, die Apoſtel, der Tod und die Menſchenalter wandelten nicht mehr, und der Herr hob nicht ſeine Rechte zum Segen auf. Meiſter Habrechts geblendete Augen ſchloſſen ſich zum ewigen Schlaf, und immer noch drehten die Räder der Uhr ſich nicht wieder.

Vergeblich ſandte der Rat der Stadt nach Künſtlern aus und bot demjenigen hohe Summen, der das Werk wieder in Gang bringen werde. Viele verſuchten ſich daran, aber es gelang ihnen nicht. Wohl wurde das Werk immer noch ſtaunend betrachtet und von ſeinen Bewegungen erzählt, aber Jahrhunderte lang war und blieb es ohne Leben.

Erſt im Jahre 1842 iſt es einem Meiſter gelungen, durch ſeine geſchickten Hände die 1000 Räder und die 270 Getriebe wieder in die richtige Bewegung zu bringen. Seitdem erkennt, wie vor Zeiten, jeder aufmerkſame Beſchauer in dieſer Uhr eins der wunderbarſten Kunſtwerke dieſer Art.

Digitized by Google

Die Söhne des Burggrafen von Nürnberg.

Die Stadt Nürnberg hat über 103 000 E., liegt auf beiden Ufern der Pegnitz und verfolgt ihre Geschichte bis in das zehnte Jahrhundert. Ehemals war sie eine freie Reichsstadt und hatte ein Gebiet von 30 □M. im Besitz. Im 14. Jahrhundert war Nürnberg der Mittelpunkt des deutschen Handelsgebietes, und es trafen dort die Landstraßen von Donau, Rhein und Elbe zusammen. Ganz besondere Wichtigkeit hat die Stadt in Bezug auf Erfindungen. Hier wurde die Windbüchse, hier wurde das Feuerschloß an den Schießgewehren und die Drahtzieherei erfunden, wie denn auch hier aus Stahldraht die ersten Nähnadeln hergestellt worden sind. In Nürnberg verfertigte Peter Hele gegen 1500 die ersten Taschenuhren, welche Nürnberger Eier genannt wurden. Auch im Gebiete des geistigen Schaffens war Nürnberg groß. Hier wirkten: der Maler Dürer († 1528), der Erzgießer Peter Vischer, der Glasmaler Hirschvogel, der Meistersänger Hans Sachs († 1576).

Die Zollernburg bei Nürnberg, welche später zerstört worden ist, wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts von den Burggrafen bewohnt und hieß das Burggrafenschloß. Jene Zeit war wild und wüst, und die aufblühende Handelsstadt hatte viel vom Raubgesindel zu leiden, welches die Gegend unsicher machte. Hier wohnte Friedrich III. von Hohenzollern († 1297) und erfreute sich einer großen Kinderschar. Die ältesten Söhne, Hans und Siegmund, waren zu der Zeit, von welcher wir erzählen wollen, bereits zu kräftigen Jünglingen herangewachsen und im Waffenhandwerk wohl erfahren. Sie galten mit Recht als kühne Jäger

Digitized by Google

und das wollte damals viel heißen, denn noch hauſeten in den umliegenden Waldungen Wölfe und Bären. 1264 brachen in die Dörfer des Fichtelgebirges ganze Rudel von Wölfen ein, derer ſich die Bewohner nur mit Mühe und Not zu erwehren wußten, und auch im Reichswalde, der ſich in den Niederungen Frankens nach Nürnberg zu hinzog, mußte man auf einen Überfall der Raubtiere gefaßt ſein. Dort wohnten viele Bienenzüchter, „Zeidler", welche die ganze Umgegend mit Honig und Wachs verſorgten, aber auch ihre Steuern in Honig abliefern mußten. Hieran knüpft ſich folgende Sage:

Eines Tages machte ſich ein Zeidler mit ſeiner Frau auf den Weg nach dem Bergſchloſſe, um die Honigſteuer hinzubringen. Die Leute hatten zwei Kinder, Konrad zählte ſchon zehn Jahre, wogegen Agnes zwei Jahre jünger war. „Ihr dürft das Haus gar nicht verlaſſen," ſagte die Mutter, „und Du, Konrad," fügte der Vater hinzu, „giebſt hübſch acht auf Deine Schweſter, damit kein Schaden angerichtet werde!"

Mit ſolchen eindringlichen Mahnungen verließen ſie ihre Kinder.

Doch der Herbſttag war ſchön und am Nachmittage ſchien die Sonne gar freundlich. Das lockte die kleine Agnes hinaus ins Freie. Konrad, der es gewahrte, eilte ihr nach, um ſie wieder ins Haus zu holen. In demſelben Augenblicke ſtürzten zwei hungrige Wölfe herbei. Der mutige Knabe ergriff eine Heugabel, die Beſtien damit abzuwehren. Doch das gelang nicht. Während er nach Kräften losſchlug und mit dem einen Wolfe rang, wurde Agnes von dem andern zerfleiſcht. Und leider erlahmten die ſchwachen Kräfte des Knaben ſo früh, daß auch er ſelbſt erliegen mußte. Er hauchte unter einem Angſtſchrei, der weithin ſchallte, ſein Leben aus. Bereits waren die heimkehrenden Eltern nahe, der Weheruf drang zu ihren Ohren, ſie erkannten mit Schrecken ſeine Stimme und eilten in Aufregung, ja Todesangſt herbei. Zum Helfen kamen ſie jedoch zu ſpät, das Schreckliche war geſchehen. Beim Nahekommen ſahen ſie die Wölfe davoneilen und

fanden zu ihrem Jammer nur die blutigen Überreste der vielgeliebten Kinder.

Am folgenden Tage saß Graf Friedrich mit seiner Gemahlin, seinen Söhnen und anderen Gästen bei der Tafel auf dem Burggrafenschlosse, und es wurde eben eine große Jagd besprochen, die tags nachher gehalten werden sollte. Da hörte man draußen vor dem Speisesaale ein lebhaftes Hin- und Herreden, sodaß der Graf einen Diener nach der Ursache fragte. Dieser antwortete: „Im Vorzimmer sind ein paar Leute, welche durchaus Einlaß begehren."

Daß er sie von der Wache abweisen hörte, war dem Grafen nicht recht; er befahl, sie vorzulassen.

Da traten der Zeidler und seine Frau in den Saal. Zwischen sich trugen sie einen zugedeckten Korb und stellten ihn hin. Die Frau öffnete ihn, nahm die blutigen Gebeine ihrer Kinder heraus und warf sie auf den Boden. Der Zeidler aber erhob seine Stimme und sagte: „Da, Herr Reichsvogt, habt Ihr auch meine Kinder als Zins! Schutz vor blutgierigen Raubtieren wird uns nicht zuteil! Die Kinder sind, während wir gestern unsere Steuer ablieferten, von Wölfen zerrissen worden."

Mit Entsetzen waren alle Tischgenossen aufgesprungen. Nunmehr nahete die aufs tiefste ergriffene Burggräfin den unglücklichen Leuten und sprach tröstende Worte zu ihnen. Einen besonders erschütternden Eindruck machte der entsetzliche Anblick auf die beiden jungen Grafen, welche nahe herzugetreten waren. Der Burggraf aber sagte: „Wenn solches Unheil in unserer Nähe angerichtet werden kann, so ist es geboten, aufs Entschiedenste dagegen aufzukommen. Die besprochene große Jagd wollen wir fallen lassen und morgen nach der Gegend ausziehen, wo die Wölfe solche Frevel ausüben." Sofort wurde alles verabredet, auch wurden eine Menge Ritter und Herren aus der Stadt aufgeboten, und der Burggraf gelobte, nicht eher zu rasten, bis die Dorf- und Waldbewohner von dieser Landplage befreit sein würden.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages hörte man auf dem Hofe des Burggrafenschlosses die Jagdhörner erschallen. Hans und Siegmund waren schon zu Roß gestiegen, die Jagdgesellschaft war beisammen und die Knechte koppelten eine große

Anzahl Hunde, worunter namentlich Wolfshunde waren, welche alle den Zug begleiten sollten.

Da erschien der Hausherr mit seiner Gemahlin in der Thüre. Die Burggräfin zeigte ein bleiches Antlitz und rotgeweinte Augen. Sie sagte zu ihrem Gatten: „Diese Nacht bin ich von einem qualvollen Traume furchtbar geängstigt worden. Ich sah unsere beiden Söhne als blutige Leichen von der Jagd zurücktragen. Es war herzzerreißend! Gewähre mir deshalb die Bitte und laß Häns und Siegmund nicht an der gefährlichen Jagd Anteil nehmen!"

Beim Erscheinen der Eltern waren die Söhne näher geritten und brachten ihnen ihren Morgengruß dar. Auf die bevorstehende Jagd hatten sie sich so sehr gefreut, daß ihnen die Bitte der Mutter höchst ungelegen kam. An Gehorsam aber gewöhnt that keiner von ihnen Einsprache, doch machte sich der eine mit seinem Jagdspeere zu schaffen und der andere mit seiner Armbrust. Auch blieben beide auf ihren ungeduldig den Boden stampfenden Pferden und erwarteten mit Spannung die Entscheidung des Vaters.

„Deinen Traum," entgegnete er der Gattin, „sehe ich lediglich als Folge des Schrecks und der Aufregung von gestern an. Der entsetzliche Auftritt, den uns die Zeidlersleute bereiteten, war dazu wahrlich angethan. Doch die Besorgnis hat keinen stichhaltigen Grund, denn die Wölfe können wohl schwachen Kindern gefährlich werden, auch einem unbewaffneten Wanderer, aber gegen wohlausgerüstete Waidmänner vermögen sie nichts auszurichten. Sei unbesorgt," setzte er leise hinzu, „ich werde beide Söhne im Auge behalten und nicht dulden, daß sie sich in Gefahr bringen."

Nachdem er sich verabschiedet, sprengte er an der Spitze des Zuges derjenigen Gegend des Waldes zu, in welcher solche Greuel passiert waren.

Frau Elsbeth aber, die es wohl schweigend zugegeben hatte, bestieg den Turm der Burg und sah dem fortziehenden Jagdzuge noch lange mit Beklemmung nach, fand aber dann durch ein herzliches Bittgebet für ihre Lieben die Ruhe wieder.

Bis zum Einzuge in den Wald blieben die Jagdgenossen beisammen. Alsdann hieß der Graf die Hälfte der Knechte mit ihren Hunden rechts und die andere Hälfte links gehen. Sie sollten

einen weiten Raum in einem großen Kreise rings einschließen und dann von allen Seiten nach der Mitte vordringen, um das Wild zusammenzutreiben. So geschah es, und bevor noch die Sonne sank, stellte sich das Ergebnis der Jagd überaus glänzend dar, denn außer Hirschen und Rehen, Ebern und Füchsen wurde eine große Anzahl Wölfe erbeutet.

Nun versammelte sich in der Nähe des Schlößchens Lichtenhof die ganze Jagdgesellschaft auf einer Höhe und wählte einen freien Platz dazu, das Gelage zu halten.

In der Runde kreisten die Becher, und fröhliche Unterhaltung verkürzte den Genossen die Zeit. Der Burggraf aber gedachte der besorgten Mutter daheim und sandte einen kräftigen Knecht an dieselbe ab, welcher ihr die Nachricht vom schönen Erfolge der Jagd bringen und ihre zeitige Rückkehr verkünden sollte.

Die Sonne berührte bereits den Rand des Horizontes, als die Jagdgesellschaft zur Heimkehr aufbrach. In den Thälern stieg bereits der Nebel auf, der sich immer mehr verdichtete, sodaß alsbald Fackeln angezündet werden mußten, um den Weg halten zu können. Die Jagdgesellschaft erreichte das Weichbild der Stadt in der Nähe des weißen Turmes, wo der Burggraf ein Schlößchen besaß, bei welchem eine geräumige Remise gelegen war. Er hatte die Anordnung getroffen, daß darin die Beute und die Jagdgerätschaften vorläufig untergebracht werden sollten, was bei Fackelschein geschehen mußte und einigen Aufenthalt verursachte.

Von hier bis zum Spittelthore zog sich eine Vorstadt hin, welche damals von Sensenschmieden bewohnt war. Schon aus der Ferne hatte der kommende Jagdzug mit der Hornmusik und dem Fackelschein die hier wohnenden Leute angezogen, ihrer viele waren näher gekommen und füllten die Straße bis zum weißen Turme hin. Friedrich hielt mit seinen Söhnen an der Spitze des Jagdzuges und traf Anordnungen.

Plötzlich hörten sie in der Richtung zum Spittelthore ein gräßliches, durchdringendes Geschrei erschallen und fragten, was das wäre. Sie erhielten keinen Bescheid; die Volksmenge aber drängte darauf zu, und weil jeder wissen wollte, was geschehen war, entstand ein unruhiges Hin- und Herwogen. Auch Hans und

Siegmund lenkten ihre Roſſe dorthin, waren jedoch noch nicht weit vorgedrungen, als ſie von wilden Senſenſchmieden umringt wurden, die mit Senſen und Eiſenſtangen, mit Beilen und anderen Mordwaffen auf ſie eindrangen und Miene machten, ſofort zu thätlichen Angriffen überzugehen, ehe noch die Prinzen ahnten, aus welchem Anlaß dies geſchehe.

Hinter den wütenden Senſenmännern nahte eine Schar lautſchreiender Schmiede, welche dieſe in ihre Mitte treten ließen. Auf einer Bahre trugen ſie den verſtümmelten Leichnam eines Kindes von etwa vier Jahren und ſtellten die Bahre vor die jungen Markgrafen hin. Eine Frau, die Mutter, warf ſich über den Leichnam des Knaben und ſchien vor Schmerz halb wahnſinnig zu ſein. Burckhardt aber, des toten Kindes Vater, erhob ſein Beil und ſchwang's in grimmiger Wut gegen die Prinzen, welche vergeblich von der ſie umtobenden Menge Aufſchluß über das, was vorgefallen war, zu erlangen ſuchten.

Im Geleite der Jünglinge waren nur wenige ihrer Knechte, und dieſe bemühten ſich vergebens, den Haufen, der vor Wut ſchnaubte, abzuwehren. Die Zahl der Angreifenden war zu groß gegen die Handvoll Reiſige. Wohl wurde Burckhardt überwältigt, doch gelang es der Menge, Siegmund trotz tapferſter Gegenwehr vom Pferde zu reißen. Schwer getroffen hauchte er alsbald ſein Leben aus. Hans, der ſeinen Bruder kräftig verteidigt hatte, wurde, da ſich nun alle gegen ihn wandten, durch tiefe Wunden kampfunfähig und verſuchte, ſich durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes zu retten. Doch auch dies gelang nicht. Von einem ihm nachgeworfenen Beile unglücklich getroffen, ſtürzte er vom Pferde und wurde von der wütenden Menge erſchlagen.

Dann verließ der wilde Haufe den Platz und verlief ſich nach allen Seiten, wodurch es allein den noch übriggebliebenen Knechten möglich wurde, die Leichname ihrer Herren nach der Burg zu bringen.

Schneller als ſie war die Kunde der Unthat aufs Schloß gedrungen, und der Jammer der Burggräfin erfüllte die Gemächer.

Freilich klärte ſich die Urſache des ſchrecklichen Ereigniſſes bald ſchon auf. Die Troßknechte, welche die von der Jagd erhitzten

Digitized by Google

Hunde an der Leine geführt und den Schluß des Zuges gebildet hatten, waren, da für ſie keine Veranlaſſung dazu vorlag, an der Remiſe halt zu machen, vorwärts gezogen. Unglücklicherweiſe hatte die Frau des Meiſters Burkhardt ihren Knaben, damit er vor der rauhen Abendluft geſchützt werde, in eine Wolfsſchur eingehüllt. So angethan hatte der Kleine ſich vor die Thür des elterlichen Hauſes hingeſetzt, um den Zug zu ſehen. Als nun die Knechte mit den aufgeregten Hunden dahingelangt waren, hatten die Beſtien im Fackelſchein beim Blick auf das in den Wolfspelz gehüllte Kind, darin einen Wolf vermutend, ſich von der Leine losgeriſſen und waren wütend über den armen Knaben hergefallen. So hatte das Unglück geſchehen können, bevor die durch Schreck gelähmten Knechte ſie loszureißen vermocht hatten.

Wie hierbei die Menge in größte Aufregung gekommen war, ſo erging's auch auf dem Burggrafenſchloſſe bei der Ankunft der Ritter und Herren. In allen erwachte wilde Racheluſt, und es bedurfte aller Kraftanſtrengung des edlen und beſonnenen Burggrafen, ſie zurückzuhalten. Nachdem dies erreicht war, drang er mit Entſchiedenheit darauf, daß ein ſtrenges Strafgericht gehalten werde, und dazu verſprachen ihm auch die gegenwärtigen Räte der Stadt ihre volle Mitwirkung.

Die Senſenſchmiede aber warteten die Folgen ihrer blutigen Frevelthat nicht ab. Noch in derſelben Nacht verließen ſie mit Kind und Kegel ihren Wohnort und zogen nach Donauwörth, um vor dem Burggrafen ſicher zu ſein.

Mit Bewilligung des Rates legte derſelbe den Bewohnern jener Vorſtadt ein Sühnegeld auf. Sie mußten jährlich zu Michaeli 7 Heller bezahlen, was ſich bis zum Jahre 1386 erhalten hat.

Die Roßtrappe.

Nicht fern von Halberstadt liegt Thale am Eingange in das Bodethal, welches sich etwas oberhalb des Ortes verengt. Auf dem linken Ufer der Bode erhebt sich eine jähe Felsenwand von schwindelnder Höhe, aus welcher der Roßtrappfelsen fast senkrecht 800 Fuß (250 m) hoch hervortritt. Sein Fuß wird von der Bode umspült, und seine obere Fläche ist kaum einige Fuß breit, sodaß sie nur für zwei Menschen Raum bietet, die dann auf einer schmalen bogenförmigen Vertiefung stehen, welche dem Eindruck eines riesenmäßigen Pferdefußes ähnlich ist und der Bergspitze den Namen gegeben hat.

Der Roßtrappe gegenüber liegt auf dem rechten Ufer der Bode der Hexentanzplatz, welcher ebenfalls sehr steil zur Bode abfällt und so gestaltet ist, daß man nur auf Treppenstufen auf- und abwärts zu gelangen vermag. An diese vielbesuchte Örtlichkeit knüpft sich folgende Sage:

Vor vielen tausend Jahren, als Deutschland noch von Riesen bewohnt war, hauste ein solcher, Bodo mit Namen, im böhmer Walde und beherrschte alles Land ringsumher. Nur Emma, eine Königstochter vom Riesengebirge, war frei geblieben und wollte sich nicht von ihm beherrschen lassen. Umsomehr strebte er selbst dies an. Als er sie einst von ferne jagend auf der Schneekoppe erblickte, suchte er sie zu ereilen, sattelte sofort seinen Zelter, der Riesensprünge machen konnte, und schwur, sie zu fangen, es koste, was es wolle.

Sie aber hatte den Verfolger noch frühzeitig genug bemerkt, um ihm mit ihrem guten Pferde einen Vorsprung abgewinnen zu können und sprengte in wilder Flucht über Berg und Thal, durch Wälder und Ebenen von dannen. Den Riesen auf seinem schnaubenden Zelter fortwährend hinter sich gewahrend, gelangte sie durch

Digitized by Google

Thüringens Wälder endlich in den Harz. Da vermochte ihr ermüdetes Roß keinen Schritt mehr zu thun und ſtand verſchnaufend auf dem Felſen, der in unſeren Tagen den Namen Hexentanzplatz führt. Hier ſah ſie den Abgrund vor ſich, in deſſen grauſiger Tiefe der Strom wirbelte, aber, den Blick in die Höhe werfend, ſah ſie auch den gegenüberliegenden himmelhohen ſteilen Felſen. Keinen Ausweg zu haben, um vorwärts zu gelangen, erfüllte ſie einen Augenblick mit Entſetzen. Hinter ſich hörte ſie Bodos ſchnaubendes Roß näher und näher kommen, rief die Geiſter ihrer Väter zu Hilfe und drückte dem Pferde die Sporen in die Seiten. Da raffte das treue, edle Roß alle ſeine Kräfte zuſammen und ſprang glücklich über den Abgrund. Seinen Huf ſchlug es dabei tief in das drüben emporragende Geſtein, ſodaß der „Roßtrapp" bis auf den heutigen Tag ſichtbar iſt. Nur ihre goldene Krone war ihr bei dem Sprunge vom Haupte gefallen und im Strudel verſunken.

Bodo, deſſen Augen einzig auf ſie, die erſehnte Königstochter gerichtet waren, und der ihr ohne ſich zu beſinnen in blinder Hitze nachſetzte, ſtürzte mit dem zu kurz ſpringenden Zelter der Krone nach in den wild aufſchäumenden Strudel und gab dem Fluſſe den Namen.*

Tief unten im „Kronenſumpfe" liegt die Krone, und der Rieſe Bodo iſt dazu verdammt, ſie als ſchwarzer Hund zu bewachen. So die Sage.

Kein Goldgieriger wird ſie jemals herausholen. Einmal wagte ein guter Taucher den Verſuch, fand auch im tiefen Abgrunde die Krone, ergriff ſie und hob ſie zur Höhe empor, ſodaß das zahllos am Ufer harrende Volk die goldene Spitze derſelben ſchimmern ſah. Doch ganz über Waſſer ſie zu bringen, gelang ihm nicht, ſie war ihm zu ſchwer und entſank ſeinen Händen. Nach kurzer Raſt wiederholte er mutig den Verſuch, jedoch mit ebenſo ungünſtigem Erfolge. Als das Volk ihn nun dringend aufforderte, es zum dritten Male zu wagen, weigerte er ſich lange Zeit. Auf beſonderes Zureden that er's aber doch und kam nicht wieder zur Oberfläche herauf. Statt ſeiner ſprang ein Blutſtrahl über den

* Bode. Emme, Saale, Elbe (Emme, Emma; Elbe, Elſe).

schauerlichen Strudel empor und erfüllte die Umstehenden mit Grausen. Seitdem wird der Kronensumpf „Kretpfuhl" (Teufelspfuhl) und der Felsen, wo Emma die Hilfe der Geister anrief, der „Hexentanzplatz" genannt. Manchmal aber hört man gegen Mitternacht das dumpfe Hundegeheul des Heiden aus tief verborgenem Schlunde heraufhallen.

Rübezahl.

Rübezahl im Umgang mit den Menschen.

Das Riesengebirge ist die höchste Erhebung der Sudeten und besteht aus einem meilenlangen Urgebirgskamme, welcher einzelne kahle Felsblöcke als Kuppen hervorragen läßt, an deren Fuße nur hin und wieder etwas Dammerde, meist aber Gerölle sich vorfindet. Mit 3700 Fuß Höhe beginnt die Herrschaft des Knieholzes, einer Nadelholzgattung, die kaum 3 Fuß hoch wird. Bei 4650 F. hört auch dies auf, es wächst nur spärlich Gras, und dabei ist's oben so still, als wäre man der Welt entrückt. Die höchste Spitze, die Schneekoppe, bildet einen nackten, mit Geröll bedeckten Kegel. Die einsamen Gebirgsthäler dagegen werden durch Bäche einigermaßen belebt und sind weiter abwärts dicht bewaldet. Die Schneekoppe (Koppe) erhebt sich 5133 rhein. Fuß, 1465 m und bietet eine umfassende Aussicht. (Man sieht in Böhmen: Trautenau, Königgrätz, Weiße Berg bei Prag, in Schlesien: Görlitz, Breslau.) Über die Koppe zieht sich die Grenze von Schlesien und Böhmen.

Nach der Sage war das Riesengebirge vormals der Aufenthalt eines mächtigen Berggeistes, Rübezahl geheißen. Auf der Oberfläche hatte sein Gebiet nur wenige Meilen im Umfange, im

Digitized by Google

Innern der Berge dagegen erſtreckte es ſich unermeßlich tief und weit. Seitwärts der Schneekoppe, nicht fern von der Rieſenbaude beſaß Rübezahl einen eigenen Garten, deſſen Bereich man noch jetzt an einem Bergabhange zeigt. Viele darin wachſende ſaftige Kräuter, woran überhaupt das Gebirge reich iſt, ſind als Heilkräuter bekannt. Außer dieſen zog Rübezahl auch die berühmte Springwurzel in ſeinem Garten, welche den Geiſtern zur Nahrung diente, allerhand Wunder bewirkte (man konnte z. B. damit Schlöſſer öffnen) und von den gefährlichſten Krankheiten heilte.

Rübezahl hauſete gewöhnlich in den unterirdiſchen Räumen, nur nach Jahrhunderten erhob er ſich einmal aus der Tiefe, um auf der Oberwelt ſein Weſen zu haben.

Bei ſolchen Luſtreiſen erlaubte er ſich, bevor dieſe Gegend von Menſchen bewohnt war, allerlei Scherze mit den wilden Tieren. Er hetzte Bären und Auerochſen aufeinander und ließ ſie miteinander kämpfen; oder er ſchreckte Hirſche, Rehe und Haſen aus ihren Lagern plötzlich auf und trieb ſie gleich einem Sturmwinde vor ſich her, als ſolle es eine Hetzjagd gelten; ja, er ſtürzte ſie dabei nicht ſelten von ſteilen Felsklippen in die Tiefe hinab. „Das war ſeine Luſt!“ wie die Sage ausdrücklich hinzufügt.

Als er einſt nach langer Zeit aus dem dunkeln Reiche wieder ans Tageslicht hervorkam, ſah er mit Erſtaunen alles ſo ſehr verändert, daß er ſein Gebiet faſt nicht wiedererkannte. Unten in den Thälern war ein gut Teil der finſtern Wälder ausgehauen und in Ackerland verwandelt; auf den Wieſen weideten unter dem Schutze ihrer Hirten harmloſe Schafe und Rinder; hier und da lagen Dörfer und einzelne Hütten zerſtreut, und die Bewohner derſelben ſah er zur Beſorgung ihrer Geſchäfte aus- und eingehen, vor den Thüren aber ſpielten muntere Kinder und erfüllten die Luft mit Jubelgeſchrei.

Ihres friedlichen Treibens wunderte ſich Rübezahl nicht wenig, ja es erregten die Menſchengeſtalten, die er bis dahin niemals geſehen hatte, ſein höchſtes Intereſſe, ſodaß er's für beſonders lohnend hielt, dieſe Art von Geſchöpfen näher kennen zu lernen und den Entſchluß faßte, ihre Geſtalt anzunehmen und ſich einige Zeit unter ihnen aufzuhalten.

Hören wir, was er nach der Sage dabei erlebt hat.

Zuerſt trat Rübezahl als Knecht in die Dienſte eines Landwirtes und verrichtete alle ihm obliegenden Arbeiten überaus pünktlich. Was er nur unternahm, gelang ihm. Er ſchaffte ſeinem Herrn ſo großen Nutzen, daß derſelbe durch ihn hätte reich werden können.

Allein der Herr war ein liederlicher Verſchwender, der alles durchbrachte, was der Knecht für ihn erwarb, und ſich dabei ſo gleichgültig erwies, daß er dieſem für ſeine Dienſte nicht einmal dankte.

Hierüber wurde Rübezahl ärgerlich und ging zu einem andern, bei dem er ſich als Schafhirt vermietete.

Auch in dieſem Dienſte leiſtete er ungewöhnlich viel. Unter ſeiner guten Aufſicht gedieh die Herde und mehrte ſich außerordentlich. Bei ſorgſamer Pflege erkrankte kein Schaf, auch wurde keins von einem Wolfe zerriſſen, ſo lange Rübezahl ſie hütete.

Der Bauer aber war ein Geizhals, der ihm nicht einmal ſatt zu eſſen gab und ihm bei jeder Abrechnung ſeinen Lohn verkürzte.

Darum ſchied Rübezahl auch von dieſem Menſchenkinde und kam zu einem Amtmann, bei welchem er die Stelle eines Gerichtsdieners übernahm.

Mit gewohntem Eifer verſah Rübezahl hier ſeinen Dienſt und reinigte den Amtsbezirk in kurzer Zeit von Bummlern, Dieben und Straßenräubern. Leider erkannte er aber bald, daß der Amtmann ein ungerechter Richter war, ſich mit Geſchenken beſtechen ließ und nach dem Anſehen der Perſon richtete.

Da mochte Rübezahl nicht länger das Werkzeug der Ungerechtigkeit bleiben und verließ auch dieſen Dienſt.

Die Luſt, noch weitere Verſuche im Dienſte der Menſchen zu machen, war ihm nun völlig vergangen. Er hatte von dem ganzen Menſchengeſchlechte eine ungünſtige Meinung bekommen und wollte die Brut, ſo nannte er ſie, fortan necken und plagen.

Dieſen Entſchluß änderte er aber ſofort wieder, als er in der Ferne ein unſchuldiges junges Mädchen kommen ſah, welches ihm ungemein wohlgefiel. Gleich nahm er die Geſtalt eines jungen Mannes an, geſellte ſich zu der Jungfrau und ſuchte durch allerlei Reden ihr angenehm zu werden.

Doch ſie wollte von dem ihr unbekannten Fremdlinge gar nichts wiſſen, war jedoch in größter Verlegenheit, weil ſie ſich von ſeiner Geſellſchaft nicht zu befreien wußte. Als er nun vollends begann, ihr allerlei Verſprechungen zu machen für den Fall, daß ſie bei ihm bleiben wolle, erkannte ſie ſofort, daß es Entſchloſſenheit gelte und ſann auf eine Liſt, ſich ſeiner zu entledigen.

„Woran ſoll ich denn erkennen," fragte die Schlaue, „daß Du mich ſo wertſchätzeſt?" Er antwortete: „Fordere einen Beweis meines Gehorſams, und Du wirſt ſehen, daß ich Dich als meine Gebieterin anerkenne."

Sie waren an einem Rübenacker entlang gegangen, und der Weg bog eben wieder in einen Wald hinein.

„Fürs erſte," entgegnete ſie und ſah ihn dabei freundlich an, „fordere ich nur einen Beweis Deiner Gefälligkeit. Gehe hin und zähle die Rüben auf jenem Acker! Hüte Dich aber, mich täuſchen zu wollen; verzähle Dich nicht um eine, denn das iſt die Probe!"

So ungern er auch von ihrer Seite ſcheiden mochte, er gehorchte doch ohne Verzug, machte ſich an das Geſchäft und hüpfte munter zwiſchen den Rüben umher. Wohl kam er damit zu Ende; um jedoch der Sache recht gewiß zu ſein, zählte er noch einmal nach und ſiehe, diesmal war die Summe anders, ſodaß er ſich genötigt ſah, zum dritten Mal zu zählen.

Die ſchlaue Jungfrau hatte das vorher geſehen und die Zeit recht wohl zu benutzen gewußt. Schnellen Schrittes war ſie durch den Wald ihrer Heimat zugeeilt und längſt zu Hauſe angekommen, bevor jener die richtige Zahl herausgefunden hatte.

Digitized by Google

Dieſe Überliſtung trug dem Berggeiſte den Namen Rübenzähler, kurzab „Rübezahl“ ein, der ihm als Spottname geblieben iſt.

Nun verſchloß er ſich wieder jahrhundertelang unter der Erde, bis ihn die Neugierde abermals trieb, an die Oberfläche zu kommen. Seitdem aber iſt er launenhaft, erſcheint meiſtens nur, um die Leute zu necken, wohl gar, ſie zu erſchrecken und zu quälen, denn ſelten iſt er in ſo guter Laune, daß er Wohlthaten erweiſt. Ehrlichkeit und andere löbliche Eigenſchaften der Menſchen weiß er aber immer noch hochzuſchätzen, wohl gar zu belohnen.

Rübezahl und der Doktor.

Einſt ſah Rübezahl mitten im Walde einen Mann bei ſtürmiſchem Wetter durch tiefen Schnee mühſam einen ſteilen Berg hinangehen und dabei ſo große Eile verraten, daß er weder rechts noch links blickte, aller Hinderniſſe und Beſchwerden nicht achtete und auch kein einzigmal ſtehen blieb, um auszuſchnaufen.

„Es muß ein Doktor ſein,“ dachte er, „denn dafür ſprechen viele Anzeichen.“

Von weitem folgte er ihm nach, ließ ihn nicht aus den Augen und ſah ihn in eine Baude* treten, die am Ende des Waldes ſich an den ſteilen Berg anlehnte.

Heimlich ſchaute Rübezahl zum niedrigen Fenſter hinein und ſah drinnen auf ſchlechtem, hartem Lager eine kranke Frau mit abgehärmtem und bleichem Ausſehen.

Vor ihr ſtand der Doktor, ſpendete Troſt, gab gute Ratſchläge und reichte ihr Arznei. Ihm wurde herzlich Dank geſagt, und die Kranke fügte mit einer Thräne im Auge hinzu: „Nehmt's zum Lohn, denn ich bin arm!“ Er nickte mit dem einfachen Worte: „Schon gut!“ ſchärfte ihr nochmals ein, wie ſie die verordneten Mittel anwenden ſollte und verabſchiedete ſich.

* Ein Wohnhaus im Hochgebirge wird Baude genannt.

Nachdem der Doktor wieder das Häuslein verlaſſen hatte und eine Strecke Weges gegangen war, gewahrte er einen lahmen Bettler am Wege ſitzen, der ihm ein Säcklein Sand feilbot, indem er ſagte: „Gelehrter Herr, Ihr ſeid gewiß des Schreibens kundig. Kauft mir dies Säckchen Sand ab. Es iſt der feinſte, den man finden kann. Spendet mir dafür ein paar Heller! Als Streuſand könnt Ihr ihn ja immer verwenden!“

Der Doktor blickte dem Bettler in ſein gutmütiges Geſicht, zog ſeinen Beutel, ſchloß den Handel ab und barg das Säcklein in der Rocktaſche. Als er aber zu Hauſe etwas niedergeſchrieben hatte und den vermeintlichen Streuſand verwenden wollte, fand ſich's, daß es Goldſand war. So bezahlte Rübezahl den Doktor.

Rübezahl und die Zſchirnſteine.

Im weſtlichen Teile der ſächſiſchen Schweiz liegt nahe der Elbe Reinhardsdorf, unfern des großen Zſchirnſteines, welcher nächſt dem Schneeberge der höchſte Punkt des Gebirges iſt.* Bei ihm lagern unverſehrte Baſalttrümmer auf zerklüftetem Sandſteine. Wegen dieſes auffallenden Vorkommens wird der Zſchirnſtein fleißig von Fremden beſucht und dabei erzählen die Führer folgende Sage:

Im Rieſengebirge wandelte Rübezahl einſt die Luſt an, auf die Wanderſchaft zu gehen. Als er's zur Ausführung brachte, beſuchte er auch das ſächſiſche Sandſteingebirge, fand ſich jedoch — ein ungeſchlachter Rieſe — ſchlecht in die engen Zerklüftungen hinein und ſtieß plumper Weiſe mit ſeinem dicken und feſten Kopfe ſo hart an einen Felſen, daß dieſer von dem Anprall in zwei Teile

* (1731 Fuß, 543,5 m hoch, der höchſte Berg des Meißner Hochgebirges.)

zerſprang, den großen und kleinen „Zürnſtein“. So werden ſie wegen Rübezahls Zorn ſeitdem genannt.

Im Ärger gab der Unhold dem kleinen Zürnſteine noch einen Fußtritt, was zur Folge hatte, daß deſſen Unterlage einigermaßen zuſammenſtürzte und niedriger wurde. Doch für Rübezahl lief dies nicht ganz ohne Schaden ab; er kam dabei zum Fall und das koſtete ihm zwei Zähne, einen Augen- und einen Backenzahn. Weil erſterer faſt turmhoch und letzterer ſo lang und breit wie eine große Kirche war, ſo iſt's nicht zu verwundern, daß ſie liegen geblieben ſind. Wegen ſeiner ſchönen Abrundung führt der erſtere den Namen Zirkelſtein, der andere aber, auf welchem weder Baum noch Strauch wächſt, wird Kahlſtein genannt, einige nennen ihn auch Kaiſerkrone, denn die Zacken (Wurzeln) des Zahnes ſind nach oben gerichtet.

Im nahen Thalgrunde ruhte Rübezahl von ſeinen Schmerzen aus, weshalb dieſer der Zahngrund heißt.

Die Zähne bluteten ihm ſo arg, daß ringsumher der Boden davon gerötet wurde und das Geſtein bis auf den heutigen Tag von blutrotem Geäder durchzogen iſt.

Erſt nachdem er den Unfall völlig verſchmerzt hatte, trollte er wieder ins Rieſengebirge zurück, wo mehr Raum iſt und er Weg und Steg ſo genau kennt, daß er vor einem neuen Stoße ſicher iſt. Seitdem hat der Scheugewordene nie wieder Wanderluſt verſpürt.

Rübezahl und der Glaſer.

Die großartigſte Glashütte in Schleſien, die Joſephinenhütte, liegt an der Straße, welche von Warmbrunn über das Hochgebirge nach Böhmen führt, und iſt Eigentum der Grafen Schaffgotſch. An ſie knüpft ſich folgende Sage:

Einſt kam ein Glaſer von der Joſephinenhütte, woſelbſt er ſich neuen Glasvorrat gekauft hatte, über das Gebirge und wurde

von der schweren Last müde, sodaß er sich nach einem Gegenstande umsah, auf welchen er sich setzen könnte, ohne seine zerbrechliche Ware, die er auf dem Rücken trug, zu gefährden. Kaum bemerkte dies Rübezahl, als er sich in einen runden Klotz verwandelte, welchen der Glaser dann am Wege liegend antraf und dessen er sich auch, wie jener erwartet hatte, zum Ausruhen bediente.

Des Müden Freude dauerte nicht lange, denn kaum war er zum Ruhen gelangt, da begann der Klotz unter ihm zu rollen und wälzte sich so behende unter ihm fort, daß der arme Glaser samt seinem Glase zu Boden schlug und letzteres in tausend Stücke zerschellte.

Erschrocken und aufs tiefste betrübt raffte sich der Mann vom Boden auf und sah sich nach der Ursache seines Unfalles um. Es geschah vergeblich und er erblickte auch den Klotz nicht mehr, auf dem er gesessen hatte.

„Gänzlich ohne mein Verschulden hat's geschehen können!" sagte er seufzend, und es trat dem Armen dabei eine Thräne ins Auge. Doch zu ändern war es nicht; mit gepreßtem Herzen wanderte er still seine Straße weiter.

Da trat, von einem Nebenwege herkommend, Rübezahl in der Gestalt eines Reisenden näher, gesellte sich zu ihm und fragte, nachdem er ihm ins Gesicht gesehen hatte, nach der Ursache seiner Traurigkeit.

Mit tonloser Stimme erzählte ihm der treuherzige Glaser den ganzen Hergang. „Für volle acht Thaler war's!" klagte er dabei. „Ich weiß nun nicht, wie ich mein Geschäft weiterbetreiben und mich von bitterer Armut wieder erholen soll. Den Schaden kann ich unmöglich ersetzen."

Durch diese Erzählung und Klage wurde Rübezahls Mitleid rege. Er suchte den armen Mann zu trösten, und als das nicht recht gelingen wollte, sagte er ihm, wer er wäre und verriet sogar: „Den Possen hab' ich Dir gespielt, jedoch in guter Absicht. Höre und sei gutes Mutes, denn Dein Schade soll wieder ersetzt werden. Flugs werde ich mich in einen Esel verwandeln. Dann magst Du hurtig aufsitzen, zur Mühle im Thale reiten und mich verkaufen. Meine Absicht dabei ist folgende: Der Müller ist ein

Digitized by Google

Betrüger und soll seine wohlverdiente Strafe erhalten. Mit dem Gelde aber mußt Du Dich so schnell wie möglich von dannen machen."

Der Glaser machte große Augen, als im Nu ein Esel neben ihm stand. Doch besann er sich nicht lange, bestieg ihn, ritt ins Thal und bot dem Müller das Tier feil. Des Handels wurden sie einig, denn er feilschte nicht und ließ dem Müller das Tier für neun Thaler, die er alsbald erhielt.

Fohen Herzens lenkte er nun wieder seine Schritte der Josephinenhütte zu.

Mit dem vergnügtesten Gesichte wurde das gekaufte Tier, welches die drolligsten Sprünge machte, vom Müller besehen. Dann sagte er zu seinem Knechte: „Ich habe einen sehr guten Kauf gemacht! Der arme Schlucker kannte entweder den Wert des Tieres nicht, oder er mußte aus Not verkaufen. In solchem Falle läßt sich ein Schnitt machen. Bringe den Esel in den Stall und lege ihm Futter vor, hungrig wird er schon sein!"

Der Knecht that, wie ihm befohlen war. Als er dem Langohr aber Heu vorwarf, hörte er ihn die Worte sagen: „Ich fresse kein Heu, sondern lauter Gebratenes und Gebackenes!"

Da erschrak der Knecht dermaßen, daß sich ihm das Haar sträubte. Eiligst verließ er die unheimliche Stätte, lief zu seinem Herrn und verkündete ihm, was er habe vernehmen müssen.

„Kerl, Du bist von Sinnen!" schrie der Müller. Als er aber selbst in den Stall kam, fand er keine Spur mehr vom Esel. Statt des Tieres steckte ein Strohwisch im Halfter, und die neun Thaler war er los. Dem Müller aber geschah recht, denn er war nicht nur hartherzig gegen die Armen, wie wir gesehen haben, er hielt beim Kornmahlen mehr Frucht zurück als ihm zukam, sodaß er die Leute der Reihe nach betrog. Die bis dahin geschehene Unbill rächte Rübezahl.

So nahm es der Knecht auch, schüttelte den Kopf und dachte: „Meines Herrn Klugheit ist die rechte nicht. Er ist immer darauf aus, andere zu betrügen, betrügt sich aber selbst. Er kennt nicht das Sprichwort: Was Betrug gewonnen, ist bald zerronnen."

Digitized by Google

Rübezahl als Schweineschlächter.

An dem bequemsten Wege von Schmiedeberg zur Schneekoppe liegt 2000 Fuß über dem Meere das Dorf Krummhübel mit 600 E., von wo aus die Koppe in vier bis fünf Stunden zu erreichen ist. In der Umgegend wird folgende Sage erzählt:

Rübezahl kam einmal zu einem Bauer nach Krummhübel, am höchsten Kamme des Riesengebirges, und bot sich den Leuten an, die Schweine zu schlachten und Würste zu machen.

„Um welchen Lohn?" fragte der Bauer, dem es gerade gelegen kam.

Der vermeintliche Schlächter antwortete: „Ich verlange nicht mehr, als mich einmal recht satt Wurst zu essen.

Damit erklärte sich der Bauer einverstanden, denn er rechnete genau und dachte: „Mag der Gesell immerhin einen guten Appetit haben, ich komme doch wohlfeil weg."

Rübezahl schlachtete ihm nun vier Schweine und machte dann Würste. Alles ging ihm flink von der Hand, sodaß man Ursache hatte, sich zu verwundern.

Sobald die Arbeit vollendet war, folgte der bedungene Lohn. Die Frau legte ihm mit freundlichen Blicken vor, er begann zu essen und aß ohne Aufhören. Da machte der Hauswirt ein langes Gesicht, schwieg aber still. Beim Blick auf die leckeren Würste lief ihm allerdings das Wasser im Munde zusammen, doch bezwang er sich, weil zu befürchten stand, er werde, wenn er mithalte, dadurch des Schlächters Appetit nur umsomehr reizen.

Mit ernster Miene sah die Bäuerin bald den Esser, bald ihren Mann an, und dieser merkte wohl, wie sauer es ihr wurde, ruhig zu bleiben. Doch zog er die Schultern und gab ihr damit zu verstehen, es sei nicht zu ändern, man müsse es geschehen lassen. „Der Arbeiter ist seines Lohnes wert," dachte er, „und es ist ihm ausdrücklich versprochen worden." Als die Frau ihrer Kinder gedachte, wurde es ihr noch schwerer, keine Einsprache zu thun.

Dennoch gelang es beiden, gute Miene zum böſen Spiele zu machen. Sie mußten jedoch erleben, daß der Metzger rein Bord mochte und vor ihren Augen die Würſte von allen vier Schweinen verzehrte. Manierlich ſtand er dann auf, ſagte: „Schlachtet bald wieder!“ und ging fort, ohne von den Leuten auch nur ein Wörtchen des Unwillens hören zu müſſen.

Als nun aber nach dem Weggange des Fremden die Kinder in die Stube traten, und jedes ein Würſtlein zu bekommen hoffte, die Schüſſeln aber gänzlich leer ſah, weil ja nur Schalen übriggeblieben waren, da begann der Jammer den Leuten an die Seele zu gehen, doch jeder äußerte ſich auf ſeine Weiſe.

Die Kinder weinten bitterlich. Die Frau hob mit Wehmut die leere Schüſſel in die Höhe und ſagte: „Da haben ſie gelegen!“ dann ſeufzte ſie. Der Bauer aber runzelte die Stirn und ließ ſich alſo vernehmen: „Es iſt freilich hart, vier Schweine zu ſchlachten und kein einziges Würſtlein genießen zu können; dennoch dürfen wir nicht murren, dürfen uns nicht einmal beklagen: ein Mann, ein Wort! Wir waren ja des Handels einig geworden! Alſo ruhig! Schickt euch darein! Verſprechen und halten ſteht Jungen und Alten.“

Die ſtrenge Mahnung wurde befolgt. Wehmütigen Herzens verhielten ſich alle ſtill, doch wurden der Mutter Augen feucht.

Als aber die Frau nun die Schinken nahm und ſie in die Räucherkammer trug, da fand aller Jammer ſein Ende. Sobald ſie die dunkle Kammer öffnete, gewahrte ſie ihre Würſte, die der Reihe nach an den Querhölzern des Rauchfanges hingen; es fehlte auch nicht eine einzige.

Gleich nachher hatte jedes Kind in der Stube ſein Würſtlein vor ſich, und auch Vater und Mutter ſäumten nicht, ſie zu verſuchen.

Welche Wendung! Freude und Wonne war in allen Augen zu leſen, und es fand ſich, daß die Leute noch niemals ſo gute Würſte gehabt hatten.

Der Bauer aber blickte ſeine Frau an und ſagte: „Der brave Schlächter wird wohl Rübezahl heißen!“

Digitized by Google

Rübezahl und die zwei Handwerksburschen.

Vor vielen Jahren gingen im Riesengebirge einmal zwei Handwerksburschen, welche einander sehr ungleich waren, munter ihre Straße und plauderten von Rübezahl und seinen losen Streichen. Da geschah es, daß einer derselben von ungefähr ein Goldstück im Grase liegen sah und es hurtig aufhob, damit sein Nebenmann es ihm nicht vor der Nase wegnehme.

Nunmehr aufmerksam geworden paßte auch der Genosse auf und gewahrte nach einiger Zeit ein gleiches Stück vor seinen Füßen am Boden.

So ging es fort. Beide sahen bald rechts bald links ein Goldstück blinken und füllten freudig ihre Taschen, obwohl der eine anfangs gespottet hatte. Ja gerade der Spötter zeigte sich am meisten vom Golde berauscht und schien gar nicht ernüchtern zu können. Nachdem er sich einige Zeit der Schätze gefreut hatte, kam er auf den Gedanken, auch seine Augen am Glanze des Goldes zu weiden, nahm einige Stücke aus der Tasche und sah staunend, daß er nur Steine, nur Scherben darin trug.

Da wurde er zornig, und ihm entfuhr das Wort: „Ich wußte es gleich! Der tolle Berggeist neckt die Leute mit Narrenspossen!“ Hiermit war's ihm noch nicht genug, er schmähte und lästerte Rübezahl mit groben Redensarten und sprach dann von dummer Bürde. Hatte es vorhin „nie genug“ geheißen, jetzt warf er's wie Spreu weg und blieb dabei, sich über Rübezahl in losen Reden zu ergehen.

Der Kamerad schwieg dazu und ging ihm ruhig bald vorauf, bald zur Seite, wie es der Weg mit sich brachte. Als jener ihn dann aufforderte, sich doch auch der schweren Scherbenlast zu entledigen, sagte er gelassen: „Die Stunde der Freude hat mir wohlgethan; ich will, was ich aufgelesen habe, zum Andenken mitnehmen.“

„Das ist keine wahre Freude, die nicht dauert,“ so spottete der Genosse und lachte. Doch er erinnerte und dachte an das

Sprichwort: „Gedanken der beſten Zeit macht fliehen von Sünden weit."

Als ſie dann in der nächſten Baude ausruhten und ſich auch durch Speiſe und Trank erquickten, ſagte der Spötter: „Nun zahle von dem Goldbeſitz die Zeche!" ſah dabei ſeinen ſtillen Kameraden liſtig lächelnd an und wandte ſich ſpöttiſch an die andern Gäſte, denen er auf ergötzliche Weiſe ihr Erlebnis erzählte und ſich ſchließlich darüber luſtig machte, daß ſein Genoſſe noch immer die Taſchen voller Steine habe.

Spott und Lachen von allen Seiten war die Folge davon. Einer ſagte: „In Gedanken fährt man auch in der Kutſche!" Ein anderer meinte, da er doch die Taſchen voll habe, werde er wohl auch *ihre* Zeche bezahlen. „Es geht in einem hin!" ſetzte ein dritter hinzu, und alle lachten ohne Aufhören.

Den Geneckten überkam einige Verlegenheit, doch ermannte er ſich, griff in die Taſche, als wenn er bezahlen wolle, und ſiehe, nicht Scherben kamen zum Vorſchein, ſondern blanke Goldſtücke waren es, die er in der Hand hielt.

Nun wäre das Lachen an ihm geweſen, doch er hielt ſich ſtill, und die Bauern machten lange Geſichter, vor allen aber ſein Genoſſe.

Gutmütig bezahlte der Glückliche das ganze Zechgelage und hörte nun zu ſeiner Überraſchung die ſchönſten Lobreden auf Rübezahl von denſelben Leuten, die noch eben ganz anders geredet hatten.

Rübezahl als Holzhacker.

Hirſchberg am Bober, der hier den Zacken aufnimmt, liegt in einem ziemlich breiten Thale und iſt rings von Bergen umgeben, die eine ſchöne Ausſicht bieten. Schon 1108 mit Stadtrechten und einer Mauer verſehen, wurde die Stadt 1241 erweitert. Ihr Wohlſtand wurde durch Weberei von Leinwand begründet, und

Digitized by Google

wird hier beſonders die feinſte Leinwand zu Kleidern und Vorhängen (Schleier) geliefert. Jetzt zählt die Stadt über 14 000 E. An ſie knüpft ſich folgende Sage von Rübezahl:

Ein Geizhals in Hirſchberg hatte einſt vier Klafter Holz fahren laſſen. Während er nun neben dem großen Haufen auf ſeinem Hofe ſtand und ſich eben Gedanken darüber machte, wie er's zuwege bringen wollte, um dem Holzhacker für das Spalten desſelben nicht viel zahlen zu müſſen, trat Rübezahl in Geſtalt eines Holzſpalters zu ihm und bot ihm ſeine Dienſte an.

Auf des Bürgers Frage nach dem Lohn erhielt er die Antwort: „Zum Lohn für meine Mühe verlange ich nur eine einzige Bürde Holz, die ich auf meinem Rücken forttragen will."

Solche Forderung war dem geizigen Manne noch nicht vorgekommen. Gleich nahm er ſie zufrieden an, fragte aber: „Wo haſt Du denn Deine Axt?"

„Damit hat's keine Not!" antwortete Rübezahl, legte ein Bein ab und begann, auf dem andern ſtehend damit mit ſolcher Wucht in das Holz hineinzuhacken, daß die Splitter rechts und links flogen und dem zuſehenden Bürger ein Grauſen ankam.

„Packt Euch fort!" ſchrie er alsbald und verriet die größte Angſt. Aber der Holzhacker berief ſich auf den Kontrakt und trieb ſeine Arbeit eifrig weiter, bis alle vier Klafter kleingehauen vor ihm lagen. Darnach ſchob er ſein Bein wieder feſt ein und ſtreckte ſich ſo lang, daß er über das Haus ſehen konnte, bückte ſich, langte mit den langen Armen zur Erde nieder, raffte die Holzſtücke — alle vier Klafter — zuſammen, hob das Bündel auf den Rücken und trug es zum Hofe hinaus.

Der Geizhals ſah ſtaunend zu und wollte Einſprache erheben. Doch fort war der Holzhacker. Ihm blieb nur das Nachſehen, und der Hof war leer.

Denen, die's erzählen hörten, fielen zwei Sprichwörter ein: „Wenn die Geizigen einen Heller abſchinden können, ſo meinen ſie, ſie haben einen Gülden gewonnen." „Wer einen Geizigen um Geld bringt, greift ihm ans Herz."

Rübezahl und der ehrliche Veit.

Ein Bauer, Namens Veit, war durch die Feindseligkeiten böser Nachbarn um Hab und Gut gebracht worden. Sein Vieh war verkauft, Haus und Hof waren verschuldet, und er besaß fast nichts mehr, als seine gesunden Arme, die aber nicht ausreichten, Frau und Kinder und sich selbst zu ernähren und seine Schulden zu bezahlen. Eines Tages saß er traurig im Winkel seines Stübchens, ihm gegenüber die Frau mit dem kleinsten Kinde an ihrer Brust, die übrigen Knaben und Mägdlein aber standen blaß und abgezehrt umher und nagten an harten Brotrinden.

„Lieber Veit," sagte die betrübte Mutter nach langem Schweigen, „Du weißt es, ich habe im Gebirge noch einige reiche Vettern. Geh doch einmal hin zu ihnen, klage ihnen unsere Not und bitte sie, daß sie uns hundert Thaler auf Zinsen leihen, damit wir uns wieder Vieh anschaffen können. Denn ohne Viehstand gehen wir zu Grunde; haben wir aber wieder Vieh im Stalle, so können wir unsere Nahrung wie zuvor finden und, so Gott will, übrig behalten zum Wiedergeben. Wenn die Vettern hören, daß wir ohne eigene Schuld in die üble Lage gekommen sind, werden sie es gewiß thun."

Der Mann gedachte des Sprichwortes: „Armut prüft Freundschaft." Deshalb gefiel ihm dieser Vorschlag wohl, und nichts hielt ihn ab, den Versuch zu machen. Schon am folgenden Morgen brach er auf und wanderte ins Gebirge zu den reichen Verwandten. Sobald diese aber von seiner Armut hörten, begegneten sie ihm hart, kränkten ihn mit bitteren Vorwürfen, als wenn er's doch selbst verschuldet habe, und wiesen ihn ab, ohne ihm auch nur einen Bissen Brot anzubieten.

„Der Arme ist ein unwerter Gast, wie das Sprichwort sagt," so dachte er und trat traurig seinen Rückweg an. Ihm war anfangs zu Mute, als sei er ein ganz verlorener Mensch. „Was wird meine Frau sagen, wenn sie mich mit leeren Händen zurückkommen sieht? Und wie soll ich den Jammer der Kinder ertragen?"

Dieſe bitteren Fragen beſtätigten ihm die Wahrheit des Sprichwortes: „Armut wehe thut.“ Doch ihm fiel auch das andere ein: „Armut ſucht neue Wege.“ Nach Rettung ſeufzend legte er ſich unter einem Baum ins Moos. Die Stille ringsumher und das Murmeln eines Bächleins in der Nähe erweckten plötzlich in ihm den Gedanken an Rübezahl. „Wie wär's, wenn ich ihn um Hilfe anſpräche?“ fragte er. „Er ſoll zwar ein Schalk ſein, aber er thut doch manchmal Gutes, und ſo grauſam wie unſere Verwandten, auf welche meine Frau ſo große Hoffnung ſetzte, iſt er gewiß nicht.“

Nochmals ſann er darüber nach, dann ſagte er: „Wenn es recht ſchlimm geht, ſo kann's doch nur das Leben koſten, und deſſen bin ich ohnehin überdrüſſig.“

So nahe am Rande der Verzweiflung, ergriff der Verlaſſene das Rettungsmittel, ſprang auf und rief mit lauter Stimme: „Rübezahl!“ und nochmals lauter: „Rübezahl!“

Gleich trat ein Mann in Geſtalt eines Köhlers mit rußigem Geſichte und einem langen fuchſigen Barte vor ihn hin. In der Hand hielt er eine Stange, hob ſie drohend gegen Veit auf und ſagte: „Verwegener! Was erfrechſt Du Dich, mir meinen Spottnamen beizulegen! Weißt Du nicht, daß kein Sterblicher dies ungeſtraft thun darf?“

„Verzeihet, Herr, wohl ahne ich, daß Ihr dieſen Namen nicht gerne höret, doch Euren rechten Namen kenn' ich nicht und ſo blieb mir in meiner Not nichts übrig, als Euch dieſen Namen beizulegen. Doch unſere Sprichwörter ſagen: „Armut iſt ein brennend Hemde,“ und „Armut hat Mut.“ Inſtändigſt bitte ich Euch nun, ſeid ſo gut und leiht mir hundert Thaler auf Zinſen! Nach drei Jahren zahl' ich Euch die volle Summe mit den Zinſen zurück, ſo wahr ich ehrlich bin!“

„Bildeſt Du Narr Dir ein, ich verliehe Geld auf Zinſen? Geh zu Deinen Brüdern, den Menſchen, die ſprich an!“

„Ach!“ ſeufzte Veit. „Sie ſollten thun wie Brüder, aber brüderlich geſinnt ſein, iſt nicht jedermann eigen.“ Dann erzählte der Tiefbetrübte umſtändlich von ſeiner Verarmung und bittern Armut und von der ſchlechten Aufnahme, welche ihm bei den Ver-

Digitized by Google

wandten zuteil geworden war. „Bei vielen Menſchen," fügte er hinzu „bleibt Armut verſchmäht, wie auch das Sprichwort ſagt."

Rübezahl hörte ſchweigend zu, doch ſein Mitleid wurde ſo mächtig erregt, daß er den Entſchluß faßte, des armen Mannes Wunſch zu erfüllen.

„Komm, folge mir!" ſagte er und führte ihn ſeitwärts tief in den Wald hinein. Sie kamen in ein abgelegenes Thal, aus deſſen Hintergrund ein hoher Fels emporragte, der unten mit dichtem Geſtrüpp umwachſen war. Mühſam mußten ſie ſich hindurchdrängen und gelangten an den Eingang einer ſtockfinſtern Höhle, in welche Veit mit Herzklopfen eintrat. In der Ferne hörte er ein Brauſen, wie wenn ein wildes Waſſer niederſtröme. Am Ende des düſteren und grauſigen Ganges traten ſie in einen geräumigen Saal, den ein hüpfendes blaues Flämmchen erleuchtete. Das bläuliche Licht verlieh dem ganzen Raume einen zauberhaften Dämmerſchein. Im Halbdunkel desſelben erblickte Veit in der Mitte eine große Braupfanne, die mit harten Thalern gefüllt war. All das Geld gewahrend, lachte ihm das Herz.

„Tritt herzu," ſagte Rübezahl, der ſo lange vor ihm hergegangen war, „nimm, ſoviel Du brauchſt, und gieb mir dann eine Handſchrift darüber, wenn Du anders zu ſchreiben verſtehſt."

„Ja, ich kann ſchreiben!" entgegnete Veit und zählte ohne Umſtände gerade hundert Thaler, auch nicht einen mehr in ſeinen Schoß und ſteckte ſie dann in die Taſche.

Unterdes hatte Rübezahl Papier, Feder und Dinte herbeigeholt und dem Anſcheine nach es gar nicht beachtet, wieviel Geld der Mann nehme.

Veit ſchrieb den Schuldbrief und händigte ihn dem Gläubiger ein, der ihn in einen eiſernen Kaſten legte und ihn verſchloß. „Gehe hin in Frieden, vergiß aber nicht, daß Du mein Schuldner biſt!" Mit dieſen Worten wurde Veit entlaſſen. „Merke Dir," fügte Rübezahl noch bei, „den Eingang zu dieſem Felſen und halte Dein Verſprechen, denn ich bin ein ſtrenger Gläubiger."

Der Glückliche nickte und gab die Hand darauf. Draußen im Freien aber ſah er ſich nach allen Seiten um, damit er die Stelle wiederfinden könnte. Dann eilte er fröhlich der Heimat zu.

Als er dem Hauſe nahe kam, ſchrieen die ihn erwartenden Kinder ihm entgegen: „Vater, bringſt Du Brot? Wir leiden Hunger!“ Er reichte ihnen lächelnd ſeine Hände entgegen und führte ſie in die Stube zur Mutter. Drinnen wartete ſie ſein mit banger Ungewißheit, merkte jedoch an ſeinem zufriedenen Geſichte, daß der Verlauf ein günſtiger geweſen war. Von den Verwandten ſchwieg er, redete überhaupt nicht viel über ſeinen Gang, reichte ihr aber ein Säcklein mit Grütze und ſagte: „Koche geſchwinde den Kindern Brei! Schon unterwegs hab' ich an ſie gedacht und Grütze gekauft.“ Ein Blick auf die beglückte Mutter und die freudigen Kinder erfriſchte ſeinen Mut erheblich. Die Frau, welche annahm, das Geld ſei ein Darlehn ihrer Verwandten, that ſich darauf nicht wenig zu gute, reiche Angehörige zu haben und ſagte: „Es war ein glücklicher Gedanke, die Vettern um Hilfe anzuſprechen!“

Der Mann ließ ſie dabei. „Du haſt gute Einfälle!“ ſagte er und lächelte ein wenig dazu. Im andern Augenblick aber ſagte er: „Der mir das Geld lieh, ermahnte zu Fleiß und Sorgſamkeit, damit wir ihm zur beſtimmten Zeit Geld und Zinſen bezahlen könnten, und ich erinnere an das Sprichwort: „Der Ehrliche bringt kein i um den Punkt.“ Laß uns thätig und ſparſam ſein und all unſere Kräfte anſtrengen, damit es gelingt!“

Von Stund an dachten ſie darauf, wie das geborgte Geld am beſten verwendet werden könnte, kauften eine Kuh und ein Stück Acker und wirtſchafteten ſchon im erſten Jahre mit ſo gutem Erfolge, daß ſie etwas übrig behielten und ein Ackerſtück dazukaufen konnten. Den Gewinn des zweiten Jahres legten ſie ebenſo gut an, und auch diesmal war Segen dabei. Alles, was ſie unternahmen, geriet ihnen wohl.

Noch vor Ablauf des dritten Jahres legte Veit das Geld zuſammen, und als nun der Tag der Rückzahlung kam, ſtand er morgens früh auf, weckte Frau und Kinder und hieß ſie die beſten Kleider anziehen. „Der Verfalltag iſt gekommen,“ ſagte er, „wir müſſen ins Gebirge, müſſen das Darlehn ſamt Zinſen zurückgeben.“

Er ſelbſt zog ſeinen Sonntagsrock an, dann ließ er den Knecht

anſpannen, nahm den Beutel mit Geld, ſetzte ſich mit den Seinigen auf den Wagen und fuhr dem Gebirge zu. Als ſie an einen Hohlweg kamen, ließ er halten und ſtieg mit Frau und Kindern ab. „Fahre auf der Straße weiter voran," ſagte er zum Knechte, „und warte droben auf der Anhöhe. Wir wollen zu Fuße durch das ſchattige Thal gehen und werden oben wieder zu Dir kommen."

Der Knecht fuhr vorauf. Die Frau aber wunderte ſich nicht wenig, daß ſie einen Umweg machen ſollten, und daß ihr Mann den Geldſack an ſich nahm. Fragend ſah ſie ihn an. Da ließ er die Kinder vorgehen und flüſterte ihr zu: „Nicht von Deinen Vettern hab' ich das Geld geliehen. Dort am Ende des Thales wohnt unſer guter Vetter; er heißt Rübezahl."

Bei dieſem Wort erſchrak die Frau heftig und deutete an, wieviel Böſes ſie ſchon vom Berggeiſte gehört habe.

Veit dagegen rühmte ihn und erzählte ihr nun, wie es ihm mit ihren gefühlloſen Vettern und dann mit Rübezahl ergangen war. Doch ſeine Bemühungen, die ängſtliche Frau zu beruhigen, blieben erfolglos; ſie ſuchte ihn bittend und flehend zurückzuhalten. Er aber ließ ſich nicht irre machen. „Ehrlichkeit wandelt immer auf feſtem Boden," ſo lautet das Sprichwort, woran wir denken müſſen, ſagte er zu ſeiner Verteidigung, riß ſich mit Gewalt los und hieß ſie mit den Kindern ſeiner warten.

Den früheren Weg einſchlagend, gelangte er zu dem vorhangenden Felſen, arbeitete ſich durch das Geſtrüpp und ſuchte den Eingang der Höhle; davon war jedoch keine Spur zu gewahren. Er klopfte mit einem Steine an den Felſen, er klimperte mit dem Gelde, er rief ihn bei Namen, dann: „Wohlthäter! Schuldherr," ſo laut, daß es weithin hallte, doch Rübezahl ließ ſich weder ſehen noch hören. Schließlich ſah der Mann ſich zu ſeinem Leidweſen genötigt, zurückzukehren, ohne ſich ſeiner Pflicht entledigt zu haben.

Als die Wartenden ihn nun von ferne kommen ſahen, waren ſie herzlich froh. Er dagegen war mißmutig und verzagt, daß er ſeinen Zweck gar nicht erreicht hatte, und klagte: „Ich habe das Geld nicht abtragen und den Schuldſchein nicht einlöſen können."

Digitized by Google

Beruhigt war er keineswegs, wußte aber nicht, was nun zu thun sei. Endlich kam ihm der Gedanke, den Geist wieder bei seinem Spottnamen zu rufen. Als es geschah, zitterten und bebten Weib und Kinder, weil sie befürchteten, Rübezahl werde alsbald erscheinen. Doch auch jetzt noch sah Veit sich vergeblich nach dem Schuldherrn um.

Im Begriff, den Wald zu verlassen, spürten sie, daß ein sanfter Wind die Wipfel der Bäume bewegte. Es fielen etliche Blätter nieder und wurden vom Luftzuge raschelnd fortgetrieben. Die Kinder hatten ihr Spiel damit und warfen mit ihren Füßen die Blätter auf. Als einer der Knaben ein weißes Blatt Papier darunter gewahrte und es erhaschen wollte, gelang dies nicht, der Wind führte es weiter und weiter fort. Des Verfolgers Eifer wurde um so größer; plötzlich warf er seine Mütze darauf und gelangte so in den Besitz desselben. Beim Auseinanderfalten staunte er nicht wenig, seines Vaters Handschrift darauf zu erblicken. Ohne Säumen brachte er's seinem Vater, und der erkannte in dem Funde seinen Schuldbrief. Oben war das Papier etwas eingerissen und unten stand geschrieben: „Zu Dank bezahlt."

Da sprach Veit zu den Seinigen: „Freuet euch! Wir sind von unserm Wohlthäter gesehen und gehört worden. Er weiß nun, daß ich ehrlich bin, und hat mir meine Schuld erlassen. Hier halte ich meinen Schuldschein in Händen. „Ehrlichkeit ward nie bereut!" sagt das Sprichwort als Wahrwort."

Nun waren sie all ihrer Sorge ledig und lenkten wohlgemut ihre Schritte der Anhöhe zu, um das vorausgeschickte Gefährt zu erreichen. Bevor sie jedoch bis zum Wagen kamen, sagte Veit zu seiner Frau: „Wie wär's, wenn wir noch Deine Vettern besuchten? Auf der Hälfte des Weges sind wir schon."

Dazu war die Frau bereit, sie lenkten ihre Schritte dorthin und bald schon hielt der Wagen vor dem Hause. Ein unbekannter Mann trat zu ihnen heraus und sie hörten zu ihrem Befremden, daß die vormals reichen Vettern ausgewirtschaftet hätten und in die weite Welt gegangen wären. „Sie werden wohl," fügte der Mann hinzu, „an das Sprichwort gedacht haben: „Wer der Armut entlaufen will, muß schnelle Füße haben."

Digitized by Google

Auf dem Heimwege aber gedachte Veit des Sprichwortes: „Armut in Ehren iſt beſſer, als Reichtum mit Schande."

Er blieb redlich und arbeitſam, nahm immermehr an Wohlſtand zu und half Notleidenden nach Kräften, weil er ſelbſt es erfahren hatte, wie wohl es thut, Hilfe in der Not zu finden.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

PT
915
.K92

848095

Kühne
Ortssagen . . .

Dr. Schwesser 5

My 5 '43 B. E. Black

My 22 '43 R

2 - 37888

Digitized by Google

PT915.K92 c.1
Ortssagen und geographische bilder a
088 177 378
UNIVERSITY OF CHICAGO